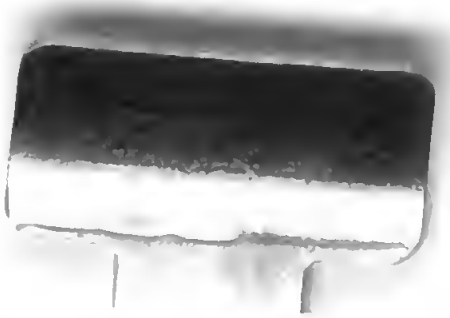
~~UNS. 35 G 15~~

REP. G. 1497 (2)

~~10 49 A. 2~~



Digitized by Google

# Gedankengut aus meinen Wanderjahren

## Zweiter Band

Ein vollständiges Verzeichnis der Schriften
Max Dauthendeys
findet man am Schluſſe des Bandes

Max Dauthendey

# Gedankengut aus meinen Wanderjahren

Zweiter Band

Albert Langen, München

Digitized by Google

Copyright 1913 by Albert Langen, Munich

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Im Januar 1894 reiſte ich, von unbezwinglicher Sehnſucht getrieben, zum bohusländſchen Pfarrhaus zurück. Aber die ſtarken Eindrücke des erſten Aufenthaltes, die in meinen Erinnerungen ſchlackenlos daſtanden, hatten ſich ſo vergeiſtigt, daß die Wirklichkeit jetzt nicht mehr die Höhe der vergangenen Eindrücke erreichen konnte.

Ich blieb deshalb nur bis zum Frühjahr dort und reiſte dann, ehe der Schnee noch vollſtändig weggetaut war, im April nach England, wo ich mit einem amerikaniſchen Künſtlerehepaar, — Freunden des jungen Schweden, mit denen er ſeit ſeiner Amerikareiſe im Briefverkehr ſtand — zuſammentraf.

An dieſe neue Bekanntſchaft knüpfen ſich dann Reihen neuer, mein äußeres Leben und meine Gedanken beſtimmende Erlebniſſe und eine ſpätere Aufenthaltszeit in Paris und in Mexiko.

Bei jenem zweiten Aufenthalt im Pfarrhauſe, bis zum Frühjahr 1894, ſchrieb ich endlich jenes Drama ohne Menſchen: „Sehnſucht," zu dem ich in München, am Achenſee und im Hoftheater während der Byronſchen Manfred-Aufführung angeregt worden war. Aber ich hatte den Stoff zu lange mit mir herumgetragen und hatte mich ſchon über den Urſprungs-

gedanken hinausentwickelt, und fand, daß ich die Gesänge der Sehnsucht, der Wüste, des Meeres und der Gletscher nicht so inhaltsschwer schreiben konnte, wie ich es gewünscht hätte.

Oder stand ich vielleicht nicht genug über der Sehnsucht und war ich selbst zu sehnsüchtig an Geist und Leib geworden? Denn der Wunsch, eine Frau zu finden, ein Mädchen, das liebend, häuslich und geistig kameradschaftlich um mich in einem kleinen stillen Haus walten sollte, dieser Wunsch wurde, je länger ich von der Heimat fort in der Fremde leben mußte, in mir immer dringender.

Aber die Erfüllung dieses Herzenswunsches lag ganz im Blinden. Denn ich konnte mich selbst nicht erhalten und wurde von meinem Vater nur notgedrungen unterstützt. Mit einem Hirn nur voll Pläne und mit Aussicht auf zukünftige Werke konnte ich kein Geld erwerben.

Und mein Vater, der von Monat zu Monat drohte, mir den Unterhalt zu entziehen, weil er mich dadurch auf seine Weise anspornen wollte, fleißig zu sein, er gab mir keine sichere Hilfe, so daß ich daraufhin hätte eine Frau an mich binden können. —

Schon bei meinem ersten Aufenthalt im Pfarrhause hatte ich im lautlosen Verkehr mit den Naturdingen eine Reihe Gedichte geschrieben, von denen jedes die Stimmung eines bestimmten Naturerlebnisses geben sollte.

Ein Gedicht hieß „Amselsang", ein anderes „Faulbaumduft", eines „Vollmond", eines „Morgenduft", eines „Wolkenschatten", eines „Meerwasser-

geruch", eines „Regenduft". In diesen kleinen Gedichtversuchen hatte ich gewagt, Empfindungsbilder, die während des Mondaufganges oder beim Faulbaumduft, beim Regen, bei Wolkenschatten oder beim Amselsang in mir auftauchten, beinahe wahllos und getreu niederzuschreiben. Es waren gesteigerte, phantastische Bilder, die dem alltäglichen Leser sinnlos erscheinen mußten, die sich mir aber beim einsamen Erleben des Regens, des Mondaufganges und des Duftes von Pflanzen und vom Meer in der bohuslänschen Granitwüste aufgedrängt hatten. Und so verwirrt diese Gedichtversuche beim ersten Eindruck erscheinen mochten, es lag doch ein wahrheitsgetreuer Zusammenhang zwischen Bild und Empfindung darin.

Aus jugendlicher Begeisterung und von der Aufgabe durchdrungen, möglichst wirklichkeits- und empfindungsgemäß das Leben in der durchlebten Bilderkette wiederzugeben, entstanden scheinbar form- und sinnlose, abenteuerliche Gedichtversuche, die nichts anderes waren als erste Schiefertafelübungen meiner späteren Lyrik.

Diese Gedichte, die in dem Band „Ultraviolett, einsame Poesien" erschienen sind, können nur als Entwicklungsversuche gelten und haben keinen Sinn für die breite Öffentlichkeit. Aber ohne diese Versuche wäre ich nicht zu meiner späteren Dichtungsweise gelangt, und wenn man mich noch einmal in dieselbe Welt setzen würde und in denselben Zeitgeist, in dem ich aufwuchs, ich würde nicht anders handeln können, als ich es getan habe.

Auf den Titel „Ultraviolett“ war ich durch einen Zufall gekommen. Bei einer Durchreise durch Berlin hörte ich, daß Paul Scherbart einen Verlag gründen wollte, genannt: Verlag der Phantasten. Und ich war aufgefordert, Beiträge zu schicken. Aber der Titel „Phantasten“ gefiel mir gar nicht. Er nahm der Phantasie die Würde und kam mir für die Dichter entwürdigend vor.

Ich machte eines Morgens Scherbart einen Besuch und fragte ihn, warum er denn das Wort Phantasten nötig habe. Wohl sei ich sehr dafür, daß die in den letzten Jahren durch den Naturalismus zu kurz gekommene Phantasie wieder zu Ehren kommen sollte, da die Phantasie der natürlichste Kern des dichterischen Geistes wäre. Aber das Wort Phantasten decke sich nicht mit dem ernsten Wert derer, die ihre Dichtungen phantasievoll und fern vom nüchternen Wirklichkeitsabschreiben gestalten wollen.

„Sagen Sie mir einen anderen Titel, wenn Ihnen einer einfällt,“ meinte Scherbart lebendig.

Nach kurzem Besinnen entfuhr mir das Wort „Ultraviolett“.

Scherbart sagte: „Das versteht nicht jeder.“ Und ich mußte ihm zustimmen, daß für einen Verlag der Name zu unverständlich sein konnte.

Aber als ich Scherbart verlassen hatte, hing ich auf der Straße dem Gedanken noch weiter nach. Denn Scherbart hatte mich gefragt: „Wie kommen Sie eigentlich auf das Wort ‚Ultraviolett‘?“

Dann hatte ich ihm erklärt, daß mein Vater, der sich auf Optik verstanden, durch seine Ausein-

anderſetzungen über die ultravioletten Lichtſtrahlen — die bewieſenermaßen im Weltraum leben, aber vom Menſchenauge nicht erfaßt werden können — mir für dieſes unſichtbare Licht eine große innere Ehrfurcht erweckt habe. Eine heilige Scheu habe ſich immer bei der Vorſtellung dieſes Lichtes „Ultraviolett" in mir geregt.

Außerhalb meines Augenkreiſes, ſagte ich mir, war ein Licht entdeckt worden, das nur berechnet, aber nicht genoſſen werden konnte. Und es hatte mich bei der Vorſtellung, daß jene ultravioletten Strahlen einſam im Weltraum leben müſſen, ohne die Bewunderung des Menſchenauges genießen zu dürfen, immer ein geheimnisvolles Wehgefühl durchſchauert. Das ultraviolette Licht erſchien mir als das Einſamſte unter den einſamen Lebeweſen.

Und da ich nun die Einſamkeit im Norden bewundern und ſchätzen gelernt und gefunden hatte, daß ſie befruchtend auf meine Dichtung wirkte, ſah ich die Phantaſie des Dichters, die fern vom Weltgetriebe reifen und ſich entwickeln muß, als den innigſten Gefährten jenes ultravioletten Lichtes an.

Ich weiß, daß dieſes eine Jünglingsſchwärmerei war, und daß ich im Grunde nicht das Alleinſein an ſich meinte. Denn am liebſten hätte ich die Einſamkeit mit einem Weibe geteilt. Und in der Liebeseinſamkeit wäre ich nie auf den Gedanken verfallen, mich als Leidgenoſſe des einſamen Lichtes Ultraviolett zu fühlen.

Aber ich war damals ſtolz — wie jeder Asket ſtolz auf ſein häernes Gewand, auf ſeine Geißel

und auf ſeiner Geißel Wunde iſt — ſtolz, der ſehnſüchtige Gefährte des lebensfernen Ultravioletts zu ſein.

Und ſo beſchloß ich, da der Titel nicht für einen Verlag paßte, wie Scherbart gemeint hatte, denſelben Titel „Ultraviolett" meiner Sammlung Dichtungen zu geben, die ich teils in München nach Gemälden in der Sezeſſion und teils nach Natureindrücken in Bohuslän niedergeſchrieben hatte.

In meiner Weltabgeſchiedenheit hatte ich auch gefunden, daß Gedichte ſich beſſer einprägten, wenn jedes Gedicht auf ein einzelnes Buchblatt gedruckt war. So wie bei einem Gemälde auf der Rückſeite der Leinwand nicht noch ein Gemälde Platz findet, ſo fand ich es übel, wenn nicht jedes Gedicht auf ein Blatt gedruckt war, ähnlich wie bei Handſchriften, wobei man nur die eine Seite zu beſchreiben pflegt. Und in dieſem Sinne ließ ich mein Buch „Ultraviolett" drucken.

Die Annahme, daß das Buch nur einigen Künſtlern Anregung geben würde, beſtimmte mich, dasſelbe nur in hundert Exemplaren drucken zu laſſen. Damit ich aber mit den fünfzig Exemplaren, die ich verkaufen ließ, da ich die übrigen fünfzig verſchenkte, auf die Druckkoſten kommen konnte, ließ ich den Preis für jedes Buch auf fünfundzwanzig Mark anſetzen. — Heute wird das Buch von den Antiquariaten für achtzig Mark verkauft, wie ich aus verſchiedenen Katalogen in den letzten Jahren erſah.

Daß ſich in der Welt der Kritik kein kleines Geſchrei erhob, als dieſes abſonderliche Buch das

Schaufenſterlicht der Buchhandlungen erblickte, wird ſich jeder denken können, der ein wenig das literariſche Tagesleben kennt. Ich aber war damals ahnungslos wie Johannes der Täufer in der Wüſte. Ich wußte nicht, daß ich eine vierfache Sünde in den Augen der Kritik begangen hatte.

Erſtens: in einer Wirklichkeitszeit, in der „Wiedergabe des Alltagslebens" das Loſungswort der ſchreibenden Welt war, hatte ich phantaſtiſche Poeſie erzeugt. Man ſagte, ich wolle mit dieſem Buch die Kritik an der Naſe führen und ſäße heimlich daneben und verlachte alle und alles.

Zweite Sünde war: die Ausſtattung des Buches, die nie dageweſene Ausſtattung des nur halb bedruckten Buches. Und auch dieſe Sünde war, wie die erſte, doch nur eine Einfaltsſünde von mir.

Die dritte Sünde war der ungeheuerliche Titel „Ultraviolett", wobei alle Kritiker den Nachdruck auf „Ultra" legten. Während ich aber doch nie den lateiniſchen Urſprung des Wortes bedacht hatte, ſondern nur immer von der Wehmut des Gedankens und des Gefühls beherrſcht war, daß jenes wirkliche und unwirkliche Licht dort an der äußerſten Grenze der Weltallvorſtellung aufs Einſamſte lebte.

Meine vierte und auch nicht kleine Sünde war, daß ich bei allen drei Überſpanntheiten auch noch als vierte einen überſpannt hohen Preis angeſetzt hatte, der mir aber gar nicht zu hochgegriffen ſchien im Verhältnis zu meinen Druckunkoſten. Warum ſollte ich nicht für das Buch fünfundzwanzig Mark verlangen dürfen — alle fünfzig Exemplare wurden

verkauft —, da ich doch gar keinen Gewinn für mich beanspruchte, sondern nur auf die Höhe der Druckkostensumme kommen wollte.

Ich merkte lange nicht, in welchem Grad ich mir durch dieses Buch meine Zukunft verbittert hatte. Zwar die Künstler, die Maler, liebten das Buch. Die Dichter blätterten darin verblüfft herum, fühlten den jugendlichen Drang des Dichtenden und waren gerührt von der Askese und der ehrlichen Weltfremdheit, die aus den Zeilen sprachen. Aber die Kritiker sahen mich für einen frechen Eindringling an, für einen wahnwitzigen Narren.

Zwanzig Jahre hindurch konnte ich in fast jeder Kritik, die über meine Art zu dichten geschrieben wurde, das Wort „Ultraviolett" wiederfinden. Wie die Brandmarke, die man einem Galeerensträfling ins Fleisch brennt, rief man mir fortgesetzt das Abcbuch meiner Lyrik in Erinnerung. Auch als ich schon längst über die Anfänge des ersten Könnens hinaus war, wollte man nur immer von meinen ersten Gehversuchen sprechen.]

Wäre ich nicht in einer Zeit der allgemeinen Mauserung der Weltanschauung geboren, sondern wie die Dichter der früheren Jahrhunderte in einer Epoche feststehender Ideale, dann wären diese neuen Gehversuche nicht nötig gewesen. Aber gerade in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begann sich allgemein die europäische Menschheit von einer beinahe zweitausend Jahre alten Idealwelt loszulösen.

Wie den Griechen und Römern der Olymp ein-

gestürzt war vor zweitausend Jahren, so stürzte uns der alttestamentarische Himmel ein nach beinah zweitausendjährigem Glauben. Und wer es ehrlich mit seiner Zeit meinte, mußte dem Erlöschen alter Ideale Rechnung tragen und, im Dunkel stehend, Gehversuche machen, Tastversuche, um zu fühlen, zu suchen, von wo ein neues Licht der Zukunft für Leben und Kunst leuchten würde.

Solche Tastversuche waren für mich mein Buch „Ultraviolett". Ich nehme dieses Buch nicht anders in Schutz. Es ist nur ein Dichtungsversuch, der mir in einer unklaren Zeit genützt hat, der aber nie für die breite Öffentlichkeit bestimmt war. —

Ich verweilte deshalb ausführlich beim Ursprung dieses Buches, nicht um mich zu entschuldigen, sondern um mich und unsere Zeitforderungen zu erklären. —

Mein zweimaliger Aufenthalt im Norden, im bohuslänschen weltfernen Pfarrhause, hatte zur Folge, daß ich einsames und ursprünglichstes Naturleben kennen gelernt hatte und dabei zugleich aus engen Kulturverhältnissen alter deutscher Vergangenheiten losgekommen war, so daß ich jetzt nicht mehr leicht ausgetretene Wege einschlagen konnte. Dieser zweimalige Aufenthalt in Schweden gab mir einen größeren Weltblick. Ein jahrelanges Auslandsleben folgte, wobei ich Kunsteindrücke und vielseitiges Menschenleben aufnahm und Zeit und Vermögen blindlings verschwendete, nie nach Nutzen und Einkünften, sondern nur nach Lebensbereicherung fragend.

Daß ich mir damals das Erleben noch durch die stete Frage störte: wird dieser Tag ein Gedicht bringen? Und daß ich mich bei jedem Weg fragte, ob ich auf ihm eine Dichtung erleben würde. Dieses gehetzte Fragen kam nicht aus meinem Innern. Es war teils von der äußeren jugendlichen Ungeduld, mich betätigen zu wollen, eingegeben, teils kam es aus dem Ansporn, den mein Vater brieflich auf mich ausübte, indem er von Vierteljahr zu Vierteljahr drängte, Neues von mir hören zu wollen. Immer sollte ich ihn auf dem Laufenden halten mit Plänen und Hoffnungen für neue Bücher. Er glaubte wahrscheinlich, Faulheit könne mich hinter seinem Rücken auffressen.

Man wollte zu Hause nicht dem harmonischen und angeborenen natürlichen Entwicklungsfleiß, der jedem jungen Mann, der sich ernstlich ein Ziel gesetzt hat, innewohnt, vertrauen und glauben. Und man spornte den von selbst Fortschreitenden so an, als wenn er ein Eingeschlafener wäre.

O wieviel Sorge kann solche Übersorge anderer uns bereiten! Vertrauen ist das Gefühl, auf das die Jugend ein unbedingtes Recht hat.

Unter diesen Umständen war ich gezwungen worden zu fragen: Wird eine Dichtung aus dieser Reise entstehen? Werde ich diese Reise literarisch verwerten können? — Aber erst nach der Reise um die Erde, in meinem vierzigsten Lebensjahr, fühlte ich mich reif, Geschehenes und Gehörtes in Prosa und Dichtungen ununterbrochen wiedergeben zu können. Dann erst war es mir wieder zur zweiten Natur geworden, unbewußt erleben zu können, ohne dabei an lite-

rariſches oder dichteriſches Verwerten denken zu müſſen.

Bei meinem Sommeraufenthalt in Dänemark am Iſefjord 1893 hatte ich den Entwurf zu einer neuen Dichtung gemacht.

Dieſer gab ich den Titel „Die ſchwarze Sonne". In dieſer Dichtung wollte ich im Gegenſatz zur freudigen Sonne, die Sonne des Leides darſtellen. So wie die Nacht dem Tag folgt, ſagte ich mir, ſo wandert auch durch den Tag der Freuden der ſchwarze Strahl einer ſchwarzen Sonne, und die von ihm Gezeichneten ließ ich zu einer Leidensſchar ſich zuſammenſchließen. Es ſollte dieſer Zug von Leidenden ein Gegenſtück zum Bachuszug ſein, den ich auf dem großen Gemälde von Rubens in der alten Pinakothek in München geſehen hatte.

Der Zug durchwandert die Heide. Nackte Männer, nackte Frauen, nackte Jungfrauen und Knaben, verwundet vom Leid, zuſammengeſchart im Leid und doch ſich ihr Leid nicht eingeſtehen wollend, aber jeder gezeichnet vom Todeskeim, wandern und lagern abends im Wald. Die Stärkſten unter ihnen, die reifen Männer und Frauen pflücken ſchwarze Giftbeeren, und Männer und Frauen ſterben in einer letzten Umarmung.

Die Mädchen, Knaben und Greiſe aber ſteigen morgens vom Wald an den Felſenabhängen hinunter zum Meer und binden angeſchwemmte Stämme zu einem Floß zuſammen. Sie beſteigen das Floß. Sie haben ſich mit Waldkränzen geſchmückt. Das Meer-

ſalz hängt ſich an ihre Lippen, während ſie ſingen. Und als die weiße Sonne des Tages im Mittag ſteht, ſchickt die ſchwarze Sonne des Leides aus der Tiefe des Meeres eine große finſtere Welle herauf, die das Floß mit den bekränzten Singenden verſchlingt. —

Der Einfall zu dieſer Dichtung kam mir am Iſefjord. Ich ging dort einmal bei einem Feldſpaziergang in trauriger Stimmung, gequält von Einſamkeit und bedrängt von der Sorge um das tägliche Leben, an einem Moor vorüber. Vom Anblick der nachtſchwarzen Moorerde und des unheimlichen Moorwaſſers angezogen, und angelockt von Todesluſtgedanken, ſetzte ich mich am Rande des Moores nieder und fühlte, wie die Düſterkeit, die mich bei fröhlicher Stimmung vielleicht erſchreckt hätte, mir jetzt in meiner Traurigkeit wohl tat.

Ich hatte bisher noch nie erlebt, daß mich Düſteres angelockt hätte, und daß ich mich bei Düſterem wohlgefühlt hatte, denn ich war immer lebenswarm und lebensfröhlich geweſen. Nun aber ſagte ich mir, als ich am Moor ſaß und eine Wohltat von der Düſterheit der Landſchaft empfing: es muß zwei Sonnen geben. Eine Freudengeſinnte, die dem Freudiggeſtimmten gefällt, und eine Leidgeſinnte, die dem Leidtragenden wohltut. Und es war mir, als ſah mich aus der Tiefe des Moores die ſchwarze Sonne des Leides an und begrüßte in mir die Düſterheit meines Kummers.

Die Dichtung „Die ſchwarze Sonne", die ich dann zu ſchreiben begann, dichtete ich zum erſtenmal

in Binnenreimen, wobei ich, um das Echo des Wanderns auszudrücken, die Reimworte mitten in die Zeilen stellte, um so die im Takt schreitenden Schritte der Wandernden ertönen zu lassen.

In Kopenhagen schrieb ich den ersten Gesang dieser Dichtung, in London den zweiten Gesang und später in Stockholm den Schluß. Das ganze Gedicht entstand im Laufe von ungefähr zwei Jahren. Ich hatte immer große Arbeitspausen zwischen den verschiedenen Gesängen eintreten lassen müssen, da ich nur dann an dieser Dichtung weiterschreiben konnte, wenn mich ein tiefes Leid grämte.

Auch dieses Epos, obwohl ich es später — noch vor zwei Jahren — in einer neuen Auflage erscheinen ließ, zähle ich unter die Entwicklungsschriften meiner Dichterlehrjahre, von welchen ich hier in diesem Buche nebenbei berichten will.

Diese Jugendbücher waren ekstatische Ausbrüche einer jungen Phantasie. Ich hatte noch nicht die Geliebte gefunden, die der geistigen Freudigkeit als Gegengewicht irdische Freudigkeit des Lebens gibt. Erst später, im Liebeserleben, wurde mein Dichten warmblütig, während meine Dichtungen vorher, Nordlichtstrahlen ähnlich, aus meinem Kopfe schossen und mehr Spukwerk als Kunstwerk waren.

Ich hatte in meiner Jugend immer einen heiteren und lebensfröhlichen Sinn, und wenn ich morgens aufwachte, war ich nie grämlich und ängstlich, immer von Hoffnungen und Lebenswärme bewegt. Alles

Erlebte war für mich immer feſtlich geweſen trotz des unerbittlichen Ernſtes, der in meinem Vaterhauſe geherrſcht hatte. Denn mein Vater war, als ich zwanzig Jahre alt wurde, bald ein Greis von ſiebzig Jahren. Ich fühlte mich oft ein wenig zu weiſe erzogen und kam mir damals etwas greiſenhaft und im Blute unbeholfen vor, beſonders da ich nicht wie andere junge Leute meines Alters Liebesgetändel und flüchtige Liebesverhältniſſe pflegen konnte. Ich war immer von einer ſteten Bangigkeit erfüllt, die große Leidenſchaft verſäumen und verfehlen zu können.

Meinen Vater und meine Mutter ſah ich als Vorbild aufopferndſter Liebe an. Ich wäre nur dann imſtande geweſen, einem Mädchen von Liebe zu ſprechen, wenn ich es zu meiner Frau machen wollte.

Aber die Bedrückung, in meinen damaligen Verhältniſſen keine Frau ernähren zu können, und der Gedanke, daß ich vielleicht jeden Tag der Frau begegnen könnte, zu der ich hätte ſagen mögen: „Wir wollen uns lieben," und für die ich dann wohl Liebe, aber keine Mittel zum Zuſammenleben bereit haben würde — dieſe Erwägungen verfolgten mich unausgeſetzt und machten mich zurückhaltend der Welt gegenüber, der ich jeden Tag von neuem, ſeit ich mein Vaterhaus verlaſſen hatte, die Hoffnung auf Lebensmöglichkeit abringen mußte.

Mein Vater drohte von Brief zu Brief, mir meinen monatlichen Unterhalt zu entziehen, deshalb waren meine Sorgen nicht unbegründet. Und jeden Tag genoß ich nur wie ein Menſch, der ſchnelle Blicke auf eine Landſchaft wirft, indeſſen immer unter-

irdisches Erdbeben grollt, das ihn jeden Augenblick aufscheucht und ihm von seinem, in den nächsten Sekunden möglichen, Untergang redet.

Da ich auch nicht die Leichtigkeit in mir fand, im Plauderstil für Tageszeitungen schreiben zu können, um mir dadurch Geldmittel zu verschaffen, — weil ich mich in einer geistigen Umwälzung befand und bewußt und unbewußt einer neuen Dichtungsart zustrebte und unzersplittert, aufmerksam für den neuen Dichtungsgeist leben mußte, — so war ich oft recht unglücklich in allen Reisetagen, und trotz aller neuen Eindrücke, immer unglücklich umgeben von der mich hilflosmachenden Tagessorge.

Es sollte mir natürlich in Kleidung, Auftreten und Haltung niemand meine oft recht verzweifelte Lage anmerken. Und so trug mein Gesicht meist ein Lächeln, das nur zur Hälfte Lebensfreudigkeit war, zur anderen Hälfte aber eine Anstandsmaske über meine Sorgen legen sollte.

Ich hatte im Winter 1893, ehe ich zum erstenmal nach Bohuslän kam, eine kleine philosophische Betrachtung geschrieben, die ich „die Kunst des Intimen" betitelt hatte. In Bohuslän fügte ich dieser Schrift einen zweiten Teil an, „die Kunst des Erhabenen". In der „Kunst des Intimen" sprach ich von Jakobsens Schreibweise, von Ola Hanson und von Ähnlichen, auch vom Maler Munch. Wogegen ich in der „Kunst des Erhabenen" den vorgenannten Künstlern den Dichter Homer, Dante und ähnliche

gegenüberstellte. Ebenso verglich ich in der Malerei Michel Angelo und die großen Italiener mit den alten Holländern und den Sezessionisten der Neuzeit. Und verglich in der Musik Beethoven und Wagner mit Mozart und Grieg. Mit diesem Uberblick über das Kunstleben aller Zeiten wollte ich zeigen, wie die Anforderungen im Künstlertum immer auf Erhabenes und Intimes zugleich gerichtet waren.

Von dieser Handschrift, die, ich glaube, nur fünfzig Druckseiten aufwies, hoffte ich, daß sie mir nebenbei auch eine kleine Einnahme bringen möchte. Ein kopenhagener Rechtsanwalt, den ich kennen gelernt hatte, und dem die Arbeit gefiel, legte die Druckkosten für das Buch aus. Der junge Schwede hatte die Handschrift ins Schwedische übersetzt, und so erschienen diese Gedanken eines Deutschen in schwedischer Sprache bei einem dänischen Buchhändler in Kopenhagen gedruckt. Die deutsche Handschrift habe ich später auf den Reisen verloren, und die kleine Arbeit ist niemals anders als in schwedischer Sprache erschienen. Ich erzähle dieses, um an manche Hoffnungen und Pläne zu erinnern, die man sich als junger Schriftsteller macht, und die absterben wie Schößlinge eines Baumes, die neben den Hauptästen entstehen und verdorren müssen.

Während ich in Berlin im Winter 1893 jene Abhandlung über „intime Kunst" niederschrieb, war mir auch der Gedanke gekommen, daß man intime Schauspielbühnen einrichten müßte, Bühnen in Zimmern oder Sälen, die nicht durch einen viereckigen Ausschnitt das Bühnenbild vom Zuschauer getrennt

zeigen, sondern den Zuschauern, — welche zwanglos in Gruppen im Saal verteilt sein müßten —, den Eindruck geben sollten, als erlebten sie nicht bloß ein Schaustück, sondern ein intimes Ereignis, an dem sie selbst teilnahmen. Durch das Nichtgetrenntsein vom Bühnenbild sollten sich die Zuschauer enger mit den Erlebnissen verkettet fühlen.

Auch hatte ich geglaubt, da die Schauspieler damals das Pathos noch nicht ganz abgelegt hatten, es müßten die Schriftsteller zuerst noch selbst in einigen Schauspielen auftreten und die neue Spielart den Schauspielern zeigen. Denn die intime Wirklichkeitskunst bahnte sich zuerst in den Köpfen der Schriftsteller den Weg, und nur durch sie, meinte ich, könnte dem Schauspieler das damals noch fast unbekannte Wirklichkeitsspielen beigebracht werden.

Ich hatte ein Jahr vorher im Winter 1891, als ich noch zu Hause in Würzburg war, ein damals noch ziemlich unbekanntes Maeterlinksches intimes Drama, „Der Eindringling" (l'Intruse) aus dem Buch „Die Blinden" übersetzt. Von Maeterlink erhielt ich dann das Einführungsrecht dieses Stückes für Deutschland.

Ich machte dann Ende Winter 1892 mit Frau Marholm einige Besuche bei verschiedenen Schriftstellern in Berlin und forderte sie auf, ein „Intimes Theater" zu gründen. Ich fand offene Ohren. Es schien, als sollten einige Aufführungen zustande kommen, denn die Lust nach einer intimen Bühne lag allgemein in der Luft.

Da es aber schon Frühjahr wurde, verschob man die Angelegenheit auf den nächsten Winter. Doch

war keine rechte Sicherheit zu erlangen, und meine Reiſe nach Schweden und mein langjähriger Aufenthalt im Ausland, brachen dann die verſchiedenen Unterhandlungen ab.

Etwas mutlos hatte mich der Ausſpruch des damaligen Vorſtandes der „Freien Bühne" gemacht, dem ich Maeterlinks Drama „der Eindringling" in meiner Überſetzung eingereicht hatte. Er meinte, daß es jetzt keine Zeit wäre für eine intime Kunſt im Maeterlinkſchen Sinne, die zu zart und phantaſieblau ſei. Beſonders, da eben Gerhart Hauptmann das deutſche Publikum zu ſtarker Nüchternheitskunſt bekehren wolle, würde Maeterlink keine Aufmerkſamkeit wecken.

Und ich ſah auch ein, daß Berlin wirklich im Augenblick nicht der Boden für intime Phantaſie und ſeeliſche Zartheit war, wie Maeterlink ſie bot. —

In Kopenhagen hatte ich außer der kleinen Handſchrift „Die Kunſt des Intimen" und „Die Kunſt des Erhabenen" auf eine Aufforderung der Zeitung „Politiken" eine kleine Skizze geſchrieben. Wie ich ſchon vorher erzählte, war ich damals noch nicht ganz frei von dem Wahn, Phantaſien ſchreiben zu müſſen, in welchen ich — als Gegenſatz zu den alten abgebrauchten Menſchenverkörperungen in der Natur, wie Elfen, Faune, Ungeheuer, Gnomen uſw. — die Natur ohne menſchliche Figurenwelt, einzig als Bild und Erlebnis für ſich, geben wollte.

So hatte ich in jener Zeitungsſkizze farbig beſchrieben, was das Licht der Sommerſonnenſtrahlen erlebt, wenn es ſich durch die Ritzen ge-

ſchloſſener Fenſterläden von den Kornfeldern in einen alten Gobelinſaal eines däniſchen Herrenhauſes hineinſtiehlt und dort bei den alten verſtaubten Möbeln einen Aufruhr von neuem Leben hervorbringt.

Die Kopenhagener Zeitung brachte die erbetene Skizze, zugleich mit meinem Bild und einer Beſprechung über meinen Roman „Joſa Gerth". Und dieſe Zeitung war es, die zum erſten Mal das Wort „Farbendichter" auf mich anwendete, das Wort, das nachher noch jahrelang mein Begleitname in der literariſchen Welt bleiben ſollte. —

Nach meinem zweiten Aufenthalt im Winter 1893—1894 im bohusländſchen Pfarrhauſe reiſte ich zu Anfang April 1894 von Schweden nach London. Ich fuhr auf einem Küſtendampfer vom ſchwediſchen Hafen Uddevalla, ſüdlich von Fjellbacka, ab und erreichte, die Nordſee überquerend, in drei Tagen die Themſemündung.

Ich kann heute noch nicht den Eindruck vergeſſen, den mir die engliſchen Fiſcherflotten machten, die da ſtill lagen im Meer am Themſeeingang auf der großen Silberbank des Waſſers, über dem die Vorfrühlingsſonne bei ſilberberänderten Wolken blitzte. Die ſtill arbeitenden Boote ſahen aus wie unzählige dunkle Fiſche auf einer weißen Metallplatte.

Dieſer Anblick der Vereinigung von Meer und ſtillen Meerarbeitern ließ mich noch einmal vor der Ankunft in London weit und frei aufatmen. Es ſammelt ſich in jedem jungen Herzen ein beklemmendes Gruſeln

an, wenn man zu einer fremden Weltstadt kommen soll. Es gruselte mich, von London verschluckt werden zu können, von den dort angestauten verschiedenen Lebensbegriffen und sich widerstreitenden Lebensgefühlen. Und so genoß ich noch einmal, wie im Abschiednehmen von der Meereseinsamkeit, die mir in Schweden ein weiser Kamerad geworden war, den letzten Meerblick, der mir so unendlich hell und friedlich mit seinen Meerarbeitern einen unzerstörbaren Glückszustand zuspiegelte.

Es wurde Abend, als wir in London in den schmutzigen Dockwassern, an rußigen düsteren Ausladehallen, im Finstern lautlos landeten. Und mehr als die See am Mittag gebraust, toste jetzt rundum das millionenträchtige London in der Nacht.

In einer Pension am Upper Wooburn Place, die in der Nähe des Britischen Museums lag, und wo die Freunde des jungen Schweden, das amerikanische junge Künstlerehepaar, lebten, nahm ich Wohnung.

Der Amerikaner hieß James mit Vornamen, und seine Frau hieß Theodosia. Er war Neuyorker und sie aus San Franzisko, und beide hatten sich in Frankreich auf dem pariser Montparnasse, dem Künstlerstadtteil der pariser Amerikaner, kennen gelernt. Sie hatten sich eben in England trauen lassen und lebten hier auf einem Zimmer der Pension, sorglos bei Künstlersorgen.

In ihnen lernte ich nicht bloß die Menschen eines neuen Zeitgeistes kennen, sondern es sprach auch die Einfalt und Unverbrauchtheit des jungen

Erdteils, aus dem ſie kamen, aus ihren Handlungen und ihren Gedanken.

Bei unſeren erſten Geſprächen erſchien es mir, als unterhielt ich mich mit Schulkindern. Die beiden amerikaniſchen Künſtler hatten in allem einen etwas belehrenden Ton, ſo wie Schulkinder untereinander reden, die ſich und ihre Gefährten ganz richtig für unerwachſene Menſchen halten. Da ſie kein Deutſch ſprachen, wurde unſere Unterhaltung auf Engliſch oder in ſchlechtem Franzöſiſch geführt, was den belehrenden Ton bei den beiden erhöhte.

Ich hatte noch nicht viel von Okkultismus gehört und nicht viel von Aſtrologie, nichts vom engliſchen myſtiſchen Maler Blake und ſeinen Geiſterdichtungen, ebenſowenig kannte ich Swedenborgs überſinnliche Philoſophie. Ich wußte nichts von Geheimbünden. Ich wußte nur, daß dieſe Art Gelehrſamkeit in Deutſchland mittelalterliches Treiben genannt wurde, und daß ſie mir auch immer aus der Ferne als ſolches erſchienen war. Ich glaubte nie an Wahrſagungen, nie an Aufſtellung von Horoſkopen, noch an ägyptiſche, arabiſche oder indiſche Sterndeuterei. Das amerikaniſche Ehepaar aber nannte ſich Adepten eines myſtiſchen Geheimbundes, über den ſie nicht reden durften.

James wollte Bildhauer werden, Theodoſia Malerin, und deshalb waren ſie von Amerika nach Europa gekommen. Und als ich ſie fragte, wozu ſie denn die myſtiſche Lehre für ihre Kunſt nötig hätten, ſo ſagten ſie mir ganz richtig, jede Kunſt brauche einen ſeeliſchen Inhalt, eine geiſtige Bildungslinie. Und

als ich sie fragte, ob ihr Geheimbund die Freimaurerei sei, da lachten sie und meinten, daß die Freimaurer weit entfernt seien von dem Kreis, dem sie angehörten.

Das Zimmer, das sie bewohnten, war geräumig und bildete für sie beide: Schlafzimmer, Wohnzimmer, Eßzimmer und Atelier. Bisher hatte ich noch nie ein junges Ehepaar der gebildeten Stände kennen gelernt, das, auf einen so bescheidenen Raum angewiesen, so glücklich lebte wie diese Amerikaner. Und wenn ich heute an jenes londoner Zimmer zurückdenke und an das Kaminfeuer, an den londoner Nebel vor den Fenstervierecken und an das ewige Teewasser, das auf den Kohlen des Kaminrostes den ganzen Tag gekocht wurde, dann entzückt mich immer noch der bescheidene Geist jener strebenden und sich gegenseitig anspornenden amerikanischen jungen Eheleute.

An den Wänden ihres Zimmers waren mit Heftnägeln unzählige Photographien an die Tapete gesteckt. Botticelli, dessen Ruhm damals alle Amerikaner mit besonderer Vorliebe in Mode gebracht hatten, war mit seinem Bild „Primavera" vertreten. Leonardi da Vincis „Mona Lisa", einige Photos von Holzschnitten Albrecht Dürers und verschiedene Bilder von Michel Angelos Arbeiten waren hier zum Studium und zur künstlerischen Augenlust ganz willkürlich an der Wand um den Kamin verteilt.

Zuerst wollte ich nicht recht zuhören, wenn die Amerikaner mir die Mystik der Darstellungen Michel

Angelo's, die Myſtik Leonardo da Vincis und Albrecht Dürers erklärten und immer von Myſtik und Symbolik bei allen alten Meiſtern ſprechen wollten. Aber zwei Menſchen gefunden zu haben, die eine neue Weltanſchauung in der Myſtik ſuchten, die ein neues Heil in ägyptiſcher, arabiſcher und indiſcher Aſtrologie zu finden glaubten, die überhaupt nach einem Sinn des Lebens fahndeten, das feſſelte mich an dieſe amerikaniſchen Künſtler.

Und ich machte mich geduldig, um ihnen zuzuhören bei ihren ganz unglaublichen myſtiſchen Ergründungen, die ſie immer wieder von neuem aus ihrem Geheimbund mit nach Hauſe brachten.

Ich hätte gern etwas Näheres über dieſe geheimen Verſammlungen erfahren. Sie aber ſagten, ich wäre noch viel zu ungläubig und zweifelnd und müßte, blind ergeben, ohne Mißtrauen, mich zuerſt in Aſtrologie und okkultiſtiſche Lehren vertiefen, und wenn ich dann von dem heiligen Drang erfüllt wäre, ein Adept werden zu wollen, ſo würde ich ganz von ſelbſt den Weg zu dieſem Geheimbund finden.

Manchmal in den erſten Tagen fragte ich mich, ob ihr ganzes Gebaren nicht vielleicht ein Künſtlerſcherz ſei. Vielleicht würden ſie ſpäter über mich beluſtigt lachen. Denn es ſchien mir ungeheuerlich, daß zwei aus dem Wirklichkeitsland Amerika, zwei aus dem Arbeitsland kommende Neuzeitmenſchen, in die Dunkelheiten der Aſtrologie, der Alchemie, der Scholaſtik und Myſtik zurückkehren wollten. Es war mir, als ob freie Menſchen um Ketten und Kerker bettelten.

Der Amerikaner Weisheit hatte aber nichts mit dem Wissen der Theosophen gemein. Sie verneinten es lebhaft, als ich sie fragte, ob ihr Bund etwas mit Theosophie zu tun hätte.

Sie malten und bildhauerten in London nicht, sondern sagten, das würden sie wieder aufnehmen, wenn sie nach Paris zurückgekehrt wären. Sie waren nur jetzt nach London gekommen, um sich in die Geheimwissenschaften zu vertiefen und sich in jenem Geheimbund unterrichten und belehren zu lassen.

Sie waren aber niemals düster gestimmt, immer fröhlich und glücklich. Nur hatte für mich ihre Fröhlichkeit etwas Körperloses. Sie konnten sich nur immer bei übersinnlichen Gedanken aufhalten, ähnlich wie es jene Theosophen getan, denen ich in München begegnet war.

Sie lachten mich aus, als ich sie fragte, ob die Lehre, der sie nachgingen, der Spiritismus sei. Ich wußte damals noch zu wenig von Okkultismus und erst später erfuhr ich, daß jene beiden einer okkultistischen Gesellschaft angehörten.

Dadurch, daß die Unterhaltungen mit jenen beiden Okkultisten immer halb Englisch, halb Französisch geführt wurde, fühlte ich mich sehr aus meinem Gleichgewicht gehoben und aus meinem Deutschtum fortgerückt, und die Einsamkeit meiner Gedanken war dadurch in dem unendlichen London unendlich viel größer, als sie im Pfarrhaus im Bohuslän gewesen, wo ich mit der Natur erquickenden Gedankenaustausch gepflegt hatte. Denn die Gespräche über Mystik bereiteten mir zuerst nur Qual.

Digitized by Google

Es war mir, wenn ich der Geistesrichtung jener Okkultisten folgte, als ginge ich in den Spuren der schwarzen Sonne, die ich am Isefjord in Dänemark in das schwarze Moor hineingedichtet hatte.

Das große düstere London selbst erschien mir wie eine schwarze mächtige Sonne. Als ich in jener Nacht, vom schwedischen Schiff kommend, die finsteren Docks betrat und sofort in den Bauch der Erde steigen mußte und in rauchigen Tunnels, beinahe zwanzig Stationen weit, unterirdisch reisen mußte, um zum Upper Wooburn Place zu gelangen, da glaubte ich durch die Eingeweide der Erde zu jagen.

Noch am Mittag desselben Tages war ich auf der Silberbank des Meeres unter silbriger Sonne gewesen, war durch silbrige Luft in die Themse eingefahren, an dem grünen Ufer von Greenwich und Richmond vorüber, und jetzt schien es nirgends mehr Meerfreiheit und ländliches Grün zu geben. Seitdem ich da in der Unterwelt fuhr, war mir, als führe ich in die Erdfinsternis, von aller Natur und Natürlichkeit fort, als tauschte ich klare Gedanken gegen dunkle Hirngespinste ein.

Seltsamerweise wirkte aber London, als ich es dann bei Tage sah, gar nicht so himmelgetürmt und nicht so geschäftshastig und großstadtgierig wie Berlin in jenen Zeiten auf mich gewirkt hatte. Die vielen Straßenzüge in London, in denen sich kleine Familieneinzelhäuser überaus schmucklos und einfach, ohne Schaufenster und, nur zweistöckig, aneinanderreihten, wirkten in ihrer Schlichtheit und Unauffälligkeit und

in ihrer gediegenen Nützlichkeit, wenn auch eintönig, so doch menschenwürdig.

Die londoner Geschäftsstraßen waren sachliche Arbeitsstraßen, in denen einem das Geldverdienen als eine Naturnotwendigkeit erschien, wobei die Arbeit nicht fieberhaft war, sondern gründlich, stark und einfach verrichtet wurde.

Durch eine im englischen Volk eingewurzelte und durch Geschlechter eingeführte klare Lebensordnung, der sich die ganze Stadt wie eine gut arbeitende, nirgends von Willkür gestörte Maschine hingibt, wirkte diese Millionenstadt mit den kleinen Familienhäusern fast friedlich und traulich wie ein Riesendorf.

Der Segen des Sichunterordnenkönnens der einzelnen unter Väterſitte und unter unumstößliche gesellschaftliche Sitte wirkte bei einer Millionenbevölkerung ungemein wohltuend. Und die tadellose Ordnung im englischen Tagesleben umgab wie ein Schutz, wie die Weihe heiliger Naturgesetze, den Fremdangekommenen. Auch der willkürlichste Mensch wird vom englischen starken Ordnungsleben, das das riesige London, wie einen sicher geleiteten Gutshof, tadellos arbeitend zusammenhält, zur Selbstzucht angespornt. Denn ohne Selbstzucht und Unterordnung des einzelnen unter das Massengefüge konnte hier wie überall im Weltall keiner vorwärtskommen.

Der Engländer, der unausgesetzt Achtung oder Verachtung austeilt, züchtet sich auch die Fremden, die zu ihm kommen, so wie er gewöhnt ist, den Länder, die er erobert hat, und ihren Eingeborenen englische Ordnung und englischen Lebenssinn beizubringen.

Digitized by Google

England hat es, wie man weiß, mit dieſer Ordnungsſtrenge erreicht, daß rund um die Erde ſeine Sprache die Reiſe- und Weltſprache wurde. Dieſes von altersher feſtſtehende, eingeſchulte engliſche Weſen, das ſtolz auf ſich ſelbſt beruht und ſich alles Fremde kraftvoll unterordnet, fühlte ich als wohltuende Macht vom erſten Schritte an, als ich engliſchen Boden betreten hatte.

Als ich an jenem Ankunftsabend, der Untergrundbahn entſtiegen, zum Penſionshauſe am Upper Wooburn Platz kam — das ſich in nichts unterſchied von den tauſend ſtillgeordneten Nebenhäuſern, und das dadurch häuslich und vornehm in ſich zurückgezogen wirkte —, fühlte ich mich ſchon in jener Straße durch die ſchweigende Ordnung wohl aufgehoben.

Da war noch ein altmodiſcher Türklopfer außen an der Haustüre, ein Klöppel, der auf eine Bronzeplatte fiel. Ein ſchlank gewachſenes Dienſtmädchen in ſchwarzem Kleid mit weißen Manſchetten, weißem Kragen und weißem Häubchen öffnete und geleitete mich durch die Vorhalle, die aber keinen kahlen Gang und kein kahles Treppenhaus aufwies. Selbſt dieſe nebenſächlichen Hausräume waren traulich mit Hausgeräten und Bilderſchmuck ausgeſtattet, und mir war, als ſei ich in ein altes Herrſchaftshaus und in einen Kreis alter Familienüberlieferungen eingetreten.

Auch der überall ſparſam verwendete Raum im Hauſe, wo eingebaute Schränke, Tapetentüren und eingeſchachtelte Kammern den Hausraum ausnützten — ich möchte ſagen das Hausleben verinnerlichten

und einem den Wert von jedem Zoll des londoner Bodens deutlich in Erinnerung brachten —, dieſes Raumſparen erhöhte den Reiz des Wohnens. Man befand ſich in einem ſolchen Hauſe wie in einer Schatulle, welche Geheimfächer barg, und an der das ſorgſam Durchdachte dem Eintretenden Vertrauen einflößte und ihm Beſtätigung vom Wert des Lebens gab. Sich beſchränken müſſen und ſich klug und gewandt beſchränken können, ſich für das Leben züchten müſſen, das redete hier jeden, der das Leben ernſt nehmen wollte, wohltuend auf Schritt und Tritt an, innerhalb und außerhalb der Häuſer Londons.

Daß das engliſche Volk auf einer engen Inſel lebt und in ſeinem Vaterland jeden fußbreit Erde liebt, daß es ſozuſagen im Meer verlaſſen lebt, auf ſich allein angewieſen, umgeben von den ungeheuren Meereshorizonten, die dieſes Volk weltblickend werden laſſen und es zugleich heiß heimatliebend machen, dieſes wurde einem in London täglich bewußt gemacht. Und daß dieſes Meervolk, vom Feſtland getrennt, im Gegenſatz zu den Feſtlandvölkern ſich eigenwilliger und im beſten Sinne eigenſinniger entwickeln mußte, das wurde mir täglich beim Wandern und Beobachten engliſcher Eigenart und engliſcher Gediegenheit von den londoner Straßen erklärt.

So erſtaunte es mich auch bald nicht, daß hier im Mittelpunkt der fünf Weltteile, hier wo man täglich großzügige Fühlung mit Ägypten, Indien und mit dem fernſten buddhiſtiſchen Aſien hat, eigenartige Gedankenmiſchungen entſtehen können. Gedanken-

miſchungen, die, ebenſogut wie die neuzeitliche Wiſſenſchaft, eine Fortſetzung in der Entwicklung des Menſchheitsgeiſtes hervorbringen können. Da die Engländer im fernen Oſten mit fremdem Volksgeiſt in ſteter Berührung leben, können aſiatiſche alte Weisheiten echter und unverfälſchter durch den gradlinigen Meerverkehr der Engländer nach London kommen, als dieſes in Deutſchland oder in den anderen Feſtländern der Fall iſt, die nicht ſo ſehr im Mittelpunkt des Weltverkehrs ſtehen.

Bei uns in Deutſchland riß die Wiſſenſchaft im letzten Jahrhundert in den Herzen und den Hirnen der Gebildeten alte Weltanſchauungen ein, aber ſie baute keine neuen Ideale auf. In England aber, wo Väterſitte unerſchütterlicher feſtſteht als bei uns, reißt man nicht ſo leicht ein, ſondern baut — eingeſchachtelten Räumen in den Häuſern ähnlich — buddhiſtiſche, mohammedaniſche und altägyptiſche Ideenwelten in die chriſtliche Weltanſchauung hinein. Und, in dem man nicht bloß Rohprodukte aus den aſiatiſchen Kolonien in London einführt, ſondern auch die Geiſtesprodukte der unterworfenen aſiatiſchen Nationen, verſucht man in England, Gedankenreiche aus der Vereinigung fremder Weltanſchauungen, zuſammengeſchmiedet mit der heimatlichen Gedankenwelt, zu gründen.

Die Inder, die Ägypter, Aſiaten und Afrikaner, denen der Londoner täglich in ſeinen Straßen und in den Geſellſchaften, als zum engliſchen Reich Zugehörigen, begegnet, konnte er auf die Dauer auch

geistig nicht unbeachtet lassen und mußte über ihr ihm fremdes Geistesleben nachdenken.

So versteht sich meistens der Engländer heutzutage besser als irgend ein Europäer auf japanische und chinesische Kunstwerke, und die englische Literatur ist reich an asiatischen Übersetzungen und an ernsten Werken schlichter getreuer Kunst- und Sittenschilderungen asiatischer Völker. Während die deutschen Reisewerke vielfach von deutschem Gelehrtenwissen beleuchtet niedergeschrieben werden, sind die vielen Werke der englischen Privatreisenden — deren es natürlich bei dem ungeheuren Weltverkehr englischer Schiffe Legionen gibt — allmenschlicher, freundlicher und traulicher gehalten. Der Inhalt dieser Werke ist mehr von allmenschlicher Bewunderung erfüllt als von geistiger Überhebung.

Während in England durch den ungeheueren Welt- und Völkerverkehr sich neue Anschauungen den alten Anschauungen beimischen und Möglichkeiten einer gedanklichen Umgestaltung zulassen, stocken in Deutschland seit der Wirklichkeitserkenntnis der neunziger Jahre die Entwicklungen zu neuen geistigen Idealen hin fast vollständig. Man spürt von der großen deutschen Flotte her noch keinen Völkerweltverkehr und Weltgedankenaustausch im deutschen Lande selbst.

Ich will aber nicht sagen, daß in England in den breiten Volksmassen große gedankliche Umwälzungen erreicht worden sind. Doch praktische Umwälzungen sind erreicht worden, wie zum Beispiel die von England kommende Einrichtung der segenstiftenden Heilsarmee

oder die von England und Amerika kommende Lehre von der „Christlichen Wissenschaft", der „christian science", die durch bewußte geistige Erhöhung die Gesundheit des Körpers anstrebt.

In Deutschland selbst ist nichts der Art aus der Nation entstanden. Man lebt bei uns noch von einem wissenschaftlichen Wirklichkeitssinn befangen.

Aber ein Siebzigmillionenvolk sollte sich doch zu neuen geistigen Höhen, zu neuen Idealen hin aufraffen. Immer noch befangen vom Geist der achtziger und der neunziger Jahre, in denen die Künstler und Gelehrten den Weg zur Wirklichkeit wiesen und zum Niederreißen falscher Ideale, verrannte sich jetzt die deutsche Welt in Wirklichkeitslust.

Die Zeit Goethes, die sich an den griechischen Göttern Erhebung holte, die Zeit Walters von der Vogelweide, in der das Christentum noch ein jung blühendes Ideal war, soll natürlich nicht wiederkommen. Aber die Wirklichkeitslust, die heute herrscht, die ohne Geistesluft ist, sie artet auf die Dauer in ein niederes Vergnügen aus, bei dem die nach neuem Geist sehnsüchtigen Menschen nicht ewig mittun können. Und die Luft nach einer neuen Geisteserhebung schwebt überall in der Luft, so wie am Ende des Winters die Sehnsucht nach dem Frühling da ist.

Dieses Streben nach einer neuen Weltanschauung, das ich bei dem jungen amerikanischen Ehepaar schon vor zwanzig Jahren in London miterlebte, bestätigte es mir schon damals, daß die naturalistische Kunst, die in der Literatur in Deutschland in Ger-

hart Hauptmann ihren ersten größten Vertreter fand, nicht die allein seligmachende Entwicklung in der Dichtung bleiben würde.

Eine Vereinigung von starker Wirklichkeit und höchster Geistigkeit, eine festliche Weltauffassung vom festlichen Weltalleben und aus einer sich demütig und doch allmächtig fühlenden Menschheit heraus wird eine neue Festwelt für die jungen Dichter entstehen.

Weil im Weltalleben nichts zu klein und nichts zu dunkel ist, als daß es nicht Aufnahme in den Verstand und in das Gefühl einer neuen Menschheit finden müßte, so öffnete ich damals, nachdem ich den ersten Widerwillen überwunden hatte, willig Herz und Ohr auch der mittelalterlichen Welt, der ägyptischen Magie, der assyrischen Sternkunde, der indischen Adeptenlehre, der mittelalterlichen Alchemie und hörte tage- und wochenlang den Auseinandersetzungen des jungen und geistig entzückten amerikanischen Ehepaares zu.

Ich ließ mir die dicken Bände des Geisterdichters William Blake vorlesen und deuten. Und war in Bohuslän die Welt für mich stark, prächtig, natürlich klar und handgreiflich am Meer und beim Granit und in dem würdigen Pfarrhaus ausgebreitet gewesen, so gerade dem entgegengesetzt, unklar, geisterhaft, aber doch nicht unnatürlich, bei aller Finsternis nicht unglaubhaft, malte sich jetzt vor mir in jenem kleinen londoner Zimmer die tastend begeisterte Dunkelwelt der Magie.

Ich glaubte zuerst, daß jene beiden Menschen,

die mich in die Geheimwelt des Geiſterlebens einweihen wollten, es ebenſo auf Wunderverrichtung abgeſehen hätten, wie ich und mein Freund, der junge Philoſoph, einige Jahre vorher, an jenem Auguſtnachmittag auf dem Gute bei Würzburg, Wunderwünſche gehabt hatten.

Ich ſagte deshalb den Amerikanern, daß ich längſt über die Sehnſucht, Wunder zu erleben, fortgekommen ſei und deutete ihnen an, daß meine Weltanſchauung darin beſtehe, das größte und kleinſte Leben im Weltall, ebenſo wie mich ſelbſt, als feſtlich zuſammengehörig anzuſehen und jedes Leben als ſeinen eigenen Schöpfer und zugleich als Mitſchöpfer des ganzen Alls zu betrachten. Ich ſagte ihnen, das Weltall würde von mir als ein Feſtleben, als eine unendliche Feſtlichkeit angeſehen, bei der wir alle ewig in Freude und Leid mitfeiern und alle von neuem Leben zu neuem Leben die Feſtgeſtalt wechſeln und dabei alle alles beſitzen und zugleich der Beſitz aller ſind.

Da ſagten die beiden Amerikaner: „Das iſt im Grund dieſelbe Lehre, die wir meinen. Wir haben ſie in einem Geheimbund erfahren, und Sie ſind mit Ihrem Freund, dem Philoſophen, durch eigenes Nachdenken zur ſelben Erkenntnis gelangt.

Wir glauben dasſelbe. Wir glauben auch, daß wir Menſchen Wunder wirken könnten, aber aus Weisheit das Schöpfungswerk nicht durch törichte Wunderſucht ſtören wollen. Denn dann wären wir nicht mehr weiſe. Wir glauben ebenſo an die Feſtlichkeit des Lebens. Wir glauben aber auch, daß man ſich

die großen Kräfte der Sterne ebenso zu Nutzen machen darf, wie man sich Elektrizität und Dampfkräfte zu Nutzen gemacht hat.

Denn es wird kein vernünftiger Mensch daran zweifeln können, daß die Sternenmassen, die sich im Himmelsraum bewegen, die sich bald einander nähern, bald voneinander entfernen, in denen ganze Sonnensysteme wandern, daß diese Sonnen, die sich mit ihren Planeten umkreisen — daß diese sich einander nähernden und sich entfernenden Weltkörpermassen nicht untereinander Einflüsse ausüben müssen auf das Leben, das auf ihnen besteht.

Die Riesenschwankungen, die die Annäherungen solcher Massenungeheuer gegenseitig erzeugen, bleiben nicht ohne Einfluß auf die pflanzliche, tierische, chemische und menschliche Welt, die sich auf den verschiedenen Gestirnen befinden mag.

Darum sind die sich verschiebenden Stellungen der Sterne von Bedeutung für das kleinste Atomleben, also auch für das Menschenleben auf unserem Gestirn. Die Verschiebungen der Sterne bringen durch bedingte Atomverschiebungen Veränderungen chemischer Prozesse hervor. Denn die verschiedenen Gestirne stehen, wie jeder weiß, auf verschiedenen Verbrennungsstufen. Sie sind außerdem verschiedenartig zusammengesetzt. Und angenommen, es würden auch auf jedem Stern dieselben Elemente vorhanden sein, so sind diese doch in verschiedenen Hitze- und Abkühlungsstufen von verschiedenster Wirkung."

Diese letztere Erklärung sagte ich mir selbst, als die beiden Amerikaner mir die Sterneneinflüsse glaubhaft

machen wollten. Ich ſagte mir: betrachtet man das Weltall als eine chemiſche Maſſe, in der jedes Sonnenſyſtem ein Molekül bedeutet, das ſich wieder aus Atomen zuſammenſetzt, und ſieht man die Planeten jedes Sonnenſyſtems als Atome des Sonnenſyſtem-moleküles an, ſo kann man ſich recht gut vorſtellen, daß Aufruhr und Änderungen in dieſer chemiſchen Verbindung entſtehen, wenn zum Beiſpiel ein Komet, der ein Atom darſtellt, ſich einem Molekül, einem Sonnenſyſtem nähert, und deſſen Bahn kreuzt.

Angenommen, es ſei irgendein chemiſcher Stoff auf dem Komet überwiegender tätig als auf dem Planeten, deſſen Bahn der Komet kreuzt, ſo wird er wie ein Gärungskeim auf die vorher ruhige Bahn des Planeten einwirken. Denn durch Strahlung kann der Komet kleinſte Körperchen, wie zum Beiſpiel Elektronen, aus der Ferne in das Sonnenſyſtem aufrühreriſch ſchleudern und vorübergehend Zerſetzungsprozeſſe erzeugen, die ſich dann ſelbſtverſtändlich als Unruhen, als Erdbeben, Störungen, Krankheiten des Waſſers, Krankheiten der Luft, Krankheiten der Erde, Störungen in der Elektrizität, die ſich alſo auch als Krankheiten der elektriſchen Ströme auf jenem Planet fühlbar machen. Die Lebeweſen unſeres Planeten, die Menſchen zum Beiſpiel, würden dann unruhiger denken, unruhiger handeln, geſtört im Gleichgewicht, kriegeriſcher geſinnt ſein und fieberhafter und gewalttätiger werden.

Kriege, die ſonſt bei ruhigerem Überlegen vermieden werden könnten, werden bei dem gereizten Geiſteszuſtand, in dem ſich der ganze Planet befindet,

durch die Strahlenstörung, die er vom Kometen erhielt, unvermeidlich werden, ebenso wie Mißwachs, Erdkrankheit und Hungersnot dann die Folge sein könnten.

Den denkenden Menschen muß es einleuchten, daß die gesamte Sternenwelt als eine Molekül-, Atom- oder Elektronenwelt gedacht, mit kreisenden Molekülwelten, das heißt Sonnensystemen, fortgesetzten Veränderungen unterworfen ist, die je nach den Molekülverschiebungen, je nach den Sternstellungen einsetzen.

Zu jeder Stunde der Nacht und des Tages ist die Sternstellung eine andere rund um den Planeten Erde. Also sind die Wirkungen im Weltall und auf der Erde, die chemischen Prozesse, die statthaben, stündlichen Veränderungen unterworfen.

Sagen wir nun, die chemische Masse Jupiter, oder die chemische Masse Venus, oder die chemische Masse Merkur entfernt oder nähert sich der chemischen Masse Erde, so müssen unbedingt, wie bei dem Nahen eines Kometen, Schwankungen bei allen Leben der Erde eintreten.

Nun sind aber nicht bloß alle Sterne in verschieden starken Elementzusammensetzungen zu denken. Sondern auch die verschiedenen Pflanzen, die verschiedenen Tiere und die verschiedenen Menschen sind aus verschiedenen Gewichtteilen jener Elemente zusammengesetzt. Nähert sich nun ein Stern, der durch seine Zusammensetzung schädlich oder günstig wirken kann, so wird jedes Lebewesen auf der Erde sich bei seiner Annäherung glücklicher oder unglücklicher fühlen, glücklicher oder unglücklicher handeln.

Und darum ſagten die alten Aſtrologen: dieſer iſt ein glücklicher Tag für diejenigen, die zum Beiſpiel unter Jupiter geboren ſind. Denn an dieſem Tag iſt die chemiſche Zuſammenſetzung im Weltall durch die Jupiterſtellung, das heißt durch Molekularveränderungen, die das Atom Jupiter erzeugt, günſtig für alle die, welche aus einer ähnlichen chemiſchen Zuſammenſetzung beſtehen wie der Planet Jupiter.

Die ewig ſich ändernden chemiſchen Prozeſſe, die ſich einander nähernden und ſich voneinander entfernenden Sternmaſſen, die den aus Elementen zuſammengeſetzten Körper des Menſchen, der Tiere, der Pflanzen und der ganzen Erde ſtündlich chemiſch beeinfluſſen, ſo wie auch ſie wieder beeinflußt werden, dieſe Sternwanderungen und die dadurch entſtehenden ſtündlich verſchiedenen Sternmiſchungen, dieſe ſtündlich wechſelnden chemiſchen Prozeſſe laſſen einem die Sterndeutung, die durch Jahrhunderte und Jahrtauſende bei allen Erdvölkern, bei Chineſen, Indern, Afrikanern, Azteken und Germanen geübt wurde, als eine durchaus nicht übernatürliche Wiſſenſchaft verſtehen.

Ein Aſtrologe kann alſo, wenn er die Geburtsſtunde eines Menſchen weiß und die Sternſtellung jener Stunde, die er in den aſtronomiſchen Aufzeichnungen bereits feſtgeſtellt findet, nachgeſchlagen hat, jenem Menſchen die Zukunftsſtunden, in denen ihn ſchädliche Einflüſſe unvermeidlich treffen werden, aus dem aſtronomiſchen Kalender berechnen. Ähnlich wie ein Chemiker vorausſagen kann, welche Einflüſſe einer beſtimmten chemiſchen Miſchung von Vorteil oder von Nachteil ſein können.

Digitized by Google

Der Astrologe hält sich also an Sternenprozesse. Er ist sozusagen der Kenner der Himmelschemikalien, angewendet auf die Chemie des Menschenkörpers. Wie es kluge und unkluge Chemiker gibt, gibt es natürlich auch kluge und unkluge Astrologen.

Die Indier, die Araber, die Ägypter, die unter wolkenloserem Himmel geboren sind als wir, und die die Sterne in mehr Nächten des Jahres studieren konnten als wir, haben in ältester Zeit, wie jeder weiß, die größten Fortschritte in der Beobachtung des Himmels gemacht. Auf der Reise um die Erde wurde ich an einigen indischen Fürstenhöfen in geräumige, besonders für die Astrologie gebaute Höfe geführt, wo große gemauerte Instrumente verteilt waren, die heute noch, wie seit urältester Zeit, den Messungen und der Sternenkunde dienten.

Ob es Wert hat, die beeinflußten Lebenstage, die guten oder bösen, eines Menschenlebens aus den Sternen vorauszubestimmen, das wird jeder bei sich selbst fühlen müssen. Nicht jeder trägt Verlangen, die Stunden wissen zu wollen, die ihm schädlich oder günstig sind.

So wie heutzutage der Bauer und der Luftschiffer und der Seemann, ehe sie an die Arbeit gehen, das Vorausſagen der Wetterwarten und das Wetterglas gern in Anspruch nehmen, so mag es auch wohl Menschen geben, die, so wie es die alten Griechen, Ägypter und Römer taten, die ihnen günstigen Sternstunden wissen wollen, ehe sie sich zu irgendeinem wichtigen Entschluß aufmachen. Da alle Dinge im Leben ihre unreifen, ihre reifen und überreifen Stunden und ihre

welken Stunden haben, so wird der, der nicht selbst einen starken Instinktblick hat, zu Hilfsmitteln greifen, die seine Instinkte unterstützen. Der starke Instinktsmensch aber wird ohne Sterndeutung auskommen. Ein starker Bauer, ein Flieger oder ein Seemann, welcher die Wetterbestimmung im Instinkt und in der Erfahrung, sozusagen im Blut sitzen hat, dieser Starke wird sich nicht um die nicht immer sicheren Wetterwartenvoraussagungen kümmern. —

Als ich nun in London täglich mit dem amerikanischen Ehepaar über Astrologie und andere okkultistische Wissenschaften eingehend sprach, wendete sich mein Sinn, der sich vorher seiner zeitgemäßen wissenschaftlichen Aufklärung und Uberwindung mittelalterlicher Mystik gefreut hatte, diesen Gesprächen von Tag zu Tag aufhorchender zu.

Ich mußte mir beschämt sagen, wir hatten in den deutschen Schulen unserer Neuzeit, in denen ich aufgewachsen war, blindlings den über Astrologie nicht unterrichteten Lehrern die Verachtung der Astrologie ablernen müssen. Wir Schüler waren in diesem wie in vielen anderen Weltanschauungsgedanken dumm gemacht worden von Unaufgeklärten, und man verblieb gedankenlos sein Leben lang in dieser blinden Verachtung stecken, die man fälschlich für die höhere Aufklärung einer neuen Zeit gehalten hatte.

Die Lehrer hatten mit dem Satz: keiner kann die Zukunft wissen, die Astrologie ist etwas Übernatürliches, und mit Übersinnlichem geben wir neuzeitlichen Menschen uns nicht mehr ab, — die Astro-

logie raſch abgetan. Dieſes mußte ich den beiden amerikaniſchen Okkultiſten zugeben.

Die beiden Amerikaner wiederholten mir fortwährend: die Aſtrologie iſt keine überſinnliche Kraft. Es wird bei der Aſtrologie mit natürlichen Kräften hantiert. So natürlich wie man mit dem Zucker ſich den Tee verſüßen kann und mit dem Salz den Tee ungenießbar machen kann, ſo natürlich iſt die Sterndeutung. Die Wetterkarte der Wetterwarten und die Sternkarte der aſtronomiſchen Warten ſind anerkannte wiſſenſchaftliche Tatſachen, und nur auf Tatſachen, nicht auf Überſinnlichkeiten oder Übernatürlichkeiten, ſtützt ſich auch die Aſtrologie.

Und da ich für Lebensbeobachtung bin und für Lebensbereicherung eintrete, wurde mir, als ich alles dieſes ruhig und es nicht blind ablehnend überdachte, die Wiſſenſchaft der Aſtrologie verſtändlich. Ich begriff, daß ſie ungefähr den Wettervorausberechnungen gleichkommt.

Der an Einflüſſen reiche Sternhimmel, den ich nachts über mir ſah, angefüllt mit Schickſalsträgern, war mir danach nicht mehr bloß ein Bild aus leuchtenden Weltbällen, die wie ein leeres Feuerwerkſchauſpiel flimmern und nur durch ihr Licht ergötzen. Die Nachtbilder der Sterne ſehen jetzt immer prächtig ereignisſchwanger in mein Fenſter, wie die Geſichter einer Menſchenmenge, unter denen ich hier und dort Bekannte begrüße, die beeinfluſſend auf mein Schickſal unbewußt wirken, wie ich auf ſie unbewußt wirken muß.

Leben, mit denen man in nächſter Nähe, im Ge-

ſpräch oder in Gedanken, verkehrt, werden einem herzlich vertraut. Und ſo wurden mir nach dieſer Erkenntnis jetzt die Planeten herzlich vertraut. Sie wurden zu Nachbarn meines Lebens, wie jene Vögel mir vertrauter ſind, die in meinem Garten niſten, als die, die nur am Himmel vorüberfliegen.

Die Planeten Venus, Jupiter, Mars waren für mich bisher nur Sterne in der Sternmaſſe geweſen. Sie traten mir aber bei der Betrachtung des nächtlichen Himmels nachbarlich nah, nachdem ich ihren beſonderen Einfluß auf die Leben der Erde erfahren hatte. Sie ſind Familienmitglieder unſerer Erde, ſagte ich mir, Glieder unſerer Sonnenverwandtſchaft.

Jene Möwen in Bohuslän, deren Brutſtätte ich beſucht hatte, waren mir damals auch von der Stunde an vertrauter geworden, da ich mich in ihr Brutleben vertieft hatte, nachdem ich vom Kapitän und dem Pfarrer an der Möwen Eigenleben erinnert worden war. Und beim Nachdenken darüber, daß ich tölpelhaft geweſen und die Wochenſtuben der Möwenmütter geſtört hatte, war ich, nachdem ich mich mit den Gewohnheiten jener Vogelwelt bekannt gemacht hatte, mehr zum innerlichen Kameraden jener Möwen geworden, als ich es vorher geweſen. Wohl hatte ich die Möwen vorher ſchon als Weltallkameraden gefühlt, aber ich war ihnen noch nicht als Lebensnachbar nahegekommen. Und ebenſo war es mir jetzt mit den Sternen ergangen.

Damit, daß man ſich die Weltzuſammengehörigkeit aller Leben im Geiſte klar gemacht hat, hat man nur den erſten Schritt zur Erkenntnis des Welt-

allfestes getan. Der Geist, unsere Weltferne, besitzt aber auch einen erdvertrauten Leib, der uns zur Weltnähe führt, deshalb muß man die neue Weltanschauung nicht bloß geistig, sondern auch körperlich erleben wollen, um zur Weltvertraulichkeit zu gelangen, die dann der geistigen Feststimmung auch die irdische Feststimmung gibt. Denn erst aus beiden Feststimmungen ergibt sich das warme allfestliche Lebensgefühl des Menschen.

Aber nicht bloß vom geistigen Sichvertiefen des nach Lebensergründung strebenden amerikanischen Ehepaares hatte ich in London Gewinn. Auch vom schlichten Alltagsleben, das sie führten, lernte ich neue Lebensart kennen.

Der junge amerikanische Ehemann erleichterte seiner Frau, wo er konnte, das Hauswesen, um sie zu schonen. Da er ihr nicht ein eigenes Haus bieten konnte, war er doppelt sorgsam um sie. Und es war eine Freude zu sehen, wie keine Handreichung, die er ihr tat, ihm erniedrigend vorkam in bezug auf seine männliche Würde.

Sie, die Schwächere zu schonen, war ihm Würde. Wenn er sie glücklich wußte, dann fühlte er sich lebenswürdig und dachte nicht daran, seiner Männlichkeit irgendeine andere Glorie aufzusetzen. Und in der Tat, in der Hingabe zu ihr, in der Sorge um ihr Wohl, bewies er seine Männlichkeit besser, als wenn er sich eigenliebend mit leerer Würde gebrüstet hätte.

An einer Straßenkreuzung des Upper Wooburn-

Platzes befand sich ein Markt. Kein Markt im deutschen Sinne. Sondern da waren vier Läden der vier Häuserblocks, die die Straßenkreuzung bildeten. Da waren ein Bäckerladen, ein Fleischerladen, ein Drogenladen, der zugleich Fischhandlung war, und eine Gemüse- und Südfrüchtehandlung. Es gab also da alles zur täglichen Nahrung Nötige.

Der Drogist bot Geflügel und Fische, Marmeladen und sonst hundert eßbare Dinge feil. Die Grünwarenhandlung war reich an Gemüsen aus den Mittelmeergegenden und an Südfrüchten der englischen Kolonien. Der Fleischerladen war appetitlich und zeigte frische Ware auf sauberem Marmor, und der Bäckerladen bot Backwaren und Teegebäck aller Art.

Der junge amerikanische Künstler nahm jeden Morgen eine Handtasche und kaufte alles Nötige für die Mahlzeiten ein, und ich begleitete ihn und staunte über seine Kenntnisse. Die frischesten Gemüsearten, die besten Fleischstücke, die schmackhaftesten Fischarten verstand er im Rohzustande ausgezeichnet auszuwählen. Ich fand diesen Morgenweg immer unterhaltsam und anregend.

Man hörte in der Fischhandlung von den letzten Fischzügen, vom Meersturm, der die Hummernsendung verhindert hatte. Man hörte in der Gemüsehandlung von der Bananenernte, die in diesem Jahr in Ceylon besonders günstig gewesen sei, von den Ananassendungen, die eben aus Westindien eingetroffen waren. Man hörte beim Metzger vom Viehstand und von der Viehzucht in den verschiedenen englischen Provinzen, die London versorgten, und man war wäh-

rend zwanzig Minuten ein bißchen überall in der Welt geweſen.

Wenn wir dann nach Hauſe kamen und der Amerikamer ſeine Einkäufe der Köchin der Penſion gegeben, und dieſe die Dinge in die Küche, die im Keller lag, hinuntergetragen hatte, und wenn ſpäter zur Frühſtückszeit, um zwölf Uhr mittags, und zur engliſchen Mittagszeit, nach ſechs Uhr abends, alle eingekauften Sachen wohlzubereitet von der ſchmucken Bedienung aufs Zimmer gebracht wurden, dann aß man die Speiſen angeregter und beluſtigter, weil man ihren Urſprungsorten ſchon beim Einkaufen nahegekommen war.

Nichts zu gering finden, auch in den kleinſten Dingen von Hand zu Hand ſich behilflich ſein, ohne ſich in falſche Würde einwiegen und behaupten zu wollen, dieſes war es, was ich nie vorher Gelegenheit hatte, in Deutſchland zu beobachten. Und ich lernte in der Nähe der jungverheirateten Amerikaner ein mir neues Tagesleben, denn das Zuſammenleben der beiden war innig und edel.

Der junge Mann hatte nie das Bedürfnis, in Kaffeehäuſern zu ſitzen oder Klubs zu beſuchen. Er und ſeine Frau kannten viele Menſchen in London und gingen Sonntags zur Teeſtunde in verſchiedene Häuſer, und ein- oder zweimal in der Woche beſuchten ſie den okkultiſtiſchen Geheimbund, dem ſie angehörten. Die Hälfte des Tages oder ganze Tage verbrachten ſie im Leſeſaal der britiſchen Sammlungen, da ſie nach London gekommen waren, um ſich geiſtig zu vertiefen. Später wollten ſie

dann wieder nach Paris zu ihrer Atelierarbeit zurückzukehren.

Durch einen Bekannten, der ein Haus in Kensington besaß, konnte ich auch eine Einlaßkarte in den britischen Lesesaal erhalten. Denn man darf nur, wenn man die Unterschrift eines londoner Hausbesitzers vorzeigen kann, auf Genehmigung eines Einlaßgesuches rechnen.

Dort im größten Lesesaal der Welt sah ich zum erstenmal die mächtigen großen Bände in der Urschrift, die Albrecht Dürer — der Okkultist gewesen — über Menschenkörpermaße mit Bild und Text verfaßt hat. Auch sah ich die großen Mappen Leonardo da Vincis, seine Urschriften über Festungsbaukunst, Entwürfe für seine Belagerungsmaschinen und die ersten Skizzen für sein Meisterwerk „Mona Lisa", seltene Kunstdinge, die ich später nicht wieder Gelegenheit hatte zu genießen. Der junge amerikanische Bildhauer studierte jene Albrecht Dürerschen Bücher, und ich übersetzte ihm die deutschen Texte ins Englische.

Auch die Bände des englischen Geisterdichters Blake, der um 1810 gelebt hat, fesselten mich sehr. — Die Okkultisten behaupten, es sei nachweisbar, daß alle die großen Meister der Italiener, ebenso die Meister des mittelalterlichen Deutschlands, die Maler und auch Goethe, viele Zeit ihres Lebens dem Studium der Kabbala gewidmet haben. Deshalb seien dieser Männer Werke von so bleibender Schönheit, weil sie nicht bloß äußeren Sinnenreiz bieten wollen, sondern weil sie auch die Geheimwelt der

Urweisheit, deren Schlüssel in der Kabbala liegt, erfaßt haben.

Der englische Dichter und Maler Blake, der die Kabbalaweisheit gründlich studierte, hat absonderliche Gedichtbände gedichtet, die voller Geisternamen wimmeln. In seinen Werken, die dickbändiger als die Bibel sind, hat er eigentümlicherweise über jede Zeile, die er schrieb, Bilder dessen, was jede Zeile in Worten erzählt, gezeichnet: fliegende Geister auf Wolken, Sternen, Planeten, halb Tier-, halb Menschenungeheuer. Die Seiten seiner Bücher sehen deshalb sehr fremdartig aus, da jeder Gedanke nicht bloß in Wortzeilen, sondern auch in Zeilenbildern dargestellt ist.

Ich hatte früher von dem Kabbalawissen reden hören, ähnlich wie von der Astrologie, als von etwas Krausem, Unvernünftigem. Ich erfuhr aber, daß dieses Wissen so wohlbegründet ist, wie die Astrologie es ist, die jedem einzelnen notwendig oder unnotwendig erscheinen kann, so wie das Wettervoraussagen.

Das Kabbalawissen dringt in die Tiefe und in den mächtigen geistigen Erfahrungsgehalt ein, der aufgespeichert wurde von starken Gehirnen aller Jahrhunderte, von Gehirnen, die über das Alltagsleben hinaus Weltergründungen gesucht haben, wie es Salomon getan und die arabischen Mathematiker und die indischen Bramanen, wie der Kult der Griechen in Delphi und der Isiskult der Ägypter.

Doch diese Ergründungen, wenn sie auch fern vom Wirklichkeitssinn der heutigen Wissenschaft zu

liegen ſcheinen, ſind einſt mit nicht minder hohem Wirklichkeitsſinn erforſcht und zuſammengetragen worden.

Ein Menſch, der ſich abends zu Bett legt, weil er am Tage Geld verdient hat und müde wurde, und der dann feſt ſchläft und morgens wieder aufſteht und wieder Geld verdient und abends wieder einſchläft — er würde zum Beiſpiel nie beobachten können, daß die Sternſtellungen ſich nachts verändern. Und ſo werden ihm viele tauſend andere Beobachtungen entgehen, die ihm nicht zufällig auf dem Weg ſeines Geldverdienens begegnen und ſich ihm aufdrängen.

Deshalb aber darf dieſer Menſch doch nicht behaupten wollen, weil er tauſend Beobachtungen nicht ſelbſt erlebte, die es außerhalb ſeines Berufsweges gibt, und die von anderen beobachtet werden können, welche ſich das Weltergründen und Weltbeobachten zum Beruf gemacht haben, daß dieſe Dinge, die er nicht geſehen hat, überhaupt nicht beſtehen.

Es wäre wohl ein Unſinn, zu behaupten, daß es keine Sterne gibt, weil einer, welcher mit den Hühnern ſchlafen ginge, niemals den Sternhimmel geſehen hätte.

Und ſo darf auch ein kluger Menſch und ein Menſch, der ſich Schöpfer und Geſchöpf zu gleicher Zeit fühlt, nicht blindlings nur auf ſein Gegenwartsleben pochen, ſondern er muß auch die Werte der Vergangenheit beobachten. Die Geheimwerte, die fremde Völker, fremde Jahrhunderte ergründeten, müſſen auch bei jedem klugen Geiſte Beachtung und Aufnahme finden. So wie wir die Taten der Ge-

ſchichte würdigen, müſſen wir auch die Gedanken der okkultiſtiſchen Überlieferungen würdigen lernen, die nichts anderes ſind als die Geſchichtsereigniſſe des Denkens, Werte aus der Geſchichte ſtiller, geheimer Beobachtungen, aus der Geſchichte jener geheimen Wirklichkeiten, die ſcheinbar im Unwirklichen liegen und immer wiederkehren und immer weiterleben.

Ich meine natürlich nicht, daß jedermann ſich in den Okkultismus vertiefen kann. Aber diejenigen, die ſich zum Geiſtesadel der Nation zählen wollen, ſollten doch, ehe ſie raſche Urteile fällen, für die ſie keine Vorkenntniſſe haben, erſt ſelbſt den alten Überlieferungen nachdenken, ehe ſie tiefſte Natürlichkeiten für unſinnige Unnatürlichkeiten ausgeben.

Wie weit dieſe Geheimlehren nützlich ſind und anwendbar aufs heutige Leben, dieſes ſoll jeder ſich ſelbſt beantworten. Wer die Aſtrologie zu Rate ziehen will, dem ſollte das unbeirrt und unbelacht freiſtehen. Dann erſt iſt unſere Zeit, die ſich ſo gern die aufgeklärte nennt, wirklich würdig, aufgeklärt genannt zu werden, wenn ſie durch keinen Spott mehr die Wege verſtellt, die der jahrhundertalte Menſchengeiſt gegangen iſt.

Bei allen Geſprächen über Myſtik, die ich mit den beiden Amerikanern pflegte und nach dem Tagesſtudium im Leſeſaal der britiſchen Sammlungen, fühlte ich mich doch oft recht einſam. Und das Glockenſpiel einer Kirche, die in der Upper Wooburn Straße in jeder Stunde dieſelbe Melodie anſchlug und abſpielte,

kam oft süßlich und fad in mein stilles Zimmer und war wie in meinem Mund der langweilige Geschmack des Oatmealbreis, den ich morgens zu meinem Tee aß.

Ich sehnte mich sehr nach deutschem Wort und deutscher Laune, als mir eines Tages das Dienstmädchen bei meiner Heimkunft vom Lesesaal eine Visitenkarte reichte und sagte, der Herr, der die Karte abgegeben, wünschte, daß ich ihn besuche. Dieser Besucher war der deutsche Dichter Frank Wedekind.

Von Frank Wedekind waren damals erst nur wenige Werke erschienen. Ich hatte in München zwei Jahr vorher sein Drama „Frühlingserwachen" gelesen. Die Schilderung einer grausigen Tragik, die heranreifende Kinder in Schule und Haus von törichten Lehrern und kaltblütigen Eltern erdulden müssen, hatte mich sehr erschüttert. Wedekind selbst kannte ich noch nicht. Als ich ihm dann meinen Gegenbesuch machte, sagte er mir, er habe meine londoner Adresse durch Otto Julius Bierbaum aus Berlin erhalten, die dieser wieder von Richard Dehmel erfahren hatte.

Wedekind und ich trafen uns danach öfters im Piccadillyhaus, das damals das einzige Kaffeehaus in London war, da es sonst nur Stehschenken, Tee- und Likörstuben gab.

Wedekind war eben nach einem längeren pariser Aufenthalt nach London gekommen. Seine Launen, so schien es mir, schwankten zwischen Weltbegeisterung und Weltverachtung.

Wenn ich aus den britiſchen Sammlungen kam oder von den neuidealiſtiſchen Geſprächen der beiden Amerikaner und Wedekind traf, war das ein ſeltſamer Gegenſatz. Nachts in der Unionſchenke, wo er zu finden war, bekam man nur Einlaß, wenn man in einer beſtimmten Weiſe auf die Tür klopfte. Von außen war dieſe Schenke ein lichtloſes Haus, und innen fand man in einem langen Gaſtraum eine ſehr gemiſchte Kundſchaft, Zirkus- und Varietékünſtler, und Wedekind bei einem Toddy. Wenn er mir dann von ſeinen pariſer Erlebniſſen erzählte, indeſſen manches Mal neben uns eine Zirkustänzerin übermütig auf den Tiſch ſprang und unter dem Hallo der Gäſte Cancan tanzte, dann war mir, als ſei ich vor ein lebendes höllenbreuglſches Bild geraten.

Die Hölle hier war eigentlich harmlos. Aber der Gegenſatz zwiſchen der nächtlichen Umgebung und meinen amerikaniſchen Freunden am Upper Wooburn Platz war kraß genug. Und ich, der ich bald ein Jahr lang in Skandinavien nur ſtummes Meer und ſtumme Steinwelt gewöhnt geweſen, war etwas verwundert über den überraſchenden Szenenwechſel.

Der Frühling kam. Man merkte ihn aber in der Weltſtadt nur erſt an den Schaufenſtern und an den Kunſtausſtellungen und an den über Nacht von den Gärtnern hingezauberten Tulpenbeeten im Regentpark und Hydepark. Jene Großgärten beſuchte ich manchmal an den Konzerttagen, als eben die londoner Geſelligkeitszeit eröffnet wurde. —

James hatte mich auf einen engliſchen Dichterkreis aufmerkſam gemacht, der ſich um den mir damals unbekannten Dichter Oscar Wilde verſammelte. Der Amerikaner erzählte mir, Oscar Wilde hielte täglich zur Teeſtunde Empfänge ab in einem vornehmen Ausſchank der Hydeparkſtraße. Dieſer Dichter habe in dieſem Frühjahr die Mode der grünen Roſe aufgebracht und trüge immer eine ſolche im Knopfloch. Der Amerikaner ſelbſt kannte ihn nicht.

Aber da ich nichts von Oscar Wildes Dichtungen wußte, dachte ich nicht daran, ihn aufzuſuchen, auch nicht, als ich im britiſchen Leſeſaal Wilds „Salome" geleſen hatte, die mir wie eine lüſterne Entwürdigung der alten guten Bibellegende vorkam. —

Ehe die Frühlingstage kamen, gab es noch ein paar ſchwere finſtere Nebeltage, wobei der londoner Nebel wie ein dicker gelber Qualm die Mittage zur Nacht machte und in mir ſtarke Sehnſucht nach Deutſchland erweckte.

In dieſen Nebeltagen ſtellte mir das amerikaniſche Ehepaar den irländiſchen Dichter Yeats vor, der damals in London lebte und der, wie ſie, jenem Geheimbund angehörte. Auch dieſer Mann hatte Verlangen nach neuen Idealen.

Yeats glaubte feſt an verſchiedene Geiſterreiche zwiſchen Himmel und Erde, an Himmelsabteilungen, die von verſchiedenen Geiſtergrößen bewohnt ſeien. Ähnlich, wie der Dichter Blake ſie in ſeinen Dichtungen und Bildern dargeſtellt hatte. Yeats ſagte mir: ſo wie es auf der Erde Könige, Beamten, Kaufleute und Tagelöhner gibt, ſo gibt es auch unter den un-

mittelbaren Kräften, unter den Astralleibern, die ihre Körper nach dem Tod verlassen haben, Rangordnungen. Und die verschiedenen Geister, die in verschiedenen Körpern gewohnt haben, werden nicht plötzlich ein und derselbe Geist, sondern sind nach dem Tode ebenfalls in verschiedene Rangordnungen eingeteilt.

Es gibt in den Geisterreichen, sagte Yeats, Kraftunterschiede so gut wie in den Körperreichen. Er meinte, er habe das sichere Gefühl, daß die Geister seiner alten irischen Heimatgötter, die vor dem Christentum hatten zurückweichen müssen, noch in der Luft über Irland lebten und zurückgerufen werden könnten. Im irischen Landvolk lebten noch viele der alten Lieder und Sagen und wurden in den Winternächten vor den Feuern der Kamine vielfach erzählt und gesungen. Und Yeats hatte sich mit einem anderen irischen Dichter verabredet, sie wollten als Landsleute gekleidet von Dorf zu Dorf ziehen und den Glauben an die alten irischen Götter wieder erwecken, indem sie die irischen Heldengeschichten und die Götterlehren den Bauern erzählten. —

Im Drury Lane Theater in London wurde in derselben Zeit ein Yeatssches Stück gespielt, zu dessen Erstaufführung der Dichter das amerikanische Ehepaar und mich eingeladen hatte. Ich erinnere noch, daß das Stück die ganze literarische Welt von London anzog, und daß Aubrey Beardsley, der damals bekannt gewordene englische Maler, der eben sein „Yellow Book" herausgegeben, den Theaterzettel gezeichnet hatte, und daß also das Stück ein künstlerisches Jahresereignis war.

Ich verstand aber von dem Schauspiel nichts und schrieb es der Frühlingsluft zu, daß meine Augen, während auf der Bühne gespielt wurde, zufielen. Ich sehe nur noch in der Erinnerung eine Dame vor einem großen Kaminfeuer in einem dunklen Gemach und hinter ihr ein mondscheinblaues Fenster. Was die Dame mit Geistern und lebenden Menschen sprach, kam aber nicht zu meinem Bewußtsein.

Als ich wieder aufwachte, wurde geklatscht. Vorher, ehe wir zu jener Vormittagsaufführung ins Theater gegangen waren, hatte die Sonne geschienen, und wir hatten einen Kreis der Yeatsschen Bekannten in einer Frühstückstube neben dem Theater getroffen, wo vom „Yellow Book" Aubrey Beardsleys das erste Exemplar herumgereicht worden war.

Dann nach dem Theater war es grauheller Spätnachmittag draußen auf der Straße. Aus Frühlingswolken fiel Frühlingsregen, der mit lauwarmem Wasser über das londoner Pflaster lief.

Der Geist dieses eintönigen Frühlingsregens war neben mir in der Loge gesessen und hatte mich eingeschläfert. Ich schämte mich ein wenig, als der lange, blaßgesichtige, schwarzhaarige, irische Dichter uns fragte, wie uns sein Stück gefallen habe. Ich wußte ihm nichts zu antworten. Als wir dann zu Hause im schlichten Zimmer der Amerikaner am Kamin saßen und auf das Kochen des Teewassers warteten, fingen wir wieder an von den Geistern zu sprechen.

Hatte mich schon der Nebel herzschwach gemacht, der sich plötzlich unerwartet wie ein dunkler Knebel

ins Fenſter ſteckte und mir den Atem beklemmte, ſo taten dies der Frühling und die Geſpenſtergeſpräche noch viel mehr. Und ich ſehnte mich fort nach Deutſchland, heftiger und heftiger. Ein paar kleine Zufälle trieben mich dann ganz plötzlich zur Abreiſe.

Eines Nachmittags war ich im Hydepark. Ich ſaß auf einem der Pfennigſtühle am Rotten Row; viele Zuſchauer hatten ſich beim Nachmittagskorſo niedergelaſſen. Leichte Landauer und ſchwere Kutſchen, gelenkt von ſchmucken Herrn oder Damen, und beſpannt mit raſſigen Pferden, zogen ununterbrochen, als wäre ein allgemeines Wettrennen, vorüber.

Ich hatte eine Zeitung geleſen und ſah auf und bemerkte ein ſehr hübſches Gefährt aus hellem Holz, deſſen lebhafte Pferde von einer jungen, ſehr ſchönen Dame geführt wurden, die neben ihrem Stallburſchen auf hohem Kutſcherbock ſaß. Dame, Wagen und Pferde ſchienen zuſammengehörig wie ein Geiger und ſeine Geige. Blitzend jagte das ſchöne Bild an mir vorbei. Ich bedauerte, daß es ſo ſchnell verſchwunden war, und daß ich die Dame nicht nochmals ſehen konnte.

Da höre ich ein Knattern, ein unheimliches Raſſeln. Zugleich ſpringen alle Leute, die neben mir ſitzen, auf und ſteigen auf ihre Stühle, um über die Köpfe der Menſchenmenge fortſehen zu können. Einen Augenblick ſchauten alle geſpannt nach einer Richtung. Ich konnte mich nicht vor- und nicht rückwärtsbewegen, ſo ſchnell hatte ſich eine Menſchenmauer gebildet. Aber an den Geſichtern der Kutſcher, die an der entgegengeſetzten Seite des Rotten Rows in

langen Reihen anhielten, sah ich, daß sich etwas sehr Schlimmes ereignet haben mußte.

Da eilte auch schon durch die Menschenmenge von Mund zu Mund das Gerücht: ein Wagen sei an einem Prellstein aufgestoßen und umgestürzt. Die Dame, die gelenkt hatte, sei auf die Steine geschleudert worden. Und einige Minuten später wandten sich bleiche Gesichter um, und einer sagte es dem anderen knapp und bestimmt: „Die junge Dame und ihr Diener sind tot!"

Allmählich wurde ich vom Menschenstrom nach jener Stelle gedrängt. Man hatte die Leichen der Dame und des Stallburschen bereits fortgefahren. Die Pferde an dem zertrümmerten Wagen wurden eben ausgespannt und fortgeführt. Die schönen Tiere zitterten noch und waren in ihrer Erregung kaum zu bändigen. Das dünne, leichte Gefährt aber lag zersplittert wie ein Spielzeug bei den Prellsteinen. Dann wurden die Trümmer rasch fortgeschafft und die Wagenreihen, die von den Polizisten zurückgehalten worden waren, bewegten sich wieder mit ihren tänzelnden Pferden festlich heran, und das Wagenschauspiel glitt von neuem aufglänzend an mir vorüber und über die Unglücksstelle fort.

Ahnungslose Damen grüßten und nickten sich aus den Wageninnern zu und wußten nicht, daß soeben eine aus ihren Reihen verschwunden war wie eine Geistererscheinung. Und ich fragte mich: welcher Unterschied ist da zwischen Geistern und Wirklichkeit? Sind wir nicht alle ein unwirklicher Spuk, da wir so schnell kommen und so schnell verschwinden können?

Warum ſoll einem dann die Geiſterwelt nicht glaubwürdig ſein? Unſer Erdenleben ſelbſt iſt doch nur eine flüchtige Geiſterwelt!

Und ich wurde ſehnſüchtig, Ruhe zu finden von dem vielen Erleben und vor den vielen Gedanken, die mir hier mein Leben zu denken aufgab. —

Dann kam ein Sonntag, an dem die beiden Amerikaner und ich bei einer engliſchen Dame zum Frühſtück geladen waren. Dieſelbe wohnte weit von uns in einem der entfernteſten londoner Stadtteile. Wir ſollten nur bei ſchönem Wetter dorthin kommen, damit wir dann auch den kleinen Hausgarten genießen könnten. Es war aber leicht nebelig am Upper Wooburn Platz und es regnete auch ein wenig. Wir zögerten deshalb, auszugehen. Dann aber entſchloſſen wir uns doch und gingen.

Groß war unſer Erſtaunen, als wir nach einigen Untergrundhalteſtellen aus der Erde ans Tageslicht ſtiegen, blauen Himmel fanden und bei jener Dame hören mußten, daß es in ihrem Stadtteil den ganzen Vormittag über ſchönes Wetter geweſen wäre und es dort keinen Tropfen geregnet habe.

London iſt alſo ſo groß, daß jedes Ende ein anderes Wetter haben kann, ſagten wir uns lachend. Und das Frühlingswetter jenes Stadtteils tat es mir an. Ich kehrte nur in unſer graues Viertel zurück, um bald darauf meinen Koffer zu packen und dem grauen London und den amerikaniſchen Freunden Lebewohl zu ſagen.

Dann reiſte ich über Harwich und Hook of Holland nach Deutſchland und vorerſt nach Berlin.

Digitized by Google

Es war der erste Juni, als ich durch Holland fuhr, wo die Kornfelder schon hoch standen. Hie und da sah man kleine Segel über den Halmspitzen auftauchen. Das sah seltsam aus, Segelboote im Korn! Die Kanäle lagen von den Ähren verdeckt, und die Schiffe kamen lautlos mit den weißen Segeln über den noch grünen Halmen daher.

Am liebsten wäre ich aus dem Eisenbahnzug ausgestiegen und hätte mich hier an den Rand eines Kornfeldes gesetzt und in die rundgeballten silbersonnigen Wolken gestarrt, die über dem flachen Holland lebhafter wirken als irgendwo. Und ich hätte gern den Sommer hier verträumt und den Segelbooten nachgesehen. Denn ich war sehr stadtmüde. Die vielen Gespräche der letzten Monate und das künstliche Gedankenleben im britischen Lesesaal und am Kamin der Amerikaner hatten mich naturhungrig gemacht.

Und seit ich das junge amerikanische Künstlerehepaar bescheiden und doch glücklich auf ihrem Pensionszimmer hatte hausen sehen, war der Drang und die Sehnsucht, ein Mädchen zu finden, mit dem zusammen ich den Frühling hätte jetzt genießen können, den Sommer, den Herbst, den Winter, — so stark in mir geworden, daß mich das leere Ansehen der Landschaft ungeduldig machte und mir jeder Tag qualvoll vorkam, der mich so ziellos der Weltbetrachtung preisgab, statt der Weltumarmung. Und ich sehnte mich nach Weltwärme und sehnte mich nach der Nähe einer geliebten Frau.

Ich hatte den Wunsch, mich verheiraten zu wollen, in London einmal zu den Amerikanern ausgesprochen,

und sie hatten mir geantwortet: „Wer stark wünscht, zieht durch Wünsche die Wirklichkeit herbei. Aber," fügten sie hinzu, „Sie müssen sich ununterbrochen Ihren Wunsch klar machen und ihn immer wieder wünschen. Dann gestalten Sie sich damit die Zukunft, und Sie werden den Weg zu der Frau ganz von selbst finden, zu der Frau, die Sie lieben. Denn diese ist ja bereits geboren und geht irgendwo auf der Erde herum, unbewußt sehnsüchtig nach Ihnen, so wie Sie sich unbewußt nach ihr sehnen. Richten Sie Ihr ganzes Denken auf Ihren Wunsch, und Sie müssen jener Frau bald begegnen."

Und die beiden guten Menschen bedauerten lebhaft, daß mir gar nicht anders zu helfen wäre als durch Geduld und starkes Wünschen. Und sie wollten mit mir wünschen, daß ich recht bald glücklich werden sollte.

Aber es ging auch in meinen Ohren immer die Rede mancher anderen Menschen um: „Ein Dichter soll frei bleiben. Ein Dichter soll sich an keine Frau binden. Der Dichter gehört der Welt, und er zerstört sich als Dichter, wenn er einen Hausstand gründet."

Diese Aussprüche erregten in mir manchen Zweifel gegen mein Wünschen. Und die Zweifel, ob ein Dichter glücklich werden würde, wenn er eine Frau fürs Leben an sich gebunden hat, bedrängten mich in jenem Frühjahr, nachdem ich von London in Berlin angekommen war, so stark, daß die Zweifel kräftiger wurden und mit dem Herzenswunsch täglich zu ringen begannen. Und aus diesem Ringen zwischen Liebes-

ſehnſucht und Zweifel entſtand in jenen Monaten ein kleines Versdrama „Sun", das ich in Berlin ſchrieb.

Eindrücke, die ich noch von Bohuslän in mir trug, und die Seereiſe nach England mit dem Blick auf die Fiſcherboote bei der Mündung der Themſe verdichteten ſich zu einem Seebild. Und ich wollte in dem Drama Menſchen ſchildern aus dem Anfang der chriſtlichen Zeit, da Chriſtentum und Heidentum noch im Volksgeiſt ſchwankend lebten.

Ich verlegte die Handlung an einen See in ein Pfahlbaudorf. Der junge Fiſcher, den ich „Sun" nannte — der Name iſt das engliſche Wort für Sonne —, war ich ſelbſt, und ich verkleidete mich in die Vorſtellung, ein Skalde, ein Volksſänger, in jenem Pfahlbaudorf zu ſein.

Die Brüder haſſen Sun, weil ſie glauben, daß er ein Zauberer ſei. Sie ſagen, er könne den See, die Fiſche und das Waſſer behexen. Denn Sun ſpricht mit allen Dingen. Auch nachts, wenn er im Mond auf der Altane des Pfahlbaues ſitzt, ſpricht er mit dem Mond, mit den Wellen und mit den Mondſchatten. Und am Tag neigt er ſich zu den Gräſern und ſpricht mit dem Graſe, ſpricht mit dem Holunderbaum, ſpricht mit der Morgenſonne. Und wenn er draußen im Boot liegt, über den Bootsrand gebeugt, fängt er keine Fiſche wie die anderen Leute, aber er ſpricht mit den Fiſchen und mit den Waſſerpflanzen.

Man ſagte, er lege ſich auch oft ins Boot zurück und ſpräche mit den Wolken und berede den Wind. Aber

es ſind nicht Reden, wie ſie andere ſprechen, die er da hält. Er ſummt und ſingt, als wäre er der Herr aller Dinge oder, als gehöre er mit allen Dingen zuſammen. Lautlos kann er ſtundenlang ſo ſtill liegen. Dann hört er allen Dingen zu und hört alles, behaupten ſeine Brüder.

Und ſeine Brüder beredeten den Mönch, der mit anderen Mönchen vor Jahren an den See gekommen war und das Pfahlbaudorf bereits bekehrt hatte, er, der Chriſtenprieſter ſolle Sun aus ſeiner Sippe austreiben. Damit der Zauberer nicht die Fiſchzüge ſtöre und das Wetter nicht nach Belieben beſtimme.

Aber in der Zeit, da die Brüder fortgegangen waren, um den Mönch zu holen und die Sippe, ſchlich ſich in Suns Haus die junge Tochter eines anderen Pfahlbauers. Und ſie traf den Skalden, der heimgekommen war vom See, und ſie verſtand plötzlich, geweiht von ihrer Liebe zu ihm, den Holunderbaum, der im Abend ſang, und die Wellen und die Sonnenlichter. Aller Dinge Sprache verſtand ſie vom Augenblick an, als der junge Skalde ſeinen Arm um ſie legte und ſie an ſich zog. Denn Sun liebte das Mädchen ſeit langem.

Sie aber war gekommen, um ihn vor ſeinen Brüdern zu warnen. Sie ſagte ihm, während heute die Hagelwolke über den See niedergepraſſelt ſei und er ungeſtört auf dem See im Kahn weitergeſungen habe, ohne ſich von Hagel und Sturm ſtören zu laſſen, hätten ſeine Brüder ihn laut für einen Zauberer erklärt. Denn die Brüder ſeien von Haß und Neid erfüllt über ſeine Friedlichkeit und Ruhe.

Sie hätten jetzt die Sippe aufgestachelt und waren fortgegangen, um den Mönch zu holen, der das Zauberwesen aus Sun austreiben sollte. Und wenn Sun nicht die Zauberei aufgeben wolle, sagten sie, würde ihn die Sippe hinaus in den Urwald zu den wilden Tieren jagen, und er dürfe nicht mehr unter christlichen Menschen wohnen. Das Mädchen bangte sehr für Suns Leben.

Während sie noch zu dem Geliebten so sprach, ging die Sonne vor dem Hause unter, und eine Amsel sang. Und der junge Skalde lächelte nur und sagte ihr, er fürchte seine Brüder nicht. Er treibe kein Zauberwesen.

Sie aber, die er umarmt hielt, und die in ihrer Liebe jetzt die Abendröte ins Haus hereinsingen hörte, und die das Lied der Amsel nicht bloß als einen Ruf, sondern in Suns Nähe als ein Liebeslied verstand, begriff, daß der junge Skalde kein Zauberer war. Sie sah, daß er friedlich und festlich zu horchen verstand, und daß alle Dinge friedlich und festlich sangen, weil er sie ungestört singen ließ, wie es seine lärmenden Brüder nicht verstanden.

Als es rasch dunkel geworden war und die Ängstliche nochmals den Geliebten überreden wollte, daß er freiwillig fliehen sollte, damit ihm der Mönch und die Brüder und die Sippe nichts Böses tun sollten, Sun sich aber furchtlos weigerte und den herangehenden Leuten entgegenging, blieb das Mädchen in seiner Nähe, um zu sehen, ob man ihm etwas antun könne.

Mit Fackelbränden in den Händen kam das Volk

im Abend heran und in ihrer Mitte der Mönch. Der hob ein Holzkreuz in seiner rechten Hand auf und trat vor den jungen Skalden hin und forderte Sun auf, er solle ihm die bösen Geister nennen, mit denen er bei Tag und Nacht, im Mond, im Sonnenschein und im Sturm Zwiesprache führe. Denn man wisse, sagte der Mönch, Sun spräche mit der Luft und mit dem Wasser, mit der Sonne und mit den Bäumen, mit lauter unvernünftigen und toten Dingen, die ihm doch nicht antworten können. Es müßten also Geister sein, die er aus dem Nichts zu beschwören verstünde. Aber der Gottesgeist dulde keine Götter neben sich, und er, der Gottespriester, müsse die unsauberen Geister aus Sun austreiben.

Das ganze Volk aber stand schweigend und nickte zu der Rede des Mönches und wartete darauf, daß der junge Skalde sich nun öffentlich erklären und sein geheimnisvolles Tun verantworten sollte.

Der junge Skalde sah friedlich lächelnd, still und ernst in alle Gesichter der Leute, die ihn da alle aus Unverstand haßten. Und Sun sagte zum Mönch einfach, daß er den Holunderbaum und die Wellen des Sees und den Wind und die Wolken und die Sonne singen höre, und daß er auch allem Leben Lieder zusinge, denn sein Herz sei glücklich und festlich. Und wie könne man das Lied der Blüte und das Lied einer Welle und das Lied einer Amsel als bösen Geist ansehen, da aller Leben Sprache doch Lebensfreude sei, die er überall höre und die wohltuend und glücklichmachend wäre. Und er sagte noch, er antworte den Lebensgeistern der Dinge in Liedern, die sein Herz

ihm vorſingt. Und er trage nichts Böſes gegen die Sippe im Herzen und nichts gegen den Mönch.

Da fuhr der Chriſtenprieſter wütend auf und ſchrie, der junge Skalde wäre bereits ſo beſeſſen von böſen Geiſtern, daß er nicht mehr die böſen Geiſter von den guten unterſcheiden könne. Denn nur Dämonen wohnten in den toten Dingen der Natur. Und wenn der Skalde nicht verſprechen könne, die Zaubergeſpräche beim Hauſe und auf dem See einzuſtellen, dann müſſe er die Sippe verlaſſen und würde aus dem Dorf zu den böſen Geiſtern des Waldes gejagt.

Da ſagte Sun zu dem Mönch, daß er das Singen niemals unterlaſſen könne. Daß er die Leben, die da um ihn leben, ſingen höre, und er es nie laſſen könne, die Lieder zu ſingen, die ihm von ſeinem Herzen eingegeben würden.

Nachdem der junge Sun ſo geſprochen, richtete er ſich auf und ſchritt aus der Hütte und band ſein Boot von dem Altan los und ruderte auf den See in die Nacht hinaus. Der Mönch und das Volk verſtanden nun, daß Sun ſie freiwillig und für immer verlaſſen hatte.

Und wie die Leute noch ſtaunten und Suns Ruderſchlägen nachhorchten, die draußen in der Nacht vom See hereinhallten, da ſprang aus der dunklen Herdecke ein junges Mädchen hervor. Das drängte ſich zwiſchen den Leuten durch und ſprang aus der Hütte. Und alles Volk rief den Namen des Mädchens. Und die Leute ſchrien auf, weil das Mädchen in den See geſprungen war und nun dem fortrudernden jungen Manne nachſchwamm.

Aber der Vater des Mädchens stürzte aufgeregt auf den Altan hinaus und rief zornig seine Tochter zurück. Doch nur das Echo der Berge antwortete ihren Namen. Das Mädchen kehrte nicht um und folgte dem Ausgestoßenen. Da hob der Vater beide Fäuste in die Luft und verfluchte sein Kind und schleuderte hinter den Fliehenden her laut Fluch um Fluch durch die Nacht.

Der Schauplatz des zweiten Teiles des Dramas ist dann ein Platz im Urwald, in derselben Sommernacht. Im Wald leuchten ein paar verfaulte Riesenstämme phosphorfarben, und Scharen von Leuchtkäfern ziehen durch die dunklen Büsche. Ein wenig Mond scheint durch die Baumwipfel, und Sun und das Mädchen tasten flüchtend vorwärts. Das Mädchen ist scheu geworden im unheimlichen Dunkel des Waldes, und als Sun auf eine Eiche steigt, um beim Mondschein über den Wald fortzusehen und zu erfahren, ob sie verfolgt werden, steht es zitternd und angstvoll bei der Wurzel des Baumes. Der junge Mann, als er keine Verfolger sieht, deutet oben in der Eiche auf die Sterne und auf den Mond und fragt hinunter, ob seine Geliebte den Gesang der Sterne höre und das Lied der Mondnacht.

Das Mädchen aber hört in seinen Ohren nur die wilden und drohenden Flüche, die sein Vater ihr nachgeschleudert, und es hört im Walde überall die Stimme seines Vaters. Als Sun von der Eiche steigt und den Arm um die Geliebte legen will und sie zu sich ins Moos ziehen will, da wehrt sich diese und flieht einige Schritte von ihm fort. Sie glaubt ihren

Vater hinter jedem Buſch zu hören, überall iſt ſein Fluchen.

Da überredet Sun die Furchtſame nicht länger, und er ſagt nur, ſie ſolle ſich bei der Birke niederſetzen. Er wolle dann, einige Schritte von ihr entfernt, ſich niederlegen, und er wolle ihr erzählen, damit ſie ſich nicht mehr fürchte.

Das Mädchen aber hört immer deutlicher die Flüche und des Vaters Stimme. Es wird immer unruhiger, und immer mehr Zweifel tauchen in ihm auf, ob Sun nicht doch ein Zauberer ſei. Und als ſich die Zweifel in ihm immer mehren, hört es des Vaters Stimme lauter und verdammender und hört dazwiſchen des Mönches Stimme aus allen Büſchen. Angſtgepeinigt ſpringt die Erſchrockene auf und ſtürzt, den Skalden verdammend, zurück auf dem Weg den ſie gekommen, zurück zu den andern.

Sun aber glaubt nicht gleich an die Flucht des Mädchens. Doch als er am Morgen den Platz leer findet und das Gras noch warm findet, wo die Geliebte vorher geruht, ruft er und ruft. Aber er ſcheucht nur das Wild im Walde auf. Als ſein Herz dann bitter klagt, taucht die rote Scheibe der Morgenſonne in der Ferne bei den Wurzeln der Eichen auf, und der Geſang der Morgenſonne und der Geſang der Amſel verſuchen Sun zu tröſten.

Er horcht und wird ernſt und ſtark, und die Eichenſtämme im Morgenwind ſingen, und Sun gehorcht den Eichen und macht ſich hart wie ihre Stämme. Dann ſingt er vor ſich hin, daß er die Eichen verſtanden habe, daß er, der Skalde, ewig einſam ſein

müſſe, einſam wie die Eichen im Urwald. Und er geht aufrecht weiter in den Urwald und kehrt nicht mehr zu ſeiner Sippe zurück. —

Dieſes Drama dachte ich mir mit Muſikbegleitung geſpielt.

Nachdem ich es in Berlin niedergeſchrieben hatte und dann zu einem kurzen Beſuch zu meinem Vater nach Würzburg gereiſt war, kam ich mir in der Heimat unverſtanden, wie Sun im Pfahlbaudorf vor. Und ich ſehnte mich wieder heftig von den Menſchen fort, da ich nicht wußte, wo ich das Mädchen finden ſollte, das ich mir vorſtellte. Ich ſehnte mich wieder nach der Urwelt Schwedens zurück, wo mir die Natur, die unberührte, mit ihren Wäldern wohlgetan, wo keine Forſtzählung den Wald kleinlich und zum Holzgeſchäft machte, wo die Welt urſprünglich und herzlich war, ſo daß ich mich an ihr vergeſſen konnte. Während ich unter vielen Menſchen meine Einſamkeit immer an mir nagen fühlte.

Der junge Schwede, der ſich in Stockholm befand, ſchrieb mir, daß er auf Dalarö bei Stockholm einen ſchönen Sommeraufenthalt wiſſe. Dorthin reiſte ich dann und wohnte auf einem Hof, der tief im Walde lag, und dort ſchrieb ich einige der Landſchaftsgedichte, die ſich in meinem kleinen Band „Reliquien", meinem erſten Gedichtbuch, finden. Das Buch ließ ich bei meinem ſpäteren Aufenthalt in Mexiko drucken, und noch ſpäter, im Jahre 1900, kam es dann durch einen deutſchen Verlag in Neudruck an die breitere Öffentlichkeit.

Ich ſollte unbeirrt wünſchen, hatten die Ameri-

kaner geſagt, und würde dadurch in die Nähe des Mädchens kommen, das für mich geboren an irgendeinem Fleck der Welt lebte. Ich wünſchte heftig. Und es hat dieſer Wunſch, der unbewußt hinter allen meinen Wünſchen ſtand, mich in jenem Sommer nach Schweden geführt, wo ich im ſelben Herbſt die Bekanntſchaft jenes Mädchens machte, die dann meine Lebensgefährtin wurde und es heute noch iſt. Und viel ſpäter, als ich die Amerikaner in Paris wiederſah und ihnen dann meine Frau vorſtellte, erinnerten ſie mich oft an die Stunden in London, da ich ihnen geklagt hatte — wenn ich ſie beide glücklich ſah —, daß ich doch bald die Frau finden möchte, die für mich bereits an irgendeinem Ende der Erde lebte und wartete.

Und nie hätte ich damals in London glauben können, daß einige Monate ſpäter der Wunſch ſchon die Erfüllung finden ſollte.

Mein Leben an der ſchwediſchen Oſtküſte in dieſem Sommer 1894, auf einem Hof in den Wäldern auf der Inſel Dalarö, war durchaus nicht eigenartig und reizvoll, nicht mächtig und nicht erſchütternd, nicht ſo, wie ich es im Granitland Bohuslän gefunden hatte. Wenn man dieſe beiden ſchwediſchen Küſten miteinander vergleicht, drücken ſich ihre Landſchaftsunterſchiede am beſten mit den Worten aus: die Weſtküſte zeigt eine männliche Haltung, ſchroff, unerbittlich, trotzig. Die Oſtküſte Schwedens dagegen wirkt weiblich, mit ſanften Ständern, mit ebenen

großen Waldungen, mit Wiesen und vielen sanften bewaldeten Inseln.

Meist grünen dort Tannen und Birken, dazwischen hier und da starke Eichen. Auch viele Steinblöcke sind in den Wäldern verstreut, aber nicht vergleichbar mit dem Granitpanzer Bohusläns. Das Meer ist an der schwedischen Ostküste schmeichelnder. Es hat den schwachen Wellenschlag eines Sackgassenmeeres. Es wirkt gezähmt und hat nichts von dem titanenhaften Fluten, von den frischen, schaffenden und vernichtenden Kräften, die das Meer im Skagerak beleben. Die Ostküste ist ein Land der Gutsbesitzer, und statt der Fische im Meer sind es dort die Kühe auf den Wiesen, die den Menschen versorgen müssen.

Diesen Unterschied fand ich zuerst reizlos. Aber die schwedische Güte und Treuherzigkeit, die überall im Lande zu Hause ist, gefiel mir auch in Dalarö, und so blieb ich bis spät in den Herbst dort und saß noch, als es regnete, draußen im Wald und machte Waldspaziergänge mit dem Lehrer einer Schnitzereischule. Das Schulhaus lag mitten im Dickicht und hatte viele Schüler, welche da eifrig wie Waldwichtelmänner in einem Holzhaus an Hobelbänken und Schnitztischen in Scharen arbeiteten. —

Als die Tage dann kurz und dunkel wurden, zog ich Anfang Oktober nach Stockholm. Ellen Key, die schwedische Philosophin, hatte damals einen literarischen Salon in Stockholm, wo sich Sonntags die bekanntesten schwedischen Schriftsteller trafen. Ich verkehrte gern bei der liebenswürdigen Ellen Key, und an einem Sonntagabend lernte ich bei ihr den jungen

norwegiſchen lyriſchen Dichter Sigbjörn Obſtfelder kennen.

Ellen Key hatte in ihrem Salon zwiſchen den verſchiedenen Seſſeln ein kleines Stühlchen ſtehen, das war einſt ihr eigenes Kinderſtühlchen geweſen. Auf dieſem kleinen Stuhl ſaß Obſtfelder an jenem Abend, umgeben von einem Kreis von Herren und Damen. Er ſprach ſo leiſe, daß ſein Sprechen wie ein Wimmern war. Und als ich ihm ein wenig lebhaft in irgendeiner Frage widerſprechen mußte, meinte Ellen Key, Obſtfelder in Schutz nehmend: man dürfe das Lamm, wie ſie ihn nannte, nicht ſo heftig anreden.

Ich erzähle dieſe kleine Begebenheit nur, um den jungen Dichter zu zeichnen, der ſehr ernſt, aber auch ſehr empfindſam war, zugleich aber kräftig genug und eigentlich des Schutzes der Damen entraten konnte. Aber ſein Hang zu großer Traurigkeit gab ihm den Schein von Hilfloſigkeit. Und es war ſehr gütig von Ellen Key gemeint, daß ſie dem immer ſorgenvollen und einem tiefen Weltſchmerz nachhängenden, jungen Norweger ſchützend zu Hilfe kam.

Das Weſen dieſes Dichters aber war das gerade Gegenteil von meinem Weſen. Während ich allen Lebensregungen die feſtliche Seite abgewinnen wollte und den feſtlichen Kern des Lebens immer betont haben wollte, war Sigbjörn Obſtfelder von einem wollüſtigen Nachhängen der Traurigkeiten des Lebens beherrſcht.

Dieſe Art ſtieß mich ab, aber erregte zugleich immer wieder mein Erſtaunen, weil ich es kaum für möglich halten konnte, daß jene Traurigkeit ernſthaft

war. So kam ich faſt auf den Gedanken, dieſes Traurigſein für Einbildung zu halten, und es feſſelte mich, zu ergründen, wie dieſer junge Mann ſich im Leben zurechtfinden konnte bei all dem Leid, das er freiwillig aufſuchte.

Als man Obſtfelder fragte, ob er ſich in Stockholm wohl fühle, wiſperte er an jenem Abend etwas Unverſtändliches. Dann erklärte einer in der Geſellſchaft, der ihm zunächſt ſaß und die Worte verſtanden hatte, der junge Dichter habe geſagt, er fühle ſich nirgends wohl. Als wir beim Heimweg zuſammen durch die Straßen Stockholms gingen, erzählte mir Obſtfelder, daß er eine Witwe liebe, die rotverweinte Augen habe und einen großen ſchwarzen Kreppſchleier am Hut trage. Und er ſagte mir, daß ihn die Trauer der Dame angezogen habe. Sie hätten beide geſtern einen ſchönen Nachmittag verlebt. Er habe ſie auf den Kirchhof begleitet, an das Grab ihres Mannes, und habe den Kranz tragen dürfen. Das ſagte er tieftraurig, einfach und ungeſucht, als wäre das Traurigſte das Begehrenswerteſte für alle Menſchen. Mir wurde unheimlich bei der Vorſtellung, daß ein Mann mit jungem warmen Blut ſich gern trauernden Menſchen anſchloß und Damen in Trauerſchleiern bevorzugte und am liebſten Spaziergänge zu Kirchhöfen machte. Obſtfelder ſagte mir weiter, als wäre es das Selbſtverſtändlichſte von der Welt, er liebe es, in Stadtvierteln zu wohnen, wo ganz arme Leute hauſen,verſorgte Geſichter armer Leute. Er ſuche ſich als Wohnung gern Häuſer aus, die ſo bekümmert ausſehen wie ihre

elenden Bewohner, Häuſer, wo auf den Fenſterbrettern ein paar kümmerliche Blumen ſtehen, dürftige Geranienſtöcke, die in alte Scherben und Porzellantaſſen gepflanzt ſind, wo Wäſcheſtücke vor den Fenſtern zum Trocknen aufgehängt ſind und wo die grauen engen Treppenhäuſer, die nach Kalk und Keller riechen, ausgetretene Treppenſtufen haben. In ſolcher Umgebung, die nie frei aufgeatmet hat, in der das Leben bedrückt aus den Winkeln winſelt, dort fühle er ſich am wohlſten und zu Hauſe.

Ich hatte darnach geglaubt, daß Obſtfelder hilfsbedürftig ſei, und da ich in einer angenehmen Penſion wohnte am Tegnerlund, in einem ſchönen, reinlichen und geräumigen Hauſe, mit Ausſicht über die grüne freundliche Tegneranlage, ſo dachte ich, ich würde dem jungen Dichter etwas Gutes tun, wenn ich die liebenswürdige alte Dame, bei der ich wohnte, bäte, ihm einen billigen Mittagstiſch zu geben. Aber Obſtfelder fand es dann viel zu ſonnig, viel zu ſchön, viel zu hell und viel zu freundlich bei jener Dame und ſagte mir dieſes, was ich ganz unbegreiflich fand.

Und ich ſagte ihm: „Sie finden genug Traurigkeit auch in hellen freundlichen Häuſern. Glauben Sie doch nicht, daß die reinlichen Menſchen, die in ſchönen Häuſern wohnen, nicht viele Traurigkeiten und viele ungeweinte Tränen verbergen müſſen. Die Dame zum Beiſpiel, die jene Penſion hat, in der ich wohne, iſt von Kindheit an halb taub; ſie hört nur, wenn man durch ein Hörrohr zu ihr ſpricht. Sie hat ſich ihr Leben lang nur mit Büchern unterhalten müſſen, und ſie iſt zart und vornehm und lautlos.

Und wenn sie auch nicht einen Kreppschleier trägt, so umgibt sie doch immer ein dunkler Schleier von Lebenswehmut. Er ist nicht für die Augen zu sehen, aber für das Gefühl."

Während ich dieses sagte, ärgerte ich mich dabei, daß ich dem Dichter der Traurigkeit mein freundliches helles Haus, in dem ich wohnte, von der innersten Seite erklärte, und daß ich ihm erst sagen mußte, was ich als etwas Selbstverständliches empfand, daß die Menschen, die zu lächeln suchen, während sie trauern, nicht minder stark empfindende Menschen sind als die, welche da offensichtlich weinen und traurig den Kopf hängen lassen. Aber Obstfelders Drang zu Traurigkeiten hin mag auch wohl darin begründet gewesen sein, daß sein Vater, der einst ein tüchtiger Bäcker war, in seiner Armut im Bürgerspital in Stavanger Unterkunft gefunden hatte. Vielleicht wollte der Sohn nicht besser wohnen als der Vater.

Sigbjörn Obstfelder war früher Ingenieur in Amerika gewesen und hatte dann, zurückgekehrt von dort, den ihm verhaßten Beruf aufgegeben. Er erhielt, als ich ihn kennen lernte, vom norwegischen Staat ein Jahresgeld, das aber so wenig war, daß er nie richtig aufatmen konnte. Der Fluch der meisten jungen Dichter ist es, daß sie die weite Welt erleben möchten und sich vertiefen möchten in die Leben ringsum, und in Lebensnot wie vom Leben Ausgestoßene jahrelang neben dem Lebensstrom herschleichen müssen, von bitterer Armut erniedrigt.

Auf meiner Weltreise, als ich fern in Asien in

Hongkong und Schanghai und in Japan großen deutschen Kriegsschiffen begegnete, die auf dem Weg zu den Kolonien nach der Südsee waren oder dort in asiatischen Gewässern nach China beordert lagen, dachte ich oft beim Anblick der kostbaren Staatsfahrzeuge bei mir: wie wäre es doch so einfach, wenn auf diesen mächtig schwimmenden Staatskolossen, für die das Volk Millionen bezahlt hat, einige Kabinen für Gelehrte, Künstler und Dichter eingerichtet wären, um diesen freie Hin- und Rückfahrt nach fernen Ländern zu ermöglichen!

Und wie wäre es einfach, wenn neben den Kasernen oder in den Regierungsgebäuden in unseren Kolonien, die doch auch vom deutschen Volk bezahlt werden, ein Unterkunfthaus, eine Herberge für Gelehrte, Künstler und Dichter vom Staat eingerichtet würde! Welche Unsummen werden vom deutschen Volk an Beamte aller Art verwendet! Welche Unsummen für Kasernen und Schiffe! Es würde bei den Millionen, die dafür ausgegeben werden, nicht darauf ankommen, wenn der Staat den jungen Künstlern des Landes auf den Panzerschiffen freie Fahrt und in den Kolonien Unterkunftshäuser mit freiem Aufenthalt zum Studium der fremden Länder gewähren würde.

Und es würde auch nicht große Summe kosten, ein Taschengeld, ähnlich einem Beamtensold, den Studierenden zu jenen Reisen mitzugeben. Man dürfte aber nichts von ihnen fordern und nichts von ihnen erwarten nach dieser Reise. Man müßte ihnen Vertrauen und Glauben schenken, daß das, was man

für sie täte, sich zum Vorteil für das Vaterland erweisen würde.

Denn manche Künstler, die gereist sind, konnten aus der Ferne nichts mit nach Hause bringen als ein gründliches Heimweh und ein echtes und tiefes Heimatserkennen. Es ist genug, wenn nur dieses erreicht wird, daß einer, indem er den richtigen Abstand von der Heimat bekommen hat und beim Vergleich mit anderen Völkern, die er besuchte, seine Heimat aufrichtig beurteilen lernte, durchdrungen wird vom Bewußtsein, daß niemals äußere Schönheit ferner Weltteile dem echten Mann die Heimatsscholle ersetzen kann. Ein Volk, das sich solch echte Heimatkünstler züchtet, tut sich selbst wohl, indem es immer den Dank und die Gedanken dieser Künstler an sich fesseln wird. Und die Werke dieser weitgewanderten Künstler werden tiefe, nutzvolle Arbeiten werden, da sie dann aus tiefen Heimwehlebensströmen geschöpft sind.

Während jetzt viele der jungen Künstlerkräfte aus Lebenshunger das Nachtleben der Großstädte und in ihrer Armut und Ratlosigkeit das Herumsitzen in Kaffeehäusern pflegen müssen, um wenigstens vor den Schaufenstern des Weltlebens zu bleiben, da ihre Geldmittel nicht zum Einhandeln großer Welteindrücke reichen, so würden dagegen freie Kriegsschiffsreisen die jungen Künstler reich befruchten können.

Man soll nicht spotten über die Kaffeehauspoeten der heutigen Zeit, die sich meistens aus jungen heranwachsenden, dichtenden Lebensanbetern zusammensetzen.

Man ſoll helfen, ſtatt zu ſpotten. Das Volk, jede Nation hat die Pflicht zu helfen. So gut wie ein Land ſeine Landesgrenzen erweitert, indem es ferne Kolonien gründet, im ſelben Verhältnis muß es auch die Weltblicke derer erweitern, die berufen ſind, das Leben künſtleriſch feſtzuhalten in allen Zeitläuften. Denn nur die Künſtler können die fernen Länder dem Heimatland innerlich nahebringen.

Es ſollten auch die Staatseiſenbahnen allen angehenden jungen Künſtlern, Gelehrten und Dichtern freie Fahrt durch ganz Deutſchland geben, und ebenſo ſollten die Nationen untereinander den Künſtlern dieſe freie Fahrt durch alle Länder ermöglichen.

Die ſchwediſche Nation hat durch einen Schweden, der den Nobelpreis ſtiftete, die Bewunderung ganz Europas geerntet. Dieſes Volk geht auch in der freien Eiſenbahnreiſe der Künſtler den Kulturvölkern mit großem Beiſpiel voran. Die ſtockholmer Eiſenbahnverwaltung erteilt jedes Jahr einigen Künſtlern, inländiſchen wie ausländiſchen, freie Reiſe erſter Klaſſe vom ſüdlichſten bis zum nördlichſten Grenzpunkt in Schweden. Ich ſelbſt erhielt vor einigen Jahren für mich und meine Frau auf Anfragen dieſe freie Fahrt durch ganz Schweden, und ich weiß, daß freies Reiſen auch anderen deutſchen Schriftſtellern gewährt wurde.

Warum iſt die deutſche Nation ſich nur ihrer Pflicht bewußt, ihre Miniſter, ihre Offiziere, ihre Geiſtlichen beſolden zu müſſen? Warum iſt dieſelbe Nation ſich nicht ihrer Pflicht bewußt, ihre Künſtler beſolden zu müſſen, die neue Seelenwerte hinter-

laſſen? Neue Seelenwerte ſchaffen die Geiſtlichen, die immer wieder die Bibel erklären, nie, und die Geiſtlichen erhalten doch Beſoldung und Pfarrhäuſer vom Staat.

Die Städte, die einen Künſtler geboren haben, ſollten es als eine Ehre anſehen — wenn ſie es nicht als Pflicht betrachten — dem Künſtler, der die Erdſcholle, der den Menſchenſtamm, aus der er hervorgeht, in ſeinen Werken verherrlichen wird, Haus und Garten zu bauen und ihn zu erhalten.

So wie die Städte Kaſernen, Kirchen, Spitäler, Rathaus, Poſt, Bahnhof bauen können und ſich Parke, Theater, Konzertſäle hinſtellen, ſo ſollten die Städte doch zuerſt bei dem jungen Künſtler Heimatſchutz und Heimatſorge anwenden, der bei ihnen durch ſeine Geburt Heimatrecht erlangt hat.

Ein beſcheidenes Haus, ein beſcheidener Garten, eine beſcheidene Einrichtung, geſundheitlich und ſauber im Stand gehalten, eine beſcheidene Küchenkoſt ſollte jeder Künſtler in ſeiner Heimat für ſich finden, neben dem freien Reiſen durch die Länder. Und laßt dann bei ihm ſeine Frau oder ſeine Familie, ſeinen Vater, ſeine Mutter, oder eines ſeiner Geſchwiſter weilen, die um ihn ſorgſam ſein wollen. Denn bedenkt, daß der Künſtler immer im Geiſte weltfern leben muß, um echt im Geiſt und Gefühl zu ſchaffen. Und bedenkt, daß ein Künſtler ein wenig Schutz um ſich braucht, weil der Geiſt immer leichter zu gefährden iſt als der Körper.

Ihr erlaubt doch euren Generälen und Offizieren, euren Miniſtern und Beamten, euren Lehrern und

proteſtantiſchen Geiſtlichen, daß ſie ihre ſtaatliche Wohnung haben, worin ſie mit ihrer Familie hauſen. Seid nicht engherzig und gönnt euren Künſtlern dasſelbe, was ihr dieſen Männern, die der Staat benötigt, bietet.

Jede Stadt ſollte eine Jahresſumme ausſetzen für jeden ihrer Künſtler, der Geburtsrecht in ihr hat. Jede Stadt wird ſo die Heimatkunſt und dadurch die nationale Kunſt bereichern helfen.

Der Künſtler ſoll in ſeiner Heimatſtadt ſeinen Erdfleck haben, ſein Stück Vaterland und ſein Heimatdach, wo er zu jeder Zeit, wenn er, bereichert von Wiſſen und Erleben, ſich zurückziehen will, für kurz oder lang einen Ruheplatz zum Ergründen und Ausarbeiten ſeiner Eindrücke finden kann; einen Ruheplatz, wenn er krank iſt, und einen Ruheplatz, wenn er alt iſt.

Die flüchtige Haſt, die viel unreifes Schreiben erzeugt und einen Wuſt von Büchern gebiert, durch die das Volk kaum den Weg aus nebenſächlichen Werken zu hauptſächlichen Werken finden kann, wird wegfallen, ſobald der Künſtler immer wieder weiß, daß ſeine Stadt und zugleich die ganze Welt frei vor ihm liegt. Wenn er weiß, daß er frei, koſtenlos wandern und zurückkehren darf, ſobald er es verlangt, und überall ſtandesgemäße Unterkunft findet.

Jeder Künſtler muß wiſſen, daß er unermeßliches Vertrauen genießt, weil er mit dem kleinſten Buch, mit einem einzigen Gemälde, mit einem einzigen Muſikſtück Unermeßliches, Hoheitsvolles ſeiner Heimat geben

kann, Höheres, als jemals Pfarrer, Lehrer und Beamte ihrer Heimat und ihrem Volke zu geben vermögen.

Dann wird mancher Künstler nicht gezwungen werden, manchem erniedrigenden bürgerlichen Zeitgeschmack zu huldigen, des täglichen Brotes und des Lebens zuliebe. Er wird stark werden durch die Heimat, die er bis zu seinem Lebensende als sicheren Lebensgrundstein spürt.

Es sollten sich Vereine bilden, die Einzelhäuser und Atelierhäuser und Unterkunftshäuser den wandernden Künstlern bauen.

Die Echtheit eines solchen mit Bewußtsein gepflegten Künstlertums wird das nationale Leben eines Volkes so verinnerlichen, daß davon die Völker, geistig gekräftigt und geistig erfrischt, sich in jeder Beziehung tatkräftiger fühlen werden. Denn durch die Würdigung des Künstlers wird die höchste nationale Geist- und Gefühlsentfaltung gepflegt. So wie Nationen bis jetzt für ihre körperliche Erhaltung sorgten, indem sie Handelsministerien, Kriegsministerien, Ministerien der Kolonien und andere Ministerien gegründet haben, müßten sie auch ein Künstlerministerium aus tätigen Künstlern gründen, das an Bedeutung zum mindesten der Nation so wichtig sein müßte wie die Schulangelegenheiten, die kirchlichen und die militärischen Angelegenheiten.

Aber zuerst müssen die Städte und Orte beginnen, ihre schöpferischsten Söhne, die Künstler, die in ihnen geboren sind, heimatlich und in allen Ehren zu verpflegen. Die Städte sollen sich aber nicht einfallen lassen, dabei in einen Wetteifer zu verfallen

und zu protzen mit dem Wohltun, denn damit schädigen sie die künstlerische Ruhe ebensosehr wie mit der Vernachlässigung der Künstler. Die Städte sollen nicht künstlerische Schlemmer und künstlerische Verschwender erziehen. Die Städte sollen den in ihren Mauern geborenen Künstlern unveräußerliches Hab und Gut auf Lebenszeit zur Verfügung stellen. Aber die Heimat soll den Künstler nicht durch verderbliche Üppigkeit verwöhnen und vernichten. —

Ich sprach diese Gedanken aus, die mir oft auf Reisen und zu Hause im Herzen umgingen. Ich hatte die Künstlernot nicht bloß bei Hunderten von jungen heranwachsenden Künstlern in vielen Städten Europas vor Augen, auch meine eigenen Notstunden vergangener Jahre gaben mir diese Gedanken ein. Hunderte von Gesprächen habe ich gehört und hundertmal rastloses Fragen, wie den jungen heranwachsenden Künstlern am besten geholfen werden könne, damit sie die Welt in Tiefen und Weiten erleben und doch, in der Heimat festwurzelnd, ihrer großen Lebensaufgabe, die an sich mühevoll genug ist, ohne Armutsleiden gerecht werden könnten.

Ich will nicht sagen, daß alle Künstler das Reisen nötig haben. Manche werden zeitlebens ihre Scholle nicht verlassen wollen. Aber das werden die wenigsten sein. Ich glaube, daß jedem Künstler in der Jugend der Drang innewohnt, wenn nicht alle Weltteile, so doch die Heimat auf freien Reisewegen und die äußerste Heimat, die Kolonien, ebenfalls auf freien Reisewegen erleben zu wollen.

Und die Mittel, dieses zu erreichen, sind nicht

ſo ungeheuerlich und nicht ſo unmöglich unerſchwinglich für ein Volk, wenn man den Plan verfolgen würde, für die Künſtler freie Reiſe auf den Staatsſchiffen und freie Reiſe auf den Staatseiſenbahnen einzurichten, und wenn man es durchſetzen würde, mit Errichtung von Unterkunftshäuſern in den Großſtädten und mit Errichtung von Heimathäuſern in den Heimatsorten den betreffenden Künſtlern das Wandern und das Wohnen und die Verpflegung zu erleichtern. —

Der arme Sigbjörn Obſtfelder ſtarb ſchon bald. Er wurde nur einige dreißig Jahre alt. Not, Gram, Unterernährung machten, daß er hinſiechte und lebenswiderſtandslos wurde, und die erſte größere Krankheit, die ihn traf, raffte ihn fort. Nachdem der Arme noch die Schrecken einer unglücklichen Ehe erlebt hatte und von der Frau, die er liebte, tägliche Verachtung ertragen mußte, weil er ſie nicht ernähren konnte, wurde er todkrank und ſtarb. Die Norweger ſehen Obſtfelder heute noch als einen ihrer tiefſten Lyriker an, die die Neuzeit hervorgebracht. Der Dichter des Elends und der Traurigkeit iſt er geweſen und geworden durch das Elend, das heutzutage jeden armgeborenen Dichter verfolgt. —

Die meiſten Völker haben ein Geſetz gemacht, das die Nutznießung der Werke eines Künſtlers nur bis dreißig Jahre nach ſeinem Tode den Nachkommen des Künſtlers gewährt. Die Nationen, die ſich alſo ein Nationalrecht auf das Lebenswerk ihrer Künſtler zugeſprochen haben, haben das Eigentum eines Men-

ſchen nach dreißig Jahren als vogelfrei erklärt und als der Nation zugehörig. Die Völker, die dieſes Geſetz gemacht und dieſes Recht ſich zueigneten, haben damit öffentlich kundgetan, daß der Künſtler kein außer der Nation und außer dem Volksintereſſe ſtehender Menſch iſt.

Und es iſt darum nicht bloß anſtändig, ſondern gerecht, zu fordern, daß das Volk, das ſich durch den Künſtler ſpäter auf Jahrhunderte bereichert fühlt, eine Vorausvergütung auf dieſe zu erwartende Nationalbereicherung dem Künſtler bei Lebzeiten zukommen läßt. Und zwar in der Weiſe, daß die Nation dem Künſtler die Arbeit und die Aufnahme von Lebenseindrücken erleichtert. Jedes Künſtlers Heimatſtadt ſoll angewieſen ſein, den Künſtler, der ihr einſt Ruhm bringt und ihr einen geiſtigen Beſitz hinterläßt, nicht bloß gnädig zu beſolden, ſondern dieſe Stadt ſoll dem Künſtler einen Ehrenunterhalt bieten. Denn angeborenes Künſtlertum berechtigt den jungen Künſtler, einen Ehrenſold zu erwarten und zu empfangen.

Der Einwand, daß ſoundſo viele junge Kräfte vielleicht der Nation keinen Reichtum zurücklaſſen, indem nach ihrem Tode ihre Werke vielleicht nicht einmal von dreißigjähriger Bedeutung ſind, dieſer Einwand wird dadurch hinfällig gemacht, daß ein einziger großer Künſtler jene hundert und mehr umſonſt vom Staate ernährte Künſtler aufwiegen würde.

Goethes Geiſt iſt in der deutſchen Nation ſo ſelten wie Bismarcks Geiſt und Moltkes Geiſt. Aber deshalb ernährt man doch viele Offiziere und Staats-

beamte, wenn dieſe auch keine Bismarcks und Moltkes werden, und bietet ihnen Ehren und Unterhalt, Wohnung und Altersverſorgung. Und ſoviel wie dieſe Beamtenſchar, die der Staat heute ernährt, Verſorgungsgelder beanſprucht und Würdegelder, ſoviel wird im Verhältnis nie der Künſtler dem Staat koſten. Denn die echten Künſtler werden von der Natur vereinzelt geboren und können nicht durch Schulen gezüchtet werden wie Beamte und Offiziere! Alſo werden ſie nie in Maſſen da ſein. Aber die Werte, die hundert von tauſend Künſtlern hinterlaſſen, ſind immer unſchätzbarer und unbezahlbarer als die Werte, die hundert Beamte von tauſend Beamten auf Hunderte von Jahren der Zukunftsentwicklung des Nationalgeiſtes ſchenken können.

Außerdem ſoll der Künſtler — und jeder echte Künſtler wird es ſo wollen — nicht in Protzerei und Großtuerei vom Staate großgepflegt werden. Sondern es ſoll ihm verholfen werden zur Bewegungsfreiheit und Heimatsruhe, und es ſoll ihm Schutz vor Nahrungs-, Geſundheits- und Verpflegungsſorgen gewährt werden. Dieſes Wenige aber ſoll ihm in gediegenſter und ehrendſter Weiſe zugeſprochen werden. Denn des Künſtlers Leben, auch des jüngſten künſtleriſchen Anfängers, bedeutet, ſowohl wie ſeine Werke nach ſeinem Tode, ein Ehrengut für die Nation.

In den achtziger und neunziger Jahren, in jener Zeit, von der ich hier in meinem Buch „Gedankengut" ſpreche, waren die Selbſtmorde unter den jungen Künſtlern in ſchreckenerregender Weiſe an der Tagesordnung. Das neue Großſtadtleben, das da zum erſten-

mal von der Maſchinenwelt urplötzlich aufgebaut, im Glanz des neuen elektriſchen Lichtes, in der Eile des Reiſeverkehrs und mit dem Einſetzen des blendenden Nachtlebens, daſtand, verwirrte manchen jungen Geiſt. Ebenſo kam dazu die öffentliche Unverhülltheit des bisher unterdrückten Geſchlechtslebens, das aus der Verkümmerung und Unterdrückung in einen Geſchlechtstaumel umſchlug, der nichts mehr mit heiliger, ſelbſtverſtändlicher, aus der Natur geborener Geſchlechtsliebe zu tun hatte.

Dieſes Großſtadtleben überreizte jährlich viele aufwachſende und ins Leben tretende junge künſtleriſche Talente mit ſeinen neuen ſchwindelnden Freiheiten. Es riß die jungen Künſtler aus dem Heimatboden in nervenerſchütterndes Getriebe, erweckte maßloſe Weltgier und Sinnenbegierde und erfüllte die Künſtlerherzen nur mit viel Blendwerk und mit viel krankhaftem Verlangen aufgeſtachelter Erwartungen.

Der Alkohol ſpielte dann als Hauptbetäubungsmittel eine große Rolle. Die käufliche Straßenliebe und die herzloſeſte Abenteuerjagd, die das innerſte Verlangen nicht ſtillen konnten, trieben die zerrütteten Geiſter junger Künſtler entweder ins Irrenhaus oder zur Alkoholvergiftung an oder zum Selbſtmord.

Würden aber die jungen Künſtlerkräfte, die da welthungrig in den Weltſtädten zuſammenkamen, freie Wege, von Staat und Nation gebotene freie Weltwanderwege gefunden haben, und würden ſie auch die Verſicherung gehabt haben, daß bei der Rückkehr aus der Fremde ihnen die Heimat immer einen Ehrenruheplatz zu bieten hatte, ſo wären nicht die Verzweif-

lung, die Verirrung, der Selbſtmord damals ſo alltäglich geworden.

Ein verrückter Maler, ein verrückter Dichter, ein Malerlump, ein Dichterlump, ein armer Muſikernarr — ſo hörte man und hört man noch heute im Volk die jungen Künſtler verächtlich nennen, ſie, die vielleicht nicht immer welterſchütternde Werke hinterlaſſen werden, die aber doch meiſtens alle ehrlich ſtreben und auch mit dem kleinſten Werk Feſtlichkeit verbreiten können und einen Hauch von ſeliger Unwirklichkeit in die ſich ſonſt heißlaufende Wirklichkeit des Lebens zu bringen vermögen.

Es iſt nicht wahr und es iſt eine Selbſttäuſchung, wenn eine Nation behauptet, ſie könne das Heer der jungen Künſtler nicht ernähren. Sie muß es können. So gut wie ſie das Muskelheer, das Kriegsheer, vaterlandsfreudig ernährt, muß ſie das Geiſtesheer junger ſchöpferiſcher Künſtler ernähren.

Die Nation muß die geiſtigen Förderer, die zur Erhöhung der Lebensfeſtlichkeit und zur Erhöhung des Lebensmutes und zur geiſtigen feſtlichen Erhebung dem Volk geboren ſind, mit allen Kräften und allen Ehren von allen Sorgen des Alltagslebens befreien, damit jeder Künſtler ſein ihm angeborenes feſtliches Innere, ſeine ihm angeborene geiſtige Schöpferkraft in erſchöpfendſtem Maße betätigen kann. Nur dann darf ſich eine Nation vollkommen lebenswürdig nennen, wenn ſie ſich aufrafft und ſorgt, daß ihre Künſtler, deren Werke ſie ſpäter als Nationaleigentum beanſprucht, bei Lebzeiten Anſpruch haben dürfen auf würdigſte nationale Förderung.

Und wenn Heimatgemeinde und Staatsgemeinde Hand in Hand gehen bei der Förderung der Lebensfrage ihrer Künstler, so wird eine Hilfe gar nicht so schwer sein und unmöglich, wie das bis zum heutigen Tag allgemein angenommen wurde. Der Staat allein kann nicht helfen. Er hat auch nicht den Einblick in jede einzelne Künstlernatur. Die Stadtgemeinde aber, die den Künstler geboren hat, trägt die erste Verpflichtung zur ehrenvollen Erhaltung des Künstlerlebens, das in ihren Mauern geboren wurde. Der Staat aber soll das Reisen der Künstler zu Wasser und zu Land durch Reiseerleichterung und Einrichtung von Unterkunftshäusern ermöglichen.

Wie schnell werden dann jene Kaffeehausliteraten ihre Arbeitswege finden und nicht mehr, brütend und zeitvergeudend, ihre Jugend vertrauernd, sich dem Spott des Publikums preisgeben müssen. Wenn jene jungen Künstler frei reisen können, werden sie nicht mehr in ihrer Traumseligkeit bloß die Kaffeehäuser aufsuchen müssen. Ihre Träume werden durch weites Reisen großzügige Weltnahrung erhalten, und später dann, von der Weltwanderung zurückgekehrt, werden sie ihre Heimat doppelt lieben können, werden mehr als in jedem anderen Land die Schönheit der engen Heimat entdecken und werden herzliche Dichter und weise Berater ihrem Volke sein können.

Wenn man aber sagen würde, daß es Jahrhunderte den Künstlern schlecht gegangen ist und Jahrhunderte ihnen ohne Stadt- und Staatshilfe weiter schlecht gehen soll, so ist das eine liederliche und

unwiſſende Antwort. Es iſt, als wollte einer ſagen: wir ſind Jahrhunderte ohne Eiſenbahnen und ohne Telegraphie ausgekommen, wir haben uns Jahrhunderte nicht gegen die Pocken impfen laſſen müſſen, und die Menſchheit hat doch gelebt, jede Neuerung iſt ein Unſinn, weil die Menſchheit ſich ohne Neuheit von ſelbſt durchſchlägt oder verdirbt!

Kein ernſtes Gehirn und kein ernſtes Herz wird einer ſo menſchenunwürdigen Antwort zuſtimmen können.

Natürlich iſt nicht jeder, der einen Reim ſchreiben kann, ein Dichter. Nicht jeder, der eine Zeichnung nachzeichnen kann, iſt ein Maler, und nicht jeder, der ein Inſtrument ſpielen kann, iſt ein Komponiſt. Aber jeder Stadt wird es mit der Zeit nicht ſchwer fallen, in ihren Mauern ihre wirklich ſchöpferiſchen Künſtler zu entdecken und dieſe in den Stadthaushalt aufzunehmen.

Bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahr, vielleicht auch noch früher, wird es jedem Künſtler möglich ſein, den Beweis zu liefern, daß er etwas Eigenartiges ſchaffen kann. Von dann ab ſollte er in die Stadtobhut aufgenommen werden. Wenn nicht der Beweis ſo auffallend iſt, daß er ſchon mit zwanzig Jahren die Aufnahme erlangen kann. Mit der Aufnahme in den Stadtſchutz müßte dann zugleich die Aufnahme in den Staatsſchutz verbunden ſein.

Und kann ein junger Künſtler nicht mit fünfundzwanzig Jahren den Beweis ſeiner Fähigkeit bringen, ſo bringt er vielleicht mit dreißig, mit fünfunddreißig, mit vierzig Jahren den Beweis, daß ſein Leben ein

geiſtiges Heimatgut und damit ein geiſtiges Staatsgut bedeutet.

Der Gedanke, nicht ewig dem Elend preisgegeben zu ſein, wird einem jungen Künſtler, wenn er auch noch nicht den Stadtſchutz erlangt hat, mutig und lebenszuverſichtlicher machen und ihn vor den großen Bekümmerniſſen ſchützen, die ſeine geiſtigen Arbeiten benachteiligen. Denn es iſt eine traurige Niederträchtigkeit, wenn unverſtändige Menſchen den jungen Künſtlern nachſagen, daß, je mehr Not ſie leiden müſſen, deſto beſſer die jungen Geiſter arbeiten können.

Das iſt gerade ſo unſinnig und roh geſprochen, als wollte ich ſagen: je weniger ich einen Garten pflege, deſto mehr Blumen blühen und deſto mehr Früchte tragen die Bäume dort.

Die Blumen und die Früchte, die ſich unter Mühſeligkeiten, ohne Pflege im verwahrloſten Garten durchſchlagen müſſen durch Unkraut, Inſektenfraß und auf vernachläſſigtem ungedüngtem Boden, die werden recht kümmerlich ausfallen im Vergleich zu denen die auf einem gut gepflegten Gartenſtücke aufwuchſen.

Der junge Künſtler, der ſich zum Stadt- und Staatsſchutz hin entwickelt, wird in ſeiner Familie, bei ſeinen Verwandten und Freunden Achtung erhalten! Und bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahr wird die Familie nicht abſtehen wollen, den jungen Künſtler wie einen Studenten, den ſie danach verſorgt weiß, nach Kräften zu unterſtützen. Der junge, ſonſt von ſeinen Verwandten unverſtandene und be-

argwöhnte Künſtler wird der Verachtung enthoben werden durch die Ausſicht, daß er nach ſeiner erſten ſtärkeren Arbeit dann für die weiteren Arbeiten den Schutz und die Ehrenverſorgung der Nation finden wird.

Und ſollte es wirklich vorkommen, daß unverdientermaßen einige halbe Talente Unterkunft gefunden hätten, ſo wäre das Unglück nicht zu groß, denn wie viele halbe Beamte und halbe Offiziere ernährt nicht der Staat ſeit Jahren. Größer iſt das Verſchulden der Nation, wenn ſie die Geſamternte der Kunſt nicht heben und ſteigern will. Denn dadurch wird die Lebensfeſtlichkeit, der Lebensmut und die Lebenskraft eines ganzen Volkes und ſeine Weisheit und ſeine Gefühlswelt niedergehalten.

Was nützt ein ſtehendes Heer, was nützen alle Offiziere und Beamte, die zum Kulturſchutz da ſind, wenn in dem Schutzwall, den das Heer und das Beamtentum um die Geiſteskraft des Volkes bilden ſoll, dieſe Geiſteskraft nicht zu gepflegtem Blühen gebracht wird. Denn die höchſte Blüte der nationalen Geiſteskraft war nie allein das Gelehrtentum eines Volkes, ſondern vor allem war es das Künſtlertum.

Seht zurück auf die Jahrtauſende, was von dem Leben der toten Völker heute noch fruchtbringend zu uns gekommen iſt. Es ſind das meiſtens nur die künſtleriſchen Werke toter Nationen. Mit den Wiſſenſchaften vergangener Jahrtauſende können wir nicht allzuviel mehr anfangen, und nur einiges davon wirkt noch befruchtend, während die Dichter und die Künſtler untergegangener Nationen heute noch

in ihren Werken immer gefühlbefruchtend ewig unter uns weiterleben.

Wir können faſt gar nicht daran glauben, wenn wir zum Beiſpiel ein altes chineſiſches Gedicht, ein indiſches Lied, ein griechiſches Drama, eine ägyptiſche oder griechiſche Bildſäule nachempfinden, daß dieſe Geſchlechter, aus deren Zeit dieſe Werke uns überliefert wurden, vom Erdboden verſchwunden ſind. Dieſe Geſchlechter haben nur ihren Körper, aber nicht ihren Geiſt aufgegeben. Denn ihr Geiſt lebt in den überlieferten Kunſtwerken fruchtbringend und unüberwindlich, alle kommenden Zeiten zur Achtung zwingend und an die tote Zeit erinnernd.

Die Künſtler ſind die unſterblichen Atome der Völker. Was dieſe Atome taten oder ſagten, behält ewige Lebenswärme, wenn es echt geweſen. Denn die Werke der Künſtler bilden den Unſterblichkeitsbeſtand untergegangener Völker.

Und wenn der einzelne Menſch gern an ein Fortleben ſeines eigenen Lebens und des Lebens ſeiner Lieben denken möchte, ſo wird er, wenn er ein ernſtes Weſen iſt, auch an dem Fortleben ſeines Volkes, in deſſen Mitte ſein Leben ſich abſpielte, beteiligt ſein wollen und ſich daran beteiligen müſſen.

Darum wird es Ehrenpflicht jedes Bürgers ſein, daß er mit der Erhaltung des Künſtlertums und mit ehrenvoller Verpflegung der Künſtler zur Unſterblichkeit der Nation beiſteuert. Ebenſo, wie jeder tüchtige Bürger zur nationalen Verteidigung mit ſeinem geſunden Körper und ſeinen Steuern willig beiträgt. Es wird eine Steuer, zum Nutzen der Künſtler den

verschiedenen Ständen des Volkes, der Arbeiterklasse, der Beamtenklasse und der Kaufmannsklasse angepaßt, das ganz selbstverständliche und natürliche Mittel sein, zu dem die veredelte und sich selbst achtende Nation greifen muß, um festliche Daseinsberechtigung und künstlerische Unsterblichkeit zu erlangen.

Als eines der vielen tausend Beispiele, die ich bringen könnte, um dem deutschen Volk zu berichten, wie bitter und grausam ein junger Künstler von der Verpflegungssorge gequält werden kann, will ich nur einen der unglücklichsten Fälle aus meinem eigenen Leben erzählen.

Es war eines Tages in Paris. Meine Frau und ich waren schon wieder von Mexiko zurückgekehrt, wo wir gehofft hatten, unter billigen Lebensverhältnissen und fern von dem anspruchsvollen europäischen Leben uns niederzulassen und uns durchzuschlagen. Es war ein Rettungsversuch gewesen, ein Fluchtversuch fort von der Überkultur. Mit dem Rest meines Vermögens hatte ich mir in Mexiko einen Tropengarten kaufen wollen, dessen Ertrag uns ernähren sollte.

Diese und viele andere verzweifelte Versuche, Dichtung und Lebensverdienst zu vereinigen, waren gescheitert, und mittellos befanden wir uns wieder, nach Paris zurückgekehrt, in einem bescheidenen Künstlerhotel im Stadtviertel Montparnasse. Wir wohnten in einem kleinen Zimmer, das wirklich für nicht mehr als fünf Schritte Raum hatte. Aber wir waren verhältnismäßig unbesorgt, und ich dichtete,

und wir hofften auf die Hilfe von Verwandten, denen wir geschrieben hatten.

Aber die Antwort blieb aus. Und eines Tages hatte ich kein Kupferstück mehr in der Tasche. In Paris war es uns unmöglich, in eine Wirtschaft zu gehen und auf Stundung zu essen, und es blieb uns auch keine Aussicht, von irgendwelcher Seite Hilfe zu bekommen.

Tonlos und die Verzweiflung einander nicht zeigen wollend, saßen wir, meine Frau und ich, in unserem kleinen Zimmer und hatten nicht gefrühstückt und wußten, daß wir weder Mittag- und Abendessen erhalten würden, und daß wir wahrscheinlich auch, wenn wir nicht vorher verhungert sein würden, das Gasthaus bald verlassen müßten, da wir die Miete des winzigen Zimmers nicht zahlen konnten.

Wir hatten natürlich unzählige Briefe geschrieben nach verschiedenen Seiten, aber entweder abschlägige Antworten oder gar keine Antwort erhalten. Und doch hatte ich viele Bekannte und viele Verwandte in aller Welt und hatte auch mehrere Bücher veröffentlicht, und man wußte, daß ich kein zweifelhafter Anfänger mehr war, denn mein Name war bereits unter die Namen der neuzeitlichen Literatur als bekannt aufgenommen worden. Und doch war dieses Mal, wie so oft vorher und nachher, keine Hand da, die uns Schutz bieten wollte. Denn niemand fühlt einem Künstler gegenüber, auch wenn dieser schon bekannt ist, eine Verpflichtung, bevor derselbe nicht gestorben ist. Dann erst setzt die Verpflichtung, ihn als Nationalgut zu ehren, die Häuser, in denen

er gewohnt hat, mit Tafeln zu verſehen, ſeine Notbriefe zu veröffentlichen, mit rührender und leider mit recht nutzloſer Sorgfalt ein.

An jenem grauen Sorgentag, an dem die große Stadt Paris mir wie ein menſchenleeres Meer vorkam, auf dem meine Frau und ich vergeblich hilfeſuchend hintrieben, fand ich, als ich gegen Abend die Gaſthaustreppe hinunterſtieg, am Schlüſſelhalter neben der Hausmeiſterſtube bei meiner Zimmernummer ein Telegramm für mich angeſteckt.

Ich will das gefaltete Papier öffnen, als meine Frau im ſelben Augenblick durch die Haustüre von der Straße hereinkommt, da ſie auf der Poſt geweſen und meine Briefe fortgeſchickt hatte. Sie ſieht das noch ungeöffnete Telegramm in meiner Hand, erſchrickt und bittet mich dringend, es nicht zu leſen. Ich verſtehe, daß ſie irgendeinen Verwandten, von dem es mir peinlich wäre, Hilfe anzunehmen, telegraphiſch um Hilfe angegangen hat, und daß dieſes nun die Antwort ſein muß, der meine Frau mich aber nicht ausſetzen will, im Fall dieſelbe abſchlägig iſt.

So deutete ich mir den Schrecken in ihrem Geſicht. Und um ſie nicht zu quälen, gab ich ihr das Telegramm ungeöffnet. Wir verließen dann zuſammen das Gaſthaus und gingen auf dem ſtillen Boulevard Raſpail hin. Und hier erzählte ſie mir unter Tränen, daß ihr, nach all den abſchlägigen Antworten, nichts anderes übriggeblieben war, als einen ganz außergewöhnlichen, aber notwendigen Ausweg zu wählen. Sie hatte am Nachmittag ihrem Vater, der nicht mehr helfen wollte, nach Stockholm tele-

graphiert, daß ich plötzlich an einem Hirnschlag gestorben sei! Und sie hatte ihn um Beerdigungsgeld gebeten! — Nun war es uns ganz schauerlich zumute, als wir das Telegramm öffneten, das meines Schwiegervaters Beileid enthielt und zugleich die Meldung, daß tausend Franken für die Beerdigungskosten telegraphisch folgen würden. Ich war tief erschüttert. Niemals ist mir eine Hilfe so schauerlich und grauenhaft erschienen wie diese. Und doch mußte ich meiner Frau recht geben, als sie diesen einzigen Ausweg, den es für uns gab, gewählt hatte.

Wir gingen zum Gasthaus zurück und warteten unter unheimlicher Bedrückung und empfingen eine Stunde später von der Post mein Beerdigungsgeld. Und noch unheimlicher wurde dann die kleine Mahlzeit, die wir in einer kleinen Künstlerwirtschaft, schweigend und mit Tränen kämpfend, einnahmen. Wir waren von der Sorge schon so ernst gemacht worden, daß wir dieses Mal nicht mehr die Kraft hatten, uns von dem empfangenen Geld mit jugendlicher Leichtigkeit zu sättigen.

Als wir zu unserem Gasthaus zurückkehrten, fanden wir dort andere Beileidstelegramme von anderen Familiengliedern meiner Frau aus Stockholm vor. Wir weinten, als läge wirklich ein Toter im Zimmer, so sehr quälte uns noch der Schrecken und die Schmach der Not. Dann mußten wir, um die Sorge der Angehörigen nicht zu lang auszudehnen, zurücktelegraphieren und melden, daß ich wieder am Leben sei, und zugleich schickten wir erklärende Briefe ab.

Aber mein Begräbnisessen, an dem ich selbst teil-

genommen hatte, und jene Notſtunden, die meine Frau zu dieſer verzweifelten Notlüge gezwungen hatten, ſtehen mir heute noch ſchaudervoll im Gedächtnis. Nur die tauſend jungen Künſtler, die ſich in ähnlicher Lage befunden haben, werden mir nachfühlen können. Aber den Fluch, der ſich einem auf die Lippen drängt, den man erbittert jener Generation zurufen möchte, die nie ihre ganze Kraft eingeſetzt hat, um ſich der Kunſtwerke, die ihr ihre Künſtler ſchenkten, würdig zu erweiſen — dieſen Fluch verſchluckt man am beſten. Denn immer iſt noch die Annahme möglich — wenn auch die Zeit zur Erkenntnis nationaler Pflichten bei den Völkern damals noch nicht reif war — daß eine beſſere Zeit jetzt anbricht, die dem Stand der Künſtler gerecht werden muß. Dieſe Hoffnung tröſtet mich und macht mir vergangene Schmerzen allmählich vergeſſen.

Vorläufig, finde ich, benehmen ſich die Nationen dem Künſtlerſtand gegenüber im Großen und Ganzen wie Räuber einem Wehrloſen gegenüber. Sie raubten einfach dreißig Jahre nach dem Tod des Künſtlers den Nachkommen das Eigentumsrecht der Arbeit des Verſtorbenen. Dem ſie im Leben nichts gegeben haben, den ſie in ſeiner Jugend bezweifelt und verachtet haben, dem ſie in ſeiner Jugend keine hilfreiche Hand gereicht haben, keine Mittel und Wege geſchenkt — dem nehmen ſie auch noch das, was ſeinen Kindern und Enkeln gebührt, das Eigentumsrecht der väterlichen Arbeit.

Warum fallen nicht die Güter des Adels, warum fallen nicht die erworbenen Vermögen der Reichen,

warum fallen nicht die Geschäfte verstorbener Handelsherren nach dreißig Jahren der Nation zu?

Richard Wagner wünschte, daß sein „Parcifal" nur in Bayreuth gespielt würde. Welche Kämpfe hat es jetzt der Familie Wagners gekostet, ihr Eigentumsrecht nach dreißig Jahren verlängert zu erhalten! Dieser Künstler wurde bei Lebzeiten von seinen Gläubigern von Stadt zu Stadt gejagt. Er mußte sich verstecken, wurde in seinen Arbeitsjahren mit Schande und Spott beworfen und steht jetzt als der Herold eines neuen deutschen Musikgeistes, von ganz Europa gefeiert, an der Spitze der deutschen Musikwelt und brachte seinem Volk vor anderen Völkern Ruhm und Ehre.

Und ging es Beethoven anders? Verkannt und versorgt plagte er sich sein Leben lang. Nichts schenkte ihm die Nation. Aber er schenkte seinem Volk seine Kraft, so daß es sich nach seinem Tod das musikstolzeste Volk nennen durfte. Die Nation selbst aber hat nichts für Beethoven getan, als er lebte.

Für die Wehr des Landes sorgt man. Es kommt mir aber vor, als ob wir dicke Gartenmauern bauen, indessen drinnen im Garten die besten Bäume und die besten Pflanzen hungern. Und was nützen die Mauern, was nützt das Heer, wenn die Gartenleitung, wenn die Regierung die besten jungen Pflanzen und jungen Bäume nicht zu pflegen weiß.

Neulich erst hat sich eine ausgezeichnete polnische Malerin, die, tüchtig und anerkannt, von den besten französischen Malern gerühmt wurde, und deren Bilder von verschiedenen Museen angekauft wurden, nach

jahrelanger Mühseligkeit, verzweifelt gemacht von Nahrungssorgen, in Warschau vor einen Eisenbahnzug auf die Schienen geworfen.

Die unglückliche Künstlerin war zu einem Besuch nach Hause nach Polen gereist. Vielleicht hoffte sie bei ihren Verwandten Hilfe zu finden oder in der Heimat überhaupt. Aber es scheint, Enttäuschung dort hat ihr den letzten Mut genommen. Und statt in den Zug zu steigen, der sie wieder nach Paris, in die bittere Mühseligkeit fern von der Heimat zurückführen sollte, hat die arme verzweifelte Frau den Tod gewählt und sich vor die Lokomotive geworfen.

Und diese Malerin war kein halbes Talent. Es war ein großes Talent, das mit ihr untergegangen ist. Und die Stadt Warschau hätte stolz sein dürfen, eine solche Künstlerin geboren zu haben. Wenn die Nationen stolz sind auf Völkersiege, so sollten sie noch stolzer sein auf Geistessiege.

In meiner Wohnung hängt ein Bild, das jene Frau gemalt hat. Sie war in Paris Schülerin Carrières gewesen, und sie hatte sogar selbst mit Carrière und einem anderen bedeutenden Pariser Maler eine Malschule eröffnet. Ich kannte sie gut, schon vom Tage an, an dem sie zum erstenmal nach Paris kam, bis zu ihrem Tode, und ich weiß genau, daß keine andere Sorge als die Sorge um den Lebensunterhalt jene Künstlerin in den Tod getrieben hat.

Die arme bedeutende Frau bewohnte ein großes Atelier, und dieser Raum war ihre Lebensstätte. Sie schlief auf einem kleinen Liegestuhl in einem Winkel dieser Werkstatthalle. Aber man soll nicht denken, daß

jenes Atelier bunt aufgeputzt war mit weibischem Schmuck. Der große Raum war nur ernste Werkstatt, war die echte Arbeitsstätte eines echten Künstlergeistes. Mit Ausnahme von einigen notwendigen Hausgeräten standen da nur noch eine alte Kommode, ein Klavier und ein paar Tische und Stühle. Außerdem befanden sich nur Unmassen von Bilderrahmen, aufgespannte Leinwanden, Staffeleien und ein kleiner eiserner Ofen in dem arbeitsnüchternen Raum.

Die zarte Gestalt dieser Künstlerin, deren großer Kopf auf einem gebrechlichen lautlosen Körper lebte, sehe ich noch immer mit der Palette in der Hand vor mir. Eine große Palette, hinter der die schmächtige Dame fast verschwand.

Ein paar armselige Tassen ohne Untertassen und ein einziger Teelöffel, der, wenn Besuch da war, herumgereicht wurde, machten ihre wenigen Haushaltungsgegenstände aus. Sie aß täglich kaum mehr als ein Ei oder einen Zwieback und sie trank Tee in der Abendstunde und Tee in der Morgenstunde und Tee in der Mittagsstunde. Manchmal nur besuchte sie mittags eine kleine Arbeiterspeisestube, wo sie einen Teller Suppe aß und ein Brot.

Sie war tief gebildet. Polnische Dichter und polnische Künstler und französische Dichter und französische Maler füllten an Sonntagabenden die ärmliche pariser Malerwerkstatt, wenn die Polin Empfang hatte. Dann reichte die Künstlerin in ihren wenigen Tassen den Tee herum, schlicht und anspruchslos zwischen ihren Gästen sitzend. Das Echo aller europäischen Kunstbestrebungen und das Echo aller europäischen

Dichtergeiſter lebte in den klugen Meinungen, die an jenen Sonntagabenden in dem wenig erleuchteten rieſigen Glasraum zwiſchen jener Frau und ihren Gäſten lebhaft ausgetauſcht wurden.

Eine Schweſter dieſer Malerin ſtudierte in Paris Chemie. Und ich erinnere mich, daß mir eines Tages die Künſtlerin, als ſie mich malte, mit außergewöhnlich lebhaften Augen erzählte, ihre Schweſter ſei jetzt in jener chemiſchen Abteilung in Paris beſchäftigt, in welcher man auf künſtlichem Wege Diamanten herzuſtellen verſuchte.

„Ach," ſagte ſie lächelnd, halb ernſt, halb ſpaßhaft, „wenn meine Schweſter es lernen wird, Diamanten zu machen —" und ſie vollendete den Satz nicht und malte weiter und ſah mich nicht an, weil ſie ſchon erſchrocken war, ſich vielleicht verraten zu haben. Denn ſie wollte niemand wiſſen laſſen, wie ſchlecht es ihr gehe. Sie ſagte zu jedermann, daß ihr Vater ſie unterſtütze. Aber ſpäter erfuhr ich, daß ſie dieſes nur ſagte, um nicht bemitleidet zu werden. Sie hoffte auf die künſtlichen Diamanten, träumeriſch und beluſtigt!

Nie klagte ſie in Worten, aber ihr demütig ſtilles feines Weſen klagte, ohne daß ſie es ſelbſt wußte. So ſagte ſie einmal an einem eiſigen Wintertag lachend zu mir:

„Das große Atelier heizt ſich ſo ſchwer, und deshalb muß ich mich nachts, um nicht zu frieren, in alle möglichen Teppichlappen und Jacken und Schals einwickeln. Sie würden mich gar nicht wiedererkennen, wenn Sie mich einmal morgens ſo ſehen

könnten, wie vermummt ich da bin. Und ich muß immer lachen, wenn ich mich morgens beim Aufstehen zufällig im Spiegel sehe."

Die arme Künstlerin kehrte jeden Morgen ihre Werkstatt eigenhändig mit den zierlichsten Händen der Welt und heizte selbst den kleinen groben Ofen, um das Geld für die Bedienung zu sparen. Und dabei hingen von ihr unsterbliche Werke im Luxembourgmuseum, und sie hatte bereits verschiedene goldene Medaillen in londoner und pariser Kunstausstellungen erhalten.

Ich finde, das polnische Volk hätte weinen und trauern müssen tagelang, nachdem sich jene begabte Frau in Warschau verzweifelt auf die Schienen geworfen hatte. Die Lokomotive, die den zarten und von Entbehrungen geheiligten Körper dieser Künstlerin rasch unter ihren Eisenrädern zermalmt hat, sie, scheint mir, war barmherziger als das Volk, das eine seiner besten Künstlerinnen hat hungern und darben lassen.

Haben denn die Künstler nicht genug mit der Bewältigung ihres Gefühlslebens zu tun, mit der Bewältigung ihrer Weltbetrachtung, mit der Erringung eines ruhigen Künstlerstandpunktes, von dem aus sie nie dagewesene Werke aufbauen müssen! Warum sollen Künstler auch noch die Nahrungssorgen bewältigen, sie, die von der Natur geboren sind zu schenken, Höchstes und Erdentrücktes. Sie, die nicht wie die Beamten und Offiziere in Wiederholungen und vorgeschriebenen Richtungen ihr tägliches Amt erfüllen können. Sie, die nach jedem vollendeten

Werk ein neues, ganz anderes, niedageweſenes Werk beginnen müſſen. Sie, die tiefſte Sammlung, tiefſte Verinnerlichung der Arbeitskräfte vom Gedanken des Geldverdienens trennen muß, weil ſonſt das Künſtlerwerk unrein, unkünſtleriſch wird und nicht Ewigkeitswert erreicht und nicht erhebende Kraft ſpenden kann.

Sie, denen das entſtehende Kunſtwerk ſogar verbietet, an Ruhm und Ehre zu denken, ſie, die alſo nur auf ſich hingewieſen, ohne Rückſicht auf ihren Vorteil oder Nachteil, ſchaffen müſſen und auch von der Natur ſo geboren ſind, um nur ſo ſchaffen zu können, ſie, die nie den Geldverdienſt im Auge haben dürfen, damit ihr Auge rein bleibt wie das Auge eines Heiligen und eines Helden; ſie, die ſo veranlagt ſind, ſo hilflos dem Verdienſt gegenüber — ihnen ſollte nicht die ganze Nation, die ſpäter jene künſtleriſchen Werke genießt und deren Eigentumsrecht beanſprucht und die durch die Künſtler mit Ruhm bedeckt wird — ihnen ſollte nicht die Nation einen würdigen Platz in ihrer Mitte bei Lebzeiten einräumen können?

Wenn es bis heute nicht in dem Maß geſchehen iſt, wie es geſchehen muß, ſo ſind daran ſchuld der unaufgeklärte Zeitgeiſt und eine veraltete Weltanſchauung. Aber mit der Anerkennung der Feſtlichkeit des Lebens werden die Völker nicht anders können — wenn ſie ehrlich ſein wollen —, als dem nicht nach Geld ſtreben dürfenden Künſtlertum freie Entwicklungswege und freie Pflege zu bieten.

Das Volk hatte bisher die falſche Meinung, daß

das Künſtlertum mit der Leichtlebigkeit, dem Leichtſinn, der Verſchwendung und der Unzuverläſſigkeit unzertennlich zuſammenhängen müſſe, ebenſo wie mit der Launenhaftigkeit. Das Leute zucken die Schultern über den Künſtler, wenn ſie manche ſeiner Handlungen nicht begreifen, und ſagen zwar entſchuldigend: „Es iſt eben ein Künſtler. Der darf das tun. Ein wenig leichtſinnig, ein wenig leichtlebig, ein wenig verſchwenderiſch, ein wenig launiſch, ein wenig unzuverläſſig darf er ſchon ſein. Es iſt ein Künſtler.“ Aber man verachtet trotzdem die künſtleriſche Sorgloſigkeit.

Ich frage: in welchem Stande fänden ſich nicht obige Eigenſchaften? Wer kann mir einen Stand nennen, in welchem nicht leichtlebige, leichtſinnige, verſchwenderiſche, unzuverläſſige und launenhafte Leute zu finden wären? Gibt es nicht unter den Offizieren Schuldenmacher, Spieler? Gibt es nicht unter den Kaufleuten, unter den Handwerkern leichtlebige, unzuverläſſige, verſchwenderiſche Menſchen?

Ich habe am Eingang dieſes Buches geſagt, daß dem Künſtler, als ſechſter Sinn, die Sorgenblindheit angeboren iſt. Das will aber nicht ſagen, daß er die Sorgen nicht ſieht und von ihnen nicht mehr geplagt wird wie jeder andere Menſch. Der Künſtler hat von der Natur die Kraft bekommen, über die Sorgen hinweg in geiſtige Erhebung kommen zu können, und ſo ſcheint es denen, die das nicht vermögen, als wäre der Künſtler bei allen Sorgen leichtſinnig und ſorgenlos. Aber da ſein Beruf in der Erdentrücktheit liegt, wird der

Künſtler doppelt ſchwer betroffen, wenn er von ſeiner Arbeit, der weltentrückten, zur Wirklichkeit zurückkehrt und ſtatt des Lohnes die Nahrungsſorge neben ſich ſitzen ſieht.

Das Volk beſoldet ſeine Prieſter. Warum? Weil man ſagt, ſie dienen einem Weſen, das ſie nicht bar bezahlt; ſie dienen einem Ideal. Und was tun die Künſtler anderes? Dienen ſie nicht alle dem Kunſtideal? Schöpfen ſie nicht täglich aus der Unwirklichkeit neue Gefühls- und Hoheitswerte? Und verdienen ſie darum nicht, daß ihr ihnen wenigſtens denſelben Lohn gebt wie euren Prieſtern, wie euren Biſchöfen? —

Ich habe einmal einer Verſchwendungsſzene in einem Künſtlerhaus beigewohnt. Jener Künſtler iſt jetzt ein vielgefeierter Mann, und ſein Name iſt berühmt. Aber dieſes trug ſich vor zwanzig Jahren zu, als er noch jung war und erſt an der Schwelle zur Berühmtheit ſtand.

Er hatte damals noch einen Brotberuf und konnte ſich nur nebenbei mit ſeiner Kunſt beſchäftigen und litt ſehr unter dieſem Doppelleben. Eines Abends, als ich ſein Haus beſuchte, fand ich ſeine Frau allein mit dem jüngſten Kinde auf dem Arme, und ſie klagte mir, halb lachend, halb weinend:

„Sehen Sie, was er wieder gemacht hat! Iſt das nicht ein toller Menſch? Geſtern hat er ſeinen Monatsgehalt bekommen, und auf dem Heimweg kam er an einer Teppichhandlung vorüber, in welcher dieſer kleine Teppich ausgeſtellt war. Und denken Sie, dieſer Teppich reizte ihn durch ſeine Farben-

zuſammenſtellung ſo ſehr, daß er ſich nicht enthalten konnte, in den Laden einzutreten und den Teppich zu kaufen. Und drinnen im Laden fällt ihm ein wunderbares venezianiſches Kelchglas, ein rubinfarbenes, auf, und auch dieſes mußte er haben.

Und er legte für beides ſeinen ganzen Monatsgehalt auf den Tiſch. Er ließ ſich dann den Teppich zuſammenrollen und nahm das Rubinglas dazu und kam vergnügt, als wenn er das große Los gewonnen hätte, zu mir nach Hauſe. Dann rollte er den Teppich hier mitten im Zimmer auf und ging am Abend ſtundenlang jubelnd und entzückt, die Augen auf den farbigen Teppich gerichtet, auf und ab, hin und her. Und dazwiſchen hielt er den venezianiſchen roten Rubinkelch gegen das Lampenlicht und freute ſich wie ein Kind, dem man eine Blume geſchenkt hat.

Warten Sie nur, er wird gleich nach Hauſe kommen. Dann werden Sie ſelber ſehen, wie er ſich benimmt. Aber ich kann ihm nicht einmal böſe ſein. Er freut ſich zu ſehr. Ach, ſagen Sie nur, was macht man mit ſolchem Menſchen? Sie können ſich vorſtellen, daß in einem Haushalt, wo Kinder ſind, der ganze Monatsgehalt nicht für Teppichfreuden und für ein venezianiſches Glas verwendet werden darf." So klagte die junge ratloſe Künſtlerfrau.

„Sind Sie ohne Sorge," ſagte ich, „es wird ein ſchönes Kunſtwerk, irgendeine künſtleriſche Eingebung aus dem Teppich und aus dem Rubinglas Ihrem Manne gegeben werden."

„Ja, das ſage ich mir auch," meinte die junge Frau aufatmend, „und das tröſtet mich auch. Es

ist ja eigentlich auch keine Verschwendung von meinem Manne, da sich solche Ausgaben immer wieder bei ihm künstlerisch umsetzen. Aber augenblicklich hätten wir den Monatsgehalt nötiger gehabt als den Teppich und das venezianische Glas."

Die Frau des Künstlers hatte verständig als Künstlerfrau und verständig als junge Mutter gesprochen. Die Liebe zu ihrem Mann hatte ihr tiefes Verständnis für seine Handlungen gegeben, und die Liebe zu ihren Kindern gab ihr aber auch zugleich die laute Klage auf die Lippen. Man hörte ihr aber an, sie wußte nicht recht, durfte sie klagen oder nicht. —

Tritt die Verschwendung in anderen Gesellschaftsklassen nicht in wilderer Art auf? Die Verschwendung des Künstlers setzt sich stets in neue Eingebungen um. Die Verschwendung aber in anderen Kreisen bleibt barer Schaden, ohne daß er sich in Gewinn umsetzt. Und wie klein sind im Grund die Verschwendungen, die sich ernste Künstler leisten oder geleistet haben, im Verhältnis zu dem Aufwand, den Offiziere, Beamte und Kaufleute über ihre Verhältnisse wagen!

Auch ist ein ernster Künstler immer mehr von seinem Gewissen geplagt, als irgendein anderer Mensch. Und die meisten Künstler, die ich traf, haben weniger Luxusschulden gemacht als Schulden, die den Lebensunterhalt betrafen.

Ich habe aber nie einen ernsten Künstler getroffen, der das Leben nicht schwer genommen hätte. —

Man könnte falscherweise annehmen, ich hätte, wenn ich von ehrender Versorgung sprach, die dem

Künſtler die Heimatſtadt und der Staat bieten ſollten, gemeint, man ſollte die Künſtler äußerlich auffallend ehren. Dieſes aber wäre das ſchrecklichſte Leid, was man dem ſtillen Künſtler antun könnte. Es gibt zum Beiſpiel nichts Störenderes für den echten Künſtler, als wenn er mit Nachfragen, Ausſprüche zu fällen, Vereinen beizutreten, Bild und Autogramme zu liefern und ähnlichen Verlangen geehrt wird. Möglichſt unauffällig, möglichſt unſichtbar und möglichſt unbeobachtet will und ſoll der ernſte Künſtler ſeine Werke ſchaffen.

Wohl ſehnt jeder Künſtler ſich nach Beifall und Widerhall und freut ſich, wenn ſeine Arbeiten ihm die Herzen ſeines Volkes zuführen. Aber nicht in auffallender Ehrung und nicht auf ſeine Perſon ſoll und will der echte Künſtler die Anerkennung hingelenkt wiſſen.

Der Künſtler will und ſoll immer hinter ſeinen Werken zurücktreten. Nur auf dieſem beſcheidenen Platz wird er ſich ewig fruchtbar fühlen. Darum ſichert ihm ſein Leben, ſichert ihm Wanderfreiheit, nehmt ihm die Alltagsſorge ab! Aber krönt ihn erſt nach ſeinem Tode, zerrt ihn nicht bei Lebzeiten aus ſeiner Verinnerlichung heraus in die verflachende Öffentlichkeit.

In alter Zeit, wenn in Japan der Kaiſer in ſeiner Sänfte durch die Straßen getragen wurde und reiſte, da war es bei Todesſtrafe verboten, daß ihn das Auge eines ſeiner Untertanen anſah, ihn, den Sohn des Himmels. Die Menſchen mußten ſich alle mit der Stirn auf die Erde neigen, und

niemand im Volk hatte je den Kaiſer geſehen, und nirgends durfte ein Bildnis von ihm hergeſtellt werden.

Der leitende Gedanke dabei war wohl der, daß das Idealbild, das ſich das Volk von einem Sohn des Himmels im Geiſt gemacht hatte, nicht zerſtört werden ſollte, und auch der Kaiſer ſelbſt mochte nicht von tauſend Gaffern in ſeiner kaiſerlichen Ruhe und Würde geſtört werden. Und dieſes letztere wird jeder echte Künſtler dem japaniſchen Kaiſer am beſten nachempfinden können.

Wie ſtörend ſind heutzutage die Zeitungsumfragen, mit denen die Künſtler geplagt und geſtört werden. Nur eines Augenblicksreizes wegen, nur um einen leeren Neugierreiz der Maſſe zu befriedigen, ſoll der Künſtler antworten. Der Künſtler ſollte immer ein unſichtbarer Schöpfer bleiben dürfen. Und ich denke mir, der allerſchönſte Nachruhm für einen echten Künſtler iſt der, daß ſein Kunſtwerk namenlos groß beſtehen bleibt, daß er auf viele Zeiten und Völker befruchtend mit ſeinem Werke wirkt, aber daß ſein Leben hinter dem Werk verſchwindet. So daß man in ſpäten Zeiten nichts von ihm weiß und ſich über ſeine Herkunft ſtreitet, da er ſo beſcheiden und unauffällig gelebt hat, daß ſein Leben verſchwinden konnte hinter ſeiner ſtarken Arbeit, hinter ſeiner ſtarken Schöpfung, die erſt ſein eigentliches Leben, ſein unſterbliches, ewiges Daſein bedeutet.

Wir wiſſen von den Geſängen der „Edda“ nicht mehr die Namen der Dichter. Wir wiſſen vom

„Nibelungenlied“ nicht mehr, wer es gedichtet hat. Wir wissen von vielen schönen alten Volksliedern nicht mehr, wer sie gesungen hat. Kümmern wir uns darum, wenn wir die Märchen von „Tausend und eine Nacht“ lesen, nach den Namen der arabischen Dichter zu fragen? Wunderbare Werke reißen uns so fort, daß wir darüber den Dichternamen vergessen.

Und dieses, dünkt mir, ist die allerhöchste Anerkennung für einen Dichter, wenn seine Werke so blind hinreißend die Menschen packen können, daß seine Werke selbständige Welten wurden, und daß nur des Dichters Nation, daß nur ihr Name an Stelle des Künstlernamens tritt.

Dieses Vergessen des Künstlers darf aber nicht aus Vergeßlichkeit, aus Rücksichtslosigkeit, aus Geistesbeschränktheit seines Volkes entstehen. Sondern die Kraft seiner Schöpfung muß den Künstler vergessen machen, die Kraft der Hingabe an das Kunstwerk, die Kraft, die das Kunstwerk so überwältigend gestaltet hat, daß man den Dichter deutlich zu kennen, zu sehen, zu hören glaubt und dabei ganz vergißt, nach seinem Namen zu fragen.

Nur so soll diese höchste Anerkennung entstehen. Man ist dann dem toten Künstler viel näher und ist ihm näher noch als sein eigener Name ihm gewesen ist. Man wird eins mit ihm in Körper und Geist, als wäre man selbst der Schöpfer jener Kunstwerke.

Die Persönlichkeitsvergötterung, die heutzutage getrieben wird mit lebenden Künstlern, ist, so wohlgefällig sie im Augenblick für beide Teile sein kann,

im letzten Grunde kunſtfeindlich. Nur die Kunſtwerke ſollten gefeiert werden. Für das Leben des Künſtlers aber ſoll in unauffälliger, ehrerbietiger Weiſe von Heimat und Staat geſorgt werden. Des Künſtlers Perſon aber ſoll nur dadurch geehrt werden, daß man den Künſtler ungeſtört, unbeläſtigt von vergötternder Neugierde, unbeläſtigt von äußerlichen, perſönlichen Ehrungen ſein Lebenswerk vollenden läßt. Denn der Widerhall, die Nachricht wie ſeine Werke wirken, wird immer zu ihm dringen, und dies wird und ſoll ihm genügende Befriedigung ſein. Und das Bewußtſein, daß er ſtillſchweigend, mehr und mehr, als der Stolz ſeiner Stadt und als der Stolz ſeines Landes mit anderen Künſtlern zugleich geprieſen wird, muß ihm genügen, wenn er ſich ernſt nimmt.

Heutzutage leben faſt die meiſten Künſtler, aus ihrer Heimat entwurzelt, einer Großſtadtkunſt ergeben. Denn ihr Weltdrang wurde in den jungen Jahren nicht genügend befriedigt. Und ſtatt daß ſie von aller Welt Lebenseindrücke aufnehmen können, müſſen ſie in den Kaffeehäuſern der Großſtadt oder im Großſtadtgetriebe Kreiſe bilden und ſich dort zuſammenhalten, um ſich leben zu fühlen.

Da die Nation den Heranwachſenden keine Hand zum Vorwärtskommen, zum Weltbetrachten bot, nicht durch Reiſeerleichterung, nicht durch Unterkunftshäuſer, nicht durch Heimatsverpflegung, ſo bildeten ſich in den Großſtädten unter den entwurzelten Künſtlern jene kommenden und gehenden, haſtigen, neuheitswütigen Kunſtrichtungen aus. Denn die jungen Männer wurden unruhig, angepeitſcht vom beirren-

den Großstadtgetriebe, hastig im Ausdenken neuer Kunstwerte. Ich erlebte eine ganze Reihe solcher kommender und schwindender Kunstrichtungen in den jetzt bald fünfundzwanzig Jahren meiner Erfahrung.

Die Zeitbetrachtung aber wird in späteren Jahrhunderten nur feststellen, daß um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts, ähnlich wie um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, eine sich neubildende Weltanschauung die Künstler zu neuen Formen in der Dichtung, wie in der Malerei und der Musik kommen ließ.

Und dann wird auch dieses einmal vergessen werden, und es werden nur einzelne Lieder, einzelne Kunstwerke dastehen, und man wird, um ihre Entstehungszeit zu bezeichnen, sich kurz fassen, wie man von diesen und jenen Volksliedern heute sagt: „Sie sind aus dem zehnten oder zwölften Jahrhundert entstanden," oder, „sie sind um die Zeit Karls des Großen entstanden." Dieses wird dann die reinliche Ausscheidung des Bleibenden von dem Nebensächlichen sein. Von den Geburtswehen verschiedener Kunstrichtungen wird man nichts mehr wissen oder nicht viel darnach fragen. Das Kunstwerk allein soll wie ein kleiner oder großer Stern am Himmel der Vergangenheit stehen.

Das Sichzusammenschließen der Künstler, das Richtungen hervorbrachte, die schnell auftauchten und schnell von neuen Richtungen abgelöst wurden, trat wohl niemals so stark auf als in den neunziger Jahren. Die Wichtigsten aller dieser Richtungen aber blieben der Naturalismus und die Neuromantik, die sich

gegenſeitig den Rang ſtreitig machen wollten. Zwei große Gegenſätze kämpften damals unter den Künſtlern.

Der Naturalismus hat das Wirklichkeitserleben der Dichter geſchult, und dann kam ſpäter wieder Schulung der Gedanken- und Phantaſiewelt hinzu, die man zu Anfang der neunziger Jahre vor lauter Schwelgen im Wirklichkeitserkennen verſäumt hatte.

Ich glaube aber, daß literariſche Richtungen nie mehr ſo haſtig auftauchen werden wie damals, keine ſich überſtürzenden Richtungen mehr einander ablöſen werden, ſondern daß ein ſelbſtverſtändliches, geiſtvolles Erzählen und ein ganz ſelbſtverſtändliches Liederſingen, jedem Land angepaßt und jeder Provinz angepaßt, im ganzen Reich einſetzen wird, ſobald Dichter und Volk wieder eine feſtſtehende Weltanſchauung bekommen haben.

Die chriſtliche Weltanſchauung war einmal ein künſtleriſch befruchtendes Ideal und hat einmal Künſtler und Volk eng zuſammengeführt. Und auch in heidniſcher Zeit, als die Götterideale beſtanden, ſind Künſtler und Volk einheitlich begeiſtert worden.

So wird auch die Anſchauung von der natürlichen Feſtlichkeit des Lebens, von dem Bewußtſein, daß wir alles beſitzen und alle uns beſitzen, zugleich mit der Erkenntnis, daß wir im tiefſten Grunde Schöpfer und Geſchöpf, unwirklich und wirklich ſind und Feſtgeber und Gaſt des Lebensfeſtes ſind, ein einheitliches künſtleriſches Ideal werden können. Denn dieſe Weltanſchauung wird in einem Volke oder in allen Völkern der Erde, wenn ſie Fuß

gefaßt hat, die Herzen und die Gehirne des Menſchen feſtlich kunſtfreundlich erwärmen und erleuchten. Dann werden nicht mehr nach zwei, drei Jahren Kunſtrichtungen auftauchen, Künſtler und Volk verwirrend.

Dann werden Künſtler und Volk ſich nicht mehr entfremdet ſein. Dann wird wieder ſtillſchweigendes Einverſtändnis zwiſchen Künſtler und Volk herrſchen, wenn die Menſchen — welche die Feſtlichkeit des Weltallebens und ihres eigenen Lebens anerkannt haben — nicht mehr nur die Welt als ein Jammertal oder als ein Durchgangsaufenthalt zum beſſeren Leben betrachten, ſondern Zeit zum Kunſtgenuß finden, und Zeit haben werden zur künſtleriſchen Vertiefung in alles Weltalleben.

Jedes ſo aufgeklärte Volk wird mit der dem Künſtler angeborenen Feſtlichkeit Schritt halten können, wenn es ſich zu dem Standpunkt aufſchwingt, daß alle Leben ſich ſelbſt belohnen und ſelbſt beſtrafen, daß alle Leben teilhaben an der Allmacht, an der Allwiſſenheit und an der Unſterblichkeit des Weltallfeſtes, und daß alle Leben, zu feſtlichem Daſein zuſammengekommen, Feſtlichkeit ſchaffen wollen. —

Wie es ein Schaden für das Land iſt, wenn Bauern und Landleute in großen Maſſen die Dörfer verlaſſen und, ſtatt Landbau zu pflegen, einen Stadtberuf wählen, ſo iſt es ein Schaden für die Kunſt und für das Künſtlertum, wenn Künſtler in Maſſen ihre Heimatorte verlaſſen und ſich in den Großſtädten anſammeln, weil ſie glauben, dort ihren Welthunger befriedigen zu können.

Gebt den Künſtlern koſtenlos Reiſefreiheit zu

Waſſer und zu Land, gebt dem Künſtler ſein Heimathaus in der Vaterſtadt oder in ihrer Umgebung und gebt ihm Unterkunftshäuſer — in der Art von Klubwohnhäuſern in den Weltſtädten —, wo jeder Künſtler freie Verpflegung findet. Und er wird bei freier Reiſemöglichkeit gar nicht den Drang haben, in den Weltſtädten, die ihm im letzten Grund nur vorübergehend zuſagen, ſich für das ganze Leben dort niederlaſſen zu wollen. Das heißt, wenn er nicht ſelbſt in einer der Großſtädte geboren und dort zu Hauſe iſt.

Die Möglichkeit, verſchiedenſte Länder und Weltſtädte koſtenlos beſuchen zu können, und die Möglichkeit, koſtenlos zur Bereicherung des Weltüberblickes große Seereiſen machen zu können, alles dieſes wird den Künſtler nicht mehr heimatentwurzelt, ſondern heimatsanſäſſig machen, wenn er, heimgekehrt von den Reiſen, die Arbeitsruhe erſehnt.

Wir leben in einer Zeit, die mehr von überzüchteter Großſtadtdichtung lebt als von wohlgepflegter Heimatdichtung, welche in verſchiedenen Landesteilen aus den verſchiedenen Landſchaften und verſchiedenen Landſchaftſeelen aufblühen könnte, die aber nichts mit beſchränkter Lokaldichtung gemein haben ſoll.

Man ſtelle ſich vor: eine Provinzbevölkerung wohnt um einen Fluß oder um einen See. Eine andere Bevölkerung iſt hauptſächlich auf Wald- und Wieſenland angewieſen. Eine dritte Provinz iſt eine Heidelandſchaft. Eine vierte liegt an der Meeresküſte, eine fünfte liegt im Binnenland, in Bergen bei Bergſeen, eine ſechſte kennt nur Gruben, Berg-

werke, Fabriken, eine ſiebente treibt Ackerbau und hat Weinland und Hügellandſchaft.

Wie verſchieden iſt die eine Bevölkerung von der anderen in jedem Landkreiſe! Wie verſchieden müſſen die Männer jeder Provinz denken und arbeiten! Und wie verſchieden wird die Frauenſchönheit, die im verſchiedenen Menſchenſchlag, im verſchiedenen Landeskreis auftritt, vom Künſtler beſungen und wiedergegeben werden müſſen.

Es haben wenige Künſtler ihre Heimat ſo geliebt wie zum Beiſpiel Fontane ſeine Mark liebte, und wie der Maler Hans Thoma ſein badiſches Land liebt. Wie jeder weiſe Menſch ſeine Eltern und ſeine nächſte Familie näher fühlt als die Fremden, ſo wird in jedem Dichter die Heimatliebe zugleich mit der Liebesleidenſchaft zu dem Weib, das er ſich von irgendwo aus der Welt nach Hauſe geholt hat, am beſten die innigſten und herzlichſten Stimmungen und Bilder aus ſeiner Dichterkraft auslöſen.

Von allen großen Künſtlern wiſſen wir, daß ſie gerne gewandert ſind. Ich erinnere nur an die Deutſchen Walter von der Vogelweide, Dürer, Goethe. Und wie fruchtbar blühte Geiſt und Herz des Künſtlers nach der Wanderzeit. Denkt an Richard Wagner, denkt an Nietzſche. In den jungen Jahren zogen ſie alle hinaus und wechſelten Ort um Ort. Aber der war nie ein großer Künſtler, der nicht endlich ſeßhaft werden konnte. Und glücklich der, der dann die Seßhaftigkeit wieder in der Heimat finden durfte. —

Über meinen Lebenslauf in meinen Wanderjahren berichtete ich zuletzt von Stockholm, vom Winter 1894, von den Sonntagsbesuchen bei Ellen Key, wo ich den norwegischen Lyriker Sigbjörn Obstfelder, den Dichter der Traurigkeit, kennen gelernt hatte.

Eines Tages erzählte mir Obstfelder, er habe bei seiner letzten Sommerwanderung, als er mit seinem Geigenkasten durch die Berge Norwegens zu Fuß gereist war, eine junge schwedische Dame mit ihrer Mutter kennen gelernt. Der Vater der jungen Dame sei ein Großkaufmann. Obstfelder war jetzt öfters im Winter in dem Landhaus jener Familie draußen vor Stockholm zu Gast.

Im Laufe des Winters ergab es sich dann, daß ich jene junge Dame durch Obstfelder kennen lernte. Ich traf sie einige Male in einem stockholmer Lesesaal, wo man für zwanzig Öre stundenlang in einem lautlosen Zimmer Zeitungen aus aller Welt lesen konnte, und wo auch Bücher zu leihen waren. Später war ich dann in ihrem Hause eingeladen und hatte die Familie kennen gelernt.

Gleich nach der ersten Begegnung hatte ich, was mir sonst so schnell noch nie vorgekommen war, ein Gedicht über das schöne Goldhaar jenes Mädchens geschrieben. Ich merkte aber auch dabei, daß ich zum erstenmal in meinem Leben mehr als nur flüchtig verliebt war. Ich fühlte erstaunt, daß die ernsteste Seite meines Gefühls angeschlagen war.

Ungläubig und verwundert kämpfte ich zuerst gegen den befremdeten Liebesernst an, der beinahe schmerz-

lich in mir wach geworden war. Ich mußte mir immer wiederholen: nur mit dieſem Mädchen, bei welchem ſcheuer, ſtarker Geiſt und geſunder, keuſcher Körper zuſammenlebten und mir nicht bloß vom ſüßen Verlieben ſprachen, ſondern vom tiefen Zuſammengehören, würde ich gern täglich meine Zukunft teilen.

Und bei ihr, ſagte ich zu mir, kann ich mir den Begriff Ehe vorſtellen. Vielen lieblichen, reizvollen, unterhaltenden und brennend berückenden Frauengeſchöpfen war ich vorher begegnet. Manche hatte meine Sinne gefeſſelt, manche meine Gedanken unterhalten, manche hatte mir ſchöne Träume gegeben. Und verſchiedenſte Liebesgefühle konnte ich mir bei all den verſchiedenſten Mädchen vorſtellen, jede war wie eine Farbe oder eine Farbenabſtufung geweſen. So wie man einmal ein ſchönes Blau liebt, einmal ein feuriges Rot, einmal ein erfriſchendes Grün, einmal ein ſtolzes Goldgelb, ſo wie einzelne Farben belebend und entzückend wirken können, ſo waren mir verſchiedene Mädchen vorher nahe gekommen. Aber wie man nicht nur eine Farbe ſein Leben lang anſehen möchte, ſo war ich immer bei jeder Frau früher oder ſpäter dem Gedanken ausgewichen, eine von ihnen meinem Leben für immer verbinden zu wollen.

Aber dieſes ſchwediſche Mädchen jetzt war die erſte, die keiner einzelnen Farbe ähnlich war. Sie war, wie jeder Lebenstag, eine Vereinigung aller ſieben Farben. Ich konnte erſchütterndes Rot in ihr finden und beſänftigendes Blau, das erquickende Grün und das machtvolle Goldgelb. Ihr Herz war von der Natur warm und verſtändig gebildet, ſo daß es nicht

wie ein einfarbiges bengaliſches Feuer mein Herz nur feſtlich blendete, ſondern ich fühlte mich in jenes Mädchens Nähe feſtlich befriedigt und wußte, nachdem wir uns kaum einige Stunden geſehen hatten, daß ihr Leben mir gehörte, und daß das meine ihr gehören müßte.

Eigentlich wäre es das Einfachſte geweſen, wenn ich ihr dies alles gleich geſagt hätte. Aber die neue Liebeserkenntnis war, wenn ich die Lippen öffnen wollte und ſie zu ihr ausſprechen ſollte, mir ſelbſt noch ſo ungeheuerlich überraſchend, daß ich zauderte und immer ſchweigend hinhorchte, ob ich nicht den Schall und die Aufregung dieſes Ereigniſſes in und um mich laut werden hören könnte.

Ich war beſtürzt dumm wie Hans im Glück. Eines nur beſtätigte mir den Hall des Ereigniſſes. Das war die Tatſache, daß ich über dieſe Frau in den nächſten Tagen wieder ein Gedicht machen mußte und wieder ein Gedicht — und ſo fort bis auf den heutigen Tag. Und dieſes Beſingen ihrer Erſcheinung war natürlich der Schall des laut gewordenen ernſten Gefühles, das mich erſchütterte.

Es war im Frühjahr 1895. Niemand außer dem jungen Schweden hatte ich es geſagt, daß ich mir meine zukünftige Frau in jenem jungen Mädchen vorſtellen konnte, das ich öfters, bei verſchiedenen Gelegenheiten, bald in Geſellſchaft anderer, bald zufällig allein im Leſeſaal wiedergeſehen hatte. Der jungen Dame ſelbſt hatte ich keine Andeutung gemacht. Denn ich fand es ganz lächerlich, daß ich junger Fremdling, der ich nur von meines Vaters Gnade

leben durfte und mich hilflos vor einer ganz unklaren Zukunft befand, wagen ſollte, an die Möglichkeit zu denken, vor den Vater dieſes Mädchens hinzutreten, um ſeine Tochter als Frau zu verlangen.

Meine Verhältniſſe hatten ſich nicht geändert. Und in den Bürgerkreiſen rechnete man es einem jungen Mann, der nicht Univerſitätsſtudent war, übel an, wenn er in meinem Alter von ſiebenundzwanzig Jahren noch keine anderen Einnahmen hatte als die Unterſtützung von zu Hauſe.

Täglich fühlte ich mich gedemütigt von dieſer Lebenseinrichtung, die den jungen Dichter oder jungen werdenden Schriftſteller lieblos und gedankenlos behandelt und ihm keine ſtaatliche Lebensvergünſtigung, keine ſtaatliche Fürſorge für ſein weiteres Fortkommen und für ſeine Entwicklung bietet. Von Monat zu Monat mußte ich in ausführlichen und eindringlichen Briefen immer wieder meinen weiteren Unterhalt von meinem Vater erbitten.

Wie hätte ich da wagen ſollen, in einem fremden Land in ein reiches Kaufmannshaus einzutreten und um die Hand der Tochter zu freien! Wenn ich auch auf ein ſpäteres Erbteil von zu Hauſe rechnen konnte, ſo lag mir das doch ganz fern, ſolange mein Vater lebte, etwas von ſeinem Tod erhoffen zu wollen. Dieſer Gedanke hätte mir nicht geſchmeckt, und ich hätte nicht gewagt, mich auf dieſen Gedanken zu ſtützen und den Vater des Mädchens darauf hinzuweiſen.

Im Frühjahr 1895 begegnete ich eines Tages, als ich in Stockholm in einen offenen Trambahn-

wagen aufſprang, der jungen Dame, die bereits eingeſtiegen war. Und ich ſaß neben ihr, ſehr vergnügt darüber, ſie einmal ganz allein und nicht in dem lautloſen Leſeſaal zu ſehen, wo man ſich neben anderen Leſern immer nur ein geflüſtertes „Guten Tag“ und „Lebewohl“ hatte zunicken können.

Es war elf Uhr vormittags, und die Sonne ſchien freundlich, als hätte ſie uns beide zuſammengeführt, und als freue ſie ſich jetzt mit uns. Draußen eilten während der Fahrt die ſonnenbeleuchteten Häuſer vorüber und Stockholms Brücken, die Bildſäulen der Könige, die Schiffe im lebhaften Mälarenwaſſer und das vornehme Stockholmer Schloß, das wie eine einzige Terraſſe über das ſtahlblaue Stromwaſſer herſchaut.

Mir ſchien, ich hatte die ſchwediſche Hauptſtadt nie ſo glänzend und frühlingsbewegt geſehen als jetzt an der Seite des jungen Mädchens, die einen gütigen Hauch von Familienunſchuld mit einer friſchen, neuzeitlichen Weltart in ihrem ſicheren und freundlichen Weſen vereinigte.

Ich war beglückt, daß ſie einiges über mich wiſſen wollte, wenn es auch nur kleine unbedeutende Fragen waren, die ſie an mich richtete. Einen Augenblick war es mir, als führen wir beide ganz allein durch die Welt. Und da kam es mir leicht über die Lippen, ihr zu erzählen, daß ich ein paar Gedichte über ſie geſchrieben hatte.

Sie ſah erſtaunt und erfreut aus und fragte, ob ſie die Gedichte leſen dürfte. Da aber wurde mir klar, daß dieſe Gedichte die innerlichſte Liebes-

erklärung enthielten, der ich je in meinem Leben Wort gegeben hatte. Und ich wußte nicht recht, ob ich ja oder nein antworten ſollte. Indeſſen hielt der Trambahnwagen, und die junge Dame mußte ausſteigen. Und im Ausſteigen ſagte ſie nochmals:

„Bitte, bringen Sie doch die Gedichte in den Leſeſaal mit.“

Ich ſagte raſch: „Nein, ich werde ſie Ihnen mit der Poſt ſchicken.“

„Ich bitte, tun Sie es bald,“ rief ſie mir noch zu und reichte mir die Hand.

Aber kaum war ich im Wagen allein und kehrte wieder zu meinem nüchternen Sorgendaſein zurück, da ſagte ich mir: ſie hat keine Ahnung, was dieſe Gedichte ſagen. Sie glaubt vielleicht, es ſind nur ein paar ſpöttiſche oder ſchelmiſche Reimereien. Und ich nahm, als ich nach Hauſe kam, die Gedichte und las ſie noch einmal durch. Und während ich las, war es mir, als ſäße die junge Dame wieder neben mir, wie vorher in dem Trambahnwagen.

Und da überſtrömte mich ein warmes zukunftsgläubiges Gefühl, und ich ſagte mir: mag werden, was will. Mag ſie mich verlachen oder mag ſie erſchrecken — ich werde ihr die Gedichte ſchicken. Und ich ſchrieb dieſelben auf ſchöne ſaubere weiße Blätter. Aber ſchon während des Schreibens ſchämte ich mich wieder, und mein Zimmer und ich ſelbſt wurden mir unheimlich.

Mein Blut wogte dann auf und nieder, als ich die Blätter in einen Briefumſchlag getan. Und als ich meinen Mantel anzog, um zum Briefkaſten zu

gehen, war mir jede meiner Bewegungen fremd und neu. Es wurde mir klar, die nächsten Tage mußten etwas ganz Ungewohntes bringen. Ich konnte mir aber nicht ausdenken, wie sich jenes Mädchen benehmen würde, wenn es die Gedichte empfangen hatte.

Entweder, sagte ich mir, war ich, wenn es die Gedichte gelesen hatte, sein erklärter Bräutigam vor meinem und seinem Herzen oder, wenn es sich ablehnend und erschrocken benahm, müßte ich gleich fort aus dieser Stadt. Denn nach dem Überreichen der Gedichte würde es mir nicht möglich sein, in denselben Straßen zu gehen, wo die Geliebte täglich ging, und in diesen Straßen unter ihren Augen meine ihr offenbarte Sehnsucht kalt zu machen und zu begraben.

So lange sie nichts von meiner Neigung wußte und kein Wort, kein Blick, kein Gedicht mich ihr verraten hatte, konnte ich in ihrer Nähe alle meine Träume und meine Hoffnungen entstehen, kommen und gehen lassen und war immer noch mein eigener Herr über mein inneres Leben. Aber wenn ich diesen Brief mit den Gedichten dem Briefkasten übergeben hatte, war ich der Knecht einer Aufrichtigkeit geworden, die vielleicht verfrüht war oder vielleicht niemals jener Frau zu Bewußtsein kommen sollte.

Ich ging dann am ersten Briefkasten vorüber und sagte mir: es gibt mehr Briefkästen. Und ich ging an dem zweiten Briefkasten vorüber und sagte mir: du hast ja den ganzen Tag Zeit, den Brief in den Briefkasten zu werfen. Und so kam ich zur Straße, in der die

Stadtwohnung der Familie jenes Mädchens war. Und da war wieder ein Briefkaſten. Dieſer war der verführeriſchſte von allen Briefkäſten.

Ich ging dort ein paarmal auf und ab; aber während ich von weitem das Haus anſah, wo jene junge Dame ahnungslos in ihrem Familienkreis, bei ihrem tüchtigen Vater und bei ihrer tüchtigen Mutter, von Sitte und Würde umgeben, wohnte, da befiel mich wieder die Scham vor meiner Armut.

Nein, niemals, ſagte ich mir, werde ich mich lächerlich machen, und ich werde in einem fremden Land nicht um ein fremdes reiches Mädchen werben, ehe ich nicht genug beſitze und frei und unbefangen das Vertrauen der Eltern fordern kann.

Es war mir darnach nicht ſchwer, den Briefkaſten zu meiden. Und ich eilte, ſo ſchnell ich konnte, zu meiner Straße zurück. Und wenn es mir auch unterwegs öfters noch einen Ruck gab, und ich ſchnell einen haſtigen Griff in die Taſche tun wollte, um den kniſternden Briefumſchlag mit den ehrlichſten Liebesgedichten in den nächſten Briefkaſten zu werfen, ſo kam ich doch glücklich in mein Zimmer zurück, und dort verbrannte ich ſofort in meinem Ofen den Briefumſchlag mit den Gedichtabſchriften.

„Gottlob, welcher Torheit biſt du entgangen!“ ſagte mein Verſtand. „Aber nein,“ weinte mein Herz, „nun iſt es wieder alltäglich um mich, und alle Feſtlichkeit, die da hätte entſtehen können, iſt im Ofen zu Aſche verbrannt. Warum quälſt du mich ſo lange? Warum haſt du nicht mutig gewagt, was gewagt werden muß?“

„Oh," lachte mein Verstand roh. Und er schickte mir eine schamheiße Blutwelle ins Gesicht. „Wie lächerlich wärest du morgen vor dir dagestanden, sowohl, wenn jene ‚nein', als wenn sie ‚ja' gesagt hätte."

„Nein, nein, nein, Liebe ist nie lächerlich," schluchzte mein Herz. Und ich lief aus dem Zimmer fort, um Luft zu schnappen. Denn ich wußte mir nicht mehr zu sagen, hatte ich vernünftig oder unvernünftig gehandelt.

Am nächsten Tag war ich aber doch zufrieden, daß ich mich nicht verraten hatte, denn ich hatte Herz und Verstand Frieden schließen lassen. Sie waren beide mit mir zu folgender Überzeugung gekommen: Ist diese Frau wirklich mein Schicksal, wie ich es so sehr ersehne, dann wird mir dieses Schicksal nicht entgehen. Ich werde dann, wie ich auch in bezug auf sie handle, immer recht handeln. Wenn ich auch meine Gedichte vor ihr nicht enthüllen darf, wird sie doch mit der Zeit ahnen müssen, was ich für sie empfinde.

„Habe Geduld und überlasse alles der Zeit und deinem Schicksal," sagten Herz und Verstand zu mir, friedlich geworden.

Es war an diesem Tag der erste Mai, und die Sonne schien so fröhlich wie am Tage vorher, da ich der heimlich geliebten begegnet war. Und an die fröhliche Vormittagsonne, die in meinem Zimmer die Leere wärmte, war seit der Begegnung der gestrigen Vormittagfahrt im Trambahnwagen an dieses Vormittagsonnenlicht die Erscheinung des jungen Mädchens gebunden. Es war mir, als säße es jetzt

wieder zwiſchen elf und zwölf Uhr vormittags neben mir. Aber heute ſaß es an meinem Schreibtiſch.

Nach dem Mittageſſen ſagte die liebenswürdige, aber halb taube, gütige Penſionsdame zu mir, es müſſe mir etwas ganz beſonders Angenehmes begegnet ſein, da ich heute einen ſo glücklichen Ausdruck hätte. Und eine ältere Freundin, die mit ihr, nachdem die Tiſchgäſte gegangen waren, noch allein im Eßſaal geblieben war, drohte mir, ſchelmiſch lächelnd, mit dem Finger, als wollte ſie ſagen: Sie haben wohl ein kleines Herzensabenteuer erlebt.

Durch die Balkontüre, die gegen den Tegnerplatz hinſah und breit offen ſtand, fiel der Maienſonnenſchein glänzend in das große Eßzimmer, und der lange Balkon vor den Fenſtern lockte hinaus in die ſonnige Luft. Da bekam ich einen ſcherzhaften Einfall; ich drehte meinen Ring am Finger um, ſo daß der Stein des Ringes an die Handinnenſeite kam und der Ring dann nur als Goldreif wirkte. Ich deutete lachend auf den glatten Goldreif und ſagte halb ernſt, halb ſcherzend zu den beiden älteren Damen: „Ich habe mich heute verlobt.“

Dieſer Satz lag, ſeit der letzten Begegnung mit jenem jungen Mädchen ſo ſehr oft vorgeſagt, in meinem Herzen und meinem Verſtande da, daß die feſtliche Stimmung, der Sonnenſchein und die auf ein Liebesereignis hindeutenden Fragen der Damen mir ſpielend den Satz entlockten: „Ich habe mich heute verlobt.“

„Ach,“ riefen die beiden Damen fröhlich erſtaunt, für Scherz und für Ernſt bereit, „heute am erſten

Mai haben Sie ſich verlobt? Und das erfahren wir jetzt erſt?"

„Ja, es bleibt einſtweilen noch Geheimnis," ſagte ich lachend weiter.

„Das müſſen wir feiern," meinte die Hausdame. Und ſie ließ gleich den Kaffeetiſch, an den wir uns eben ſetzen ſollten, auf den Balkon hinaustragen und ließ eine auf Eis geſtellte Flaſche ſchwediſchen Punſch bringen.

Als wir in der Sonne ſaßen, wollten aber die Damen wiſſen, wer jene Dame ſei, deren Ring ich an der Hand trüge. Aber der Scherz wurde mir nun beinahe zu ernſt, und, in die Enge getrieben von der fröhlich feſtlichen Stimmung der Fragenden, die mit den Punſchgläſern auf das Wohl meiner Braut anſtoßen wollten, wenn ich ihren Namen genannt hätte, blieb mir nichts übrig, als lachend zu erklären, indem ich mit der Hand auf die Sonne deutete, die mir ſo warm aufs Herz ſchien und ſo frühlingshaft erregt zu uns über das Balkongeländer ſah: „Ich habe mich heute mit der Maienſonne verlobt."

Die Damen, die gern Scherz liebten, waren über den zahmen Einfall nicht böſe. Und ſie glaubten vielleicht auch heimlich, ich wollte den Namen meiner Herzensdame nicht nennen. Sie ſtießen dann fröhlich mit den Punſchgläſern auf das Wohl meiner Braut, der Maienſonne, an.

Mein Herz aber und mein Geiſt waren während dieſes Vorgangs weit von dem Balkon abweſend. Meine Hand ſpielte zwar mit dem Ring, mein Geſicht lachte mit den Damen, meine Augen vergnügten

ſich an der Maienſonne, aber es fehlte mir mein Kern. Es fehlte meinem äußeren Daſein in jenem Augenblick mein innerſtes Daſein. Und heute erſt beim Rückblick weiß ich, wo in jener halben Stunde damals mein innerſtes Leben geweilt hat.

Es war nicht in die Wohnung zu jenem jungen Mädchen gegangen. Mein innerſtes Leben war von jenem Balkon fort, allwiſſend gegen den Strom der Zeit angeſchwommen und hatte hellſehend ein Jahr vorausgeſchaut und war frei und fröhlich geworden, weil es gerade über ein Jahr am nächſten erſten Mai jenes junge Mädchen und mich zuſammen in einer der Straßen von Paris fand, wo wir eben unſeren Verlobungstag feierten.

Und mein Herz wollte in mir aufjubeln, aber mein Leben durfte nicht jenen Damen, die da ſo fröhlich ahnungslos am weißgedeckten Tiſch bei mir ſaßen, zulachen, denn es ſah allwiſſend noch anderes. Es ſah, daß die Hausdame, die mich zuerſt gefragt hatte, welches Glück mir begegnet wäre, nicht mehr am Tiſche ſaß, und daß ihre Freundin in Trauer gekleidet umherging.

Denn jene, die da vor mir lachte, ſah nicht mehr die Maienſonne des nächſten Jahres. Sie ſtarb im Vorfrühling, und meine inneren Augen ſahen bereits ihren Platz am Tiſch leer. Und mein innerer Jubel über meine Verlobung durfte nur ſcheu in mir antönen.

In dieſem zweigeteilten Gefühl ſtand ich vom Kaffeetiſch auf und verabſchiedete mich von den beiden Damen, auf deren Verlangen ich mich auch zum Abſchied vor der Maienſonne verbeugen mußte. —

Als der Sommer kam und ſich alle Welt aus der Stadt fort, auf Reiſen, aufs Land und in alle vier Windrichtungen zerſtreute, reiſte ich, um mein Vaterhaus zu beſuchen, nach Deutſchland. Und zu Hauſe angekommen, erzählte ich dann meinem Vater, daß ich mich gern in Schweden mit einem jungen Mädchen verheiraten möchte. Er fand das gut, aber als er mich fragte, wovon ich mit meiner Frau leben wollte, wurde es mir wieder klar, daß man als junger Dichteranfänger der Wirklichkeit ſchutzlos und hilflos gegenüberſteht.

Der Dichtergeiſt ſagte zu mir: „Du darfſt nicht ans Geldverdienen denken, darfſt nie mit der Dichtung Geld verdienen wollen, ſonſt helfe ich nicht beim Dichten mit. Wenn dir deine Werke von ſelbſt Geld einbringen werden, ſo iſt das gut und ſchön. Aber um des Geldes willen dir zu dienen, dazu gebe ich mich nicht her. Ich will nicht Knechtdienſt tun.“

„Denn ein Dichtergeiſt,“ fuhr die Stimme in mir ſelbſtbewußt fort, „arbeitet nicht für Taglohn. Er läßt ſich nicht rufen, er läßt ſich nicht Kanzleiſtunden vorſchreiben. Da er aus dem Reich der Unwirklichkeit kommt, kann er ſich nicht mit deiner Wirklichkeit, mit deiner Hungerfrage, mit deiner Zeitfrage, mit deinen körperlichen endlichen Lebensfragen beſchäftigen und nicht Rückſicht auf deine Endlichkeit nehmen.

Der Dichtergeiſt iſt der Hall deiner Ewigkeit, der in dir laut wird; lauter im Dichter als in den anderen Menſchen. Er erhebt deine Gefühle ins Unendliche und will deinen Worten Rhythmen geben,

nicht Zeitmaße der nützlichen Zeit. Unwirkliche Zeit, Ereigniſſe der Vergangenheit und Zukunft können dir in der Dichtung Gegenwart werden, wenn du den Dichtergeiſt in ſeiner Unendlichkeit aus dir ſingen läßt.

Willſt du ihn aber zum Laſtknecht, zum Gegenwartsknecht machen, der deinen Magen ernähren ſoll und deinem Körper Behaglichkeit bringen ſoll, dann treibſt du dieſen Geiſt aus dir aus. Dann bleiben nur Reſte von ihm in dir, und die werden nur halbe Werke leiſten, Endlichkeitswerke. Mit ihnen wirſt du kein Glück machen, denn der unbefangene Leſer wird ſie immer als Reſte erkennen, und die Welt hat das Recht, deinen ganzen Dichtergeiſt zu fordern."

„Aber ich kann mein begehrendes Herz nicht verſtoßen," ſagte ich zum Geiſt der Dichtung, der ſo zu mir ſprach. „Ich liebe und will die Geliebte ernähren können."

„Nimm dir Geduld," ſagten Herz und Geiſt zu mir, „denn wir ſind unzertrennlich aneinander gebunden. Ohne Herz gibt es keinen Dichtergeiſt. Er iſt die Flamme, die nur vom liebenden Herzen geſpeiſt wird." —

Da mir mein Vater nicht raten und nicht helfen konnte und mir ebenfalls von Geduld und Zeit ſprach, und daß ich die Hoffnung nicht ſinken laſſen ſollte, beſchloß ich, nicht mehr nach Schweden zurückzukehren, und war müde gemacht von der Ausſichtsloſigkeit, von der ich kein Ende ſah.

Und ich nahm mir vor, um meine Gedanken von meiner innerſten Sehnſucht abzulenken, eine Reiſe zu Fuß nach Italien zu machen.

Ich wollte von München nach Rom wandern. Und da ich immer gern Landschaften zeichnete, kaufte ich mir frische Farben und Papierblocks und wollte unterwegs zeichnen und malen und diese Malereien am Weg verkaufen und so bis nach Rom kommen.

Aber mein Schicksal ließ mich von München nur bis Schlierſee kommen. In Schlierſee wohnte damals in einem kleinen Bauernhauſe am Bergabhang über dem See der ſchwediſche Schriftſteller Ola Hanſon mit ſeiner Frau. Und es kam mir die Luſt an, dieſen zuerſt zu beſuchen und dann erſt die Fußreiſe nach Italien anzutreten.

Ich ſtieg in einem Schlierſeer Gaſthaus ab und ſuchte Ola Hanſons Haus auf. Die beiden alten Bekannten waren erfreut, mich nach ſo langer Zeit wiederzuſehen. Wir hatten uns ſeit meinem erſten Aufbruch nach Bohuslän nicht mehr geſehen, da jene von Friedrichshagen nach Oberbayern gezogen waren und nicht mehr in Berlin lebten, als ich ſpäter mehrmals dort durchreiſte.

In ihrer weißgetünchten Bauernſtube ſaß ich nun Abend für Abend bei den ſchwediſchen Schriftſtellersleuten, und mein Herz war glücklich, daß es von Stockholm erzählen durfte, von Obſtfelder und Ellen Key, von Heidenſtam und Geijerſtam und Levertin und Joſephſon. Und während Tür und Fenſter der Bauernſtube weit in die Sommernacht offen ſtanden und von den dunklen Matten ein paar Kuhglockenlaute antönten, wenn dort ſchlafende Kühe ſich regten, erſtaunte ich mitten im Erzählen immer wieder, daß vor den Fenſtern meine deutſche und

bayeriſche Heimat lag, da ich mich doch eben deutlich auf den ſtockholmer Straßen hatte gehen gefühlt.

Ich dehnte den Aufenthalt in Schlierſee länger aus, als ich mir vorgenommen hatte. Je mehr ich mit Ola Hanſon von Stockholm ſprach, deſto mehr ſchwand Rom, das ich ſehen wollte, und ich ſah zuletzt wieder als Reiſeziel Stockholm vor mir liegen.

Aber dann ſprach doch der Verſtand dazwiſchen und ſagte barſch: „Du wirſt nicht mehr Vermögen als vorher in den Taſchen haben, um in Schweden eine Frau heiraten zu können, wenn du jetzt wieder dorthin umkehrſt. Du biſt von dort abgereiſt, weil dir das Vermögen fehlte, mit dem du die zukünftige Frau ernähren ſollſt. Erinnere dich doch, wie du im Mai in der ſtockholmer Straße an dem Briefkaſten ſtandeſt. Da war es dir doch ganz bewußt, daß du ohne Geld nicht freien darfſt.“ —

Eines Abends ging ich mit Herrn und Frau Hanſon von ihrem Berghaus hinunter nach Schlierſee in den Garten des Gaſthauſes „Zur Poſt“. Sie hatten mir geſagt, daß Hermann Bahr, der ſich eben auf der Hochzeitsreiſe befände, mit ſeiner jungen Frau dort abgeſtiegen wäre, und daß ſie ihn treffen und mich ihm vorſtellen wollten.

Ich ſah und ſprach dann auch Hermann Bahr an jenem Abend. Und am nächſten Vormittag fuhr ich mit ihm und ſeiner jungen Frau in einem Ruderboot auf den Schlierſee hinaus. Als wir danach, er und ich, nachdem ſeine Frau zum Gaſthaus gegangen, um ſich umzukleiden, ein wenig auf der Landſtraße ſpazierten, erinnere ich, daß ich, auf Bahrs Befragen,

ihm eine lebhafte Schilderung meiner Eindrücke von Bohuslän gab und ihm erzählte, wie mich das Leben in dem einsamen schwedischen Pfarrhaus und meine Spaziergänge dort im schwedischen Granitland dazu gebracht hätten, die Dichtungen meines Buches „Ultraviolett" zu schreiben.

Er verstand sehr wohl, daß man den Regenduft und den Mondaufgang, den Amselschlag und alle Naturerlebnisse lebhafter und bilderreicher aufnehmen müsse, wenn man an einer steinernen, weltfernen Küste, in einem Land, dessen Sprache man nicht versteht, mit feingewordenen Ohren und Augen nichts anderes erlebte als das wenige, das sich in dem steinernen Rahmen jener fremden Natur abspielte.

Und während ich so sprach, und Hermann Bahr mein Leben in Schweden in Gedanken mitlebte, wurde mir mit einem Male klar, daß mein ganzes Buch „Ultraviolett" kein Herz besaß; daß alle diese Lieder herzleer wirkten im Vergleich zu den wenigen Versen, die ich jetzt über das junge schwedische Mädchen gedichtet hatte.

Wie anders wären jene Lieder geworden, die ich in Bohuslän aus meiner Einsamkeit heraus gedichtet hatte, wenn damals schon jenes Mädchen mit mir über die Steine der schwedischen Westküste gegangen wäre! Die Gedichte wären nicht bloß Farbenbilder und Tonbilder geworden, sondern Lieder voll Liebesgeist. So sagte ich zu mir.

Der Inhalt des Buches „Ultraviolett" erschien mir jetzt wie eine durch Natureinsamkeiten hingleitende Irrlichtflamme, die nur eine blaue Luftflamme

war, aber die kein Feuer hatte, das einen Körper verzehrte.

Mein Herz hatte damals noch nicht gebrannt, als ich nur der Dichterluſt zuliebe dichten wollte.

Nun war mir völlig klar: ich mußte umkehren, nach Stockholm zurück und nicht nach Italien wandern. Dieſes Mädchen, das ich im Norden wußte, war mir ſo notwendig zum Atmen wie meine Lunge. Mein Herz war an ihr entzündet worden und konnte auch nicht in der Ferne mehr verlöſchen. Es verfolgte mich jetzt ebenſo ſehr die Sehnſucht nach der Liebe jenes Weibes als die Sehnſucht nach den Dichtungen, die ſie mir eingeben würde.

Als ich dann am nächſten Tag Hermann Bahr mit ſeiner jungen Frau glücklich lachend abreiſen ſah, und als ich am Abend wieder oben auf dem Berg in dem Bauernhauſe Ola Hanſon und ſeine Frau beſuchte, ſprach dort in ihrer Häuslichkeit der Geiſt der Ehe, der Geiſt der Luſt, einen Hausſtand zu gründen, ſtark auf mich ein, und ich erzählte beiden, daß ich eine Stockholmerin liebte, die ich heiraten wollte. Die beiden waren ſehr erſtaunt und freuten ſich und wünſchten mir Glück. —

Kaum aber nach Stockholm zurückgekehrt, wurde mir noch deutlicher als vorher bewußt — da ich durch das viele Reiſen mich wieder in Not gebracht hatte —, wie unmöglich es mir ſein würde, da ich nur von meines Vaters Gnade lebte, mich mit einer Frau durchzuſchlagen. Aber doch fand ich nicht die Kraft, die Sehnſuchtsgedanken an das junge Mädchen aufzugeben. In Stockholm angekommen, erfuhr ich,

daß ſie verreiſt ſei, aber ich war glücklich, wenigſtens in ihrer Vaterſtadt umherzugehen. Eines Tages aber hörte ich dann plötzlich von ihrer Verlobung.

Ich wollte ſofort aus Schweden abreiſen. Doch die Mittel zur raſchen Reiſe fehlten für mich, und eine mir grauenhafte Verkettung der Umſtände zwang mich ſogar, am Verlobungseſſen im Hauſe der jungen Dame teilzunehmen. Danach hätte ich aber am liebſten meinem Leben ein Ende gemacht.

Wie ich noch voll Gram und Unentſchiedenheit mit mir zu Rate ging, meldete mir eines Tages das Dienſtmädchen, daß ein unheimlicher Mann vor der Türe ſtünde, der mich zu ſprechen wünſche. Es war der polniſche Schriftſteller Stanislaus Przybyszewski, deſſen leiſe Stimme und fremdländiſches Äußere dem Dienſtmädchen Furcht eingejagt hatte. Przybyszewski war mit ſeiner Frau, welche Norwegerin war, von Kriſtiania nach Stockholm gekommen, und ich war nun glücklich, durch den geiſtig lebendigen Polen auf andere Gedanken gebracht zu werden. Er arbeitete in dieſer Zeit eben an ſeinem Roman „Satans Kinder".

Bei irgendeinem Bekannten ſaßen wir nun immer, bei ſtarken Alkoholgetränken und im Zigarettenqualm, er, ſeine Frau, Freundinnen und Freunde, faſt Nacht für Nacht bis in die Vormittagſtunden, unendliche Reden führend und unendlich ſchweigen könnend, halb ſchlafend, halb wachend, zuſammen, immer neue Grogs brauend, immer neue Zigarettenſchachteln öffnend. Und mein Hirn tanzte bald, überreizt von

Nikotin- und Alkoholvergiftung, und ich fühlte mich in jenen Winterwochen weder körperlich noch geistig lebend. Es war mir in jenen Nächten oft, als wären wir alle Spukgestalten geworden, die Frauen wie die Männer jenes Kreises. Wenn sie lachten, wenn sie sprachen, wenn sie schwiegen, waren sie mir wie eine Gespenstergesellschaft, die erst der anbrechende dunkle Wintermorgen scheuchte.

Aber sobald wieder nachmittags die Straßenlaternen angezündet waren und überall künstliches Licht war, fand sich auf der Alkoholwolke und auf den Tabakswolken die Spukgesellschaft wieder zusammen, mit wirren geistblitzenden verzerrten Gelächtern die lange Nacht ausfüllend.

Przybyszewsky spielte Chopin, wenn er bei Laune war. Das sonst so öde Klavier wurde dann zu einer Hölle, die er mit wild tastenden Händen öffnete. Und die Töne fraßen Ordnung und Gesetze und Gedanken blindlings aus den Hirnen aller Zuhörer fort, und Töne, Menschen und Zeiten wurden zum Chaos. Kein Leben behielt mehr seine Form und seinen Sinn. Nur der Einsturz alles Lebens und die Vernichtungsfreude schien in den Tönen zu funkeln, wie der glühende Alkohol in den Gläsern und wie die Feuerpunkte der Zigaretten zwischen den Lippen der Menschen, die da in Sesseln und Sophas auf den Teppichen herumlagen und herumhockten.

Und da war kein stilles Kreisen der Gestirne, kein geordnetes Planetenleben mehr an dem Nachthimmel draußen, der zu den Fenstern auf uns und auf den spielenden Polen sah. Es war, als schossen

vor meinen Augen alle Sterne, Kometen geworden, wild und regellos durch den Nachtraum.

Die Töne klirrten unter den weißen gelenkigen Fingern des Spielenden, und die Herzen klirrten in der Bruſt der Zuhörer. Und wie die Scherben der zerbrochenen Groggläſer am Boden, ſahen die Augen der Frauen und Männer, Glasſplittern ähnlich, aus dem Tabakrauch. Der Geiſt, der ſekundenweiſe aus ihnen aufſchoß, hatte keine Geiſtesgewalt mehr, ſondern war nur ein Zucken und Verenden des Geiſtes. Des Morgens war mein Herz voll Mattigkeit, und abends ſehnte es ſich doch wieder nach dem Untertauchen in den Hexenſabbat.

Endlich raffte ich mich im Januar auf, die Stadt zu verlaſſen, wo die wirren Nächte mich für die bekümmerten Tage betäuben mußten. Denn ich ſchlief in dieſen Wochen nicht einmal tagsüber, ſondern ſehnte mich unnütz. Ich lag und dachte an mein Herz und ſtand erſt zur Abendſtunde auf, gedankenmüde und verquält.

Aber als ich das Geld zur Abreiſe bereit hatte, fehlte mir der Mut zur Abreiſe, und ich gab das Reiſen wieder auf. Denn auch in der dunkelſten Zeit, in dem Wirrwarr jener Nachtſtunden, ſtand wie der Geiſt meiner guten Stunden, wie der gute Genius meiner Gedichte, hinter dem Tabaksqualm, hinter den Betäubungen, das Geſicht jenes Mädchens, das ich liebte.

Und wenn ich morgens über die menſchenleeren Pflaſterſteine nach Hauſe ging, ſagte ich mir: über dieſe Steine wird ſie am Tage gehen! Und dieſer

Gedanke gab mir ein wenig Befriedigung. Doch ich getraute mich nicht, von den Steinen aufzusehen. Denn dann konnte ich sie, wenn sie auch nicht auf der Straße war, im Geist deutlich am Arme ihres Verlobten daherkommen sehen.

„Wir wollen alle reisen," sagte eines Tages Frau Przybyszewski. Und ich sagte, ich wollte meinem Vater um Geld telegraphieren. Wir gingen dann alle zusammen zum Telegraphenamt. Aber wie ich das Telegrammpapier vor mir liegen hatte, sagte ich: „Ich werde niemals Geld erhalten, wenn ich nicht einen triftigen Grund angebe."

Ich schrieb deshalb auf das Papier: „Bitte telegraphiere mir tausend Mark wegen einer Frau." Aber dann wußte ich nicht mehr weiter. Ich meinte, mein Vater würde vielleicht annehmen, daß ich einen Ehrenhändel hätte. „Schreiben Sie dazu," sagte eine der Frauen, „werde sonst verhaftet." Und ich schrieb dieses und schickte das Telegramm ab und erhielt auch am Abend das Geld von meinem erschrockenen Vater, der natürlich briefliche Aufklärung verlangte. So wildes Wesen trieb die Verzweiflung mit mir, daß ich nichts mehr bedachte, was ich tat.

Wir reisten am nächsten Tag von Stockholm ab. In Kopenhagen trennte ich mich dann von Przybyszewski und seiner Frau und fuhr nach Paris.

Vorher hörte ich schon, daß jene junge Schwedin in Stockholm ihre Verlobung wieder gelöst hatte, und ich atmete auf und durfte nun wieder hoffend und frei an sie denken; doch wagte ich es kaum noch. —

In Paris hatte ich das amerikaniſche Ehepaar James und Theodoſia, die von London zurückgekehrt waren, in ihrem Atelier bald nach meiner Ankunft aufgeſucht und hatte ihnen von meiner Herzensnot erzählt und von meiner Hoffnung, daß der Himmel mich vielleicht doch noch einmal mit der jungen ſchwediſchen Dame, die ich liebte, zuſammenführen würde.

Die beiden Amerikaner machten mir großen Mut und ſagten immer wieder, mein Wünſchen würde ſicher ſo ſtark wirken, daß ich eines Tages noch glücklich würde.

Und Paris war die geeignete Stadt, in der ich am ſtärkſten meinem Liebeswunſch nachhängen konnte, denn das Straßenleben, die Vergangenheit und die Gegenwart dieſer Stadt ſprechen ununterbrochen von der Liebe, die dieſe Stadt erlebt, erlebt hat und erleben will.

Als ich im Februar 1896 nach Paris kam, war vier Wochen vorher Frankreichs beſter Dichter, der Lyriker Paul Verlaine, geſtorben. Und die Zeitungen erzählten täglich Züge aus ſeinem Leben. Man erfuhr, daß er ſich von Krankenhaus zu Krankenhaus durchgeſchlagen hatte. Aber er war nicht ſo ſehr krank geweſen als notleidend. Er hatte keinen anderen Ausweg geſehen, um ſich zu helfen, als daß er ſich bei den verſchiedenen Spitälern in der Armenabteilung krank meldete, nur um Unterkunft und Verköſtigung zu erhalten.

Ich wohnte auf der Höhe des „Quartier Latin“

in einem Gasthof in der Straße de l'Abbé de l'épée, einer friedlichen kleinen Seitenstraße des Boulevards St. Michel, die, wie man weiß, die Hauptstraße des pariser Studentenviertels ist.

In der stillen, freundlichen Gasse, durch welche fast nie ein Wagen fuhr, waren auf der einen Seite sonnenbeschienene, helle, hohe Gartenmauern, und am Gassenende stand eine alte Kirche, die mit Abend- und Morgengeläut die klösterliche Friedlichkeit noch erhöhte. Das Gäßchen war sehr still. Man sah nur immer das menschenleere, sonnenbeschienene, saubere Pflaster unter den Fenstern. Die Häuser waren ein- und zweistöckige, kleine, helle, vornehme, weltabgeschlossene Einzelhäuser. Manchmal verirrte sich einer der Straßenverkäufer, mit singender Stimme ausrufend, unter die Fenster der sauberen Gebäude, aber sonst flogen dort nur die Sperlinge durch den Sonnenschein.

In dem ruhigen Gasthof stiegen meistens ausländische Künstler ab und einige ältere französische Studenten, die Prüfungsarbeiten machten. Zur Frühstücks- und Abendessensstunde sah man kluge, ernste, gedankenvolle Köpfe in dem schmalen Eßsaal. Dieser Saal war schmal wie ein Hausflur. Durch die Verglasung seiner einen Längsseite sah man in den kleinen dreieckigen Hausgarten, der mit hohen, dichtverwachsenen Efeumauern und einem grünen Rasen eine wohltuende Oase für das Auge war, wenn man ermüdet vom Weltstadtlärm und aus der wüsten pariser Lebensjagd, aus der Innenstadt, heimkehrte und sich zur Mahlzeit niedersetzte.

Da sah man manchmal auch im Gartengrün eine Katze kauern und sich bei der Efeuwand sonnen, oder es flog eine Amsel herbei und spazierte auf dem Rasen und flog dann über die Mauer in einen Nachbarsgarten, von wo sie, auf hohem Ahornzweige schaukelnd, ein Lied jubelte. Man wußte nicht mehr, lag dieses Stück grüne Erde da draußen vor dem schmalen Speisesaal in der Stadt Paris oder in einem friedlichen Kirchhof. Denn dieses stille, kleine Gasthaus hatte die Macht, starken Frieden um sich zu verbreiten, so wie Öl, das man auf stürmende Wellen träufelt, das Meer im Umkreis sanft macht.

Wenn ich nicht diese Stille in Paris täglich erlebt hätte, ich hätte es nicht für möglich halten können, daß man solche Lautlosigkeit schaffen kann mitten in einer Millionenstadt. Aber dieses ist die Kunst der Pariser, vornehme Ruhe zu schaffen. Indem sie mit kluger Ausnützung des kleinsten Erdflecks grüne Gartenwinkel anlegen, in welche man mit Einfachheit und Bescheidenheit nur Rasen und Efeu pflanzt und so dem Auge ländliche Ruhe zuführt. Man schachtelt also ins laute Paris Ruhe in Ruhe ein. Und man gelangt so dort mitten in dem kochenden Leidenschaftsherd, der die ganze Stadt wie einen ewig arbeitenden Krater wogen und wallen läßt, trotz aller überhitzter und gesteigerter Lebenslust, zu einer fast unschuldigen Ruhe mit sich selbst.

In keiner Weltstadt sah ich auch jemals soviel Kleingewerbetätigkeit. Neben den großen, spiegelglänzenden, gläsernen pariser Läden nistet ein bescheidener und traulicher Kleinhandel. Alles darf

und alles ſoll leben können hier in dieſer lebenswarmen Stadt! Es kommt einem vor, als ſtünden dieſe Worte als Spruch am Eingang der meiſten Straßen. Wie jahrhundertalte Wohnungen und Häuſer Raum für viele Andenken haben, Andenken an verſchiedene Geſchlechter, die hier lachten und ſtarben, ſo iſt das pariſer Straßenleben durchwebt und durchlagert von Verſteinerungen verſchwundener Zeitſchichten.

Dieſes gibt der Stadt etwas innig Rührendes, etwas innig Rückſtändiges und künſtleriſch Gedankenvolles neben der wahnwitzigen Vorwärtsjagd, dem Vorwärtsſtreben und dem lauten Daſein.

Nirgends ſah ich noch ſoviel Katzen auf der Welt als in Paris. Daß die Ägypter die Katzen heilig ſprechen konnten, wurde mir nirgends verſtändlicher als in Frankreich. Die pariſer Katzen gehen wie die Geiſter vergangener Geſchlechter lautlos und gepflegt, geliebt und geſchützt in allen Häuſern herum, in allen Läden, in allen Gaſthäuſern. Kein Menſch erſchrickt vor ihnen, kein Menſch jagt ſie, und ſie werden nicht bloß geduldet, ſondern gefeiert, weil der lebendige und lebensſüchtige Pariſer im letzten Grunde auch am Tier die Ruhe des Benehmens als die höchſte Lebenskunſt feiert.

Der alte ſchwediſche Maler Joſephſon, den ich auf Veranlaſſung von Ellen Key noch vor meiner Abreiſe in Stockholm beſucht hatte und der fünfzehn Jahre ſeines Lebens in Paris verbracht hatte, ſagte beim Abſchied zu mir:

„Alſo, Sie wollen nach Paris! Grüßen Sie die

große, ſtarke Stadt von mir, die große, ruhige, vornehme Stadt."

„Ruhig?" fragte ich. „Die Stadt, in der man ſich ſeit Jahrhunderten betäubt, innerlich und äußerlich, die Stadt kann doch nicht ruhig ſein?"

„Glauben Sie mir," meinte der alte Maler, „Paris iſt die ruhigſte Stadt in Europa. Und wenn Sie dort hinkommen, rate ich Ihnen, nehmen Sie es ſich als erſten und letzten Grundſatz vor: bewahren Sie ſich immer Ihre Ruhe dort. Machen Sie mit Ruhe die Haſt mit. Aber geben Sie Ihre Ruhe nie auf. Dann wird Sie der Pariſer ſchätzen, er, der ſo verächtlich auf die unruhigen Fremden herabſieht."

Und als ich nun die Katze, das Symbol häuslicher Ruhe, überall in Paris gepflegt fand, mußte ich immer an dieſe Worte des alten ſchwediſchen Malers denken. —

Draußen vor meiner ſonnenſtillen Gaſſe ſtand man, wenn man die breite, ſonnige Straße St. Michel kreuzte, vor den großen Eiſengittern des weiten Luxembourgparkes, dem Garten der Bildſäulen der Königinnen von Frankreich und der Dichter.

Auf den Terraſſen rund um den Platz eines großen Waſſerbeckens ſtehen die Bildſäulen der hohen Frauen, und unter den Augen der ſteinernen Königinnen und in einem Kreis von Zuſchauern laſſen die pariſer Kinder dort im Frühlingsnachmittag ihre handgroßen Segelſchiffchen auf dem Waſſerſpiegel kreuzen.

Aber auf einer anderen Seite des Schloßgartens, im lauſchigeren Teil, wo die Singvögel in blühenden

Büſchen niſten und grüner Raſen mit Blumenhügeln und Zwergobſtbäumen abwechſelt und unter ſchattigen, alten Kaſtanien- und Ahornbäumen noch Lauſchigkeit und Heimlichkeit herrſcht, findet der Spaziergänger die Denkmäler der Dichter.

Im Nebenflügel des Luſtſchloſſes ſelbſt, das näher zur Stadt hin liegt, und darin jetzt die Senatoren von Paris ihre Sitzungen abhalten und ihre Schreibſtuben haben, iſt die neuzeitliche Bilderſammlung mit ihren Kunſtſchätzen lebender oder erſt jüngſt geſtorbener Zeitgenoſſen.

Die Luxembourgſammlung wird als die Vorhalle zum Allerheiligſten, zur Ewigkeitsſammlung, dem Louvre, angeſehen. Ein Kunſtwerk, das eine gewiſſe Anzahl von Jahren in der Luxembourgſammlung ausgeſtellt iſt, wird, wenn ſein Kunſtwert nach Jahren noch als ein Bleibender anerkannt iſt, dann erſt der Louvreſammlung einverleibt.

So ſind der Luxembourggarten und ſeine Bilderſammlung eigentlich das Beſitztum der franzöſiſchen Jugend. In den Vormittagsſtunden ſieht man im lauſchigen Teil des Parkes manchen bücherleſenden Studenten. Am Nachmittag gehört der Baumſchatten den Kindern, den Kinderfrauen und den Tierfreunden, die die Vögel füttern und ſich die Sperlinge ſo zähmen, daß dieſe ihnen die Brotkrumen von den Lippen picken.

Der Spätnachmittag aber lockt die Studenten und jungen Künſtler mit ihren zierlichen Freundinnen in Scharen von der Seite des Boulevards St. Michel her auf den großen Muſikplatz des Gartens, und bei

Muſikſpiel lebt das Liebesſpiel in den Augen, in den Worten und Gelächtern der Spazierenden. —

Jedem Fremden flößt die große Ordnung Achtung ein, die ſowohl in London als in Paris die Tagesarbeit und das Vergnügen in beſtimmte Zeitabſchnitte abteilt. Man muß das Uhrwerk dieſer Städte als Fremder verſtehen lernen und ſich ihm anpaſſen. Das Leben dort wird von der Ordnung wie ein Konzert von einem Kapellmeiſter geleitet. Es haben ſich beſtimmte Ordnungsbegriffe gebildet, die von Geſchlecht zu Geſchlecht feſtgehalten werden. Man ſpricht von der Stunde vor „der Spazierfahrt ins Gehölz". Dann kommt die Stunde „der Erfriſchungsgetränke", die Stunde vor dem „Gang ins Theater" und ſo weiter.

Die Strenge, mit der an althergebrachter Sitte feſtgehalten wird, macht den Pariſer ſtolz und ruhig mitten im Neuzeittrubel.

Damals, im Jahre 1896, lebten und arbeiteten in Paris immer noch Zola, Huysmans, Mallarmé, von denen für die Literatur tonangebende Neuerungen ausgingen. Wie ich ſchon ſagte, Verlaine war eben geſtorben. Auf dem Boulevard St. Michel lief ein älterer, etwas komiſcher, halb verhungerter Literaturſtudent im Gehrock und Zylinder umher, der den Spitznamen Bibi hatte, und der unverſehends mitten im Menſchengewühl zu einem herantrat, aus ſeiner hinteren Gehrocktaſche eine Stiefelbürſte zog, den Zylinder höflich lüftete und mit ernſter Miene

um die Erlaubnis fragte, einem den Staub von den Stiefeln und vom Hosensaum bürsten zu dürfen.

Man ließ es sich gefallen und gab ihm eine Geldmünze dafür. Denn jedermann wußte, daß Bibi bitterarm war. Aber außerdem wußte man auch, dieser dürftige, dürre Mensch, der nur flüsterte und der im Menschengedräng wie ein Schatten kam und schwand, er war der treueste Anhänger Paul Verlaines gewesen. Und man behauptete später, daß er noch zehn Jahre nach Verlaines Tod das letzte Hemd des Dichters an seinem Leib trage und es, aus Verehrung für den toten Meister, niemals ablege.

Gestalten von solch rührender, wandelnder Lächerlichkeit lebten viele im Gedränge des Boulevards St. Michel. Zur Mitternachtsstunde tauchten sie auf, und es war dann, als verkörperten sich in ihnen vergangene Zeiten.

Man sah da auch ein altes Mütterchen. Sie verkaufte Oliven in Öl oder gekochte rote Krebse, je nach der Jahreszeit, und man sagte, sie sei eine Freundin des Dichters Musset gewesen. Sie war wohl neunzig Jahre alt, und ihr Kopf wackelte, und manchmal machte sie einen Luftsprung, wenn ihr auf einer Kaffeehausrampe von einem Studenten Geld zugeworfen wurde. Dieser Hopser der Alten war die letzte Erinnerung aus ihrer Tänzerinnenzeit, die sie einst am Ballett der Großen Oper erlebt hatte.

Diese Spukgestalten der Vergangenheit wurden von den Studenten sowohl wie von ihren Freundinnen, die die nächtlichen Straßen füllten, geachtet und geliebt, man schätzte sie. Sie bildeten die

Patina der Straße. Alte Kenner des Lebens ſahen ihnen ehrfürchtig und behaglich ſchmunzelnd zu. Und die jungen Lebensneulinge betrachteten dieſe Überbleibſel toter Zeiten mit Scheu und mit leiſem Anflug von Selbſterkenntnis: das Leben vergeht, darum wollen wir es feſtlich nehmen. Mehr Erkenntnis aber lebte noch nicht in den jungen Nachtſchwärmern des lateiniſchen Viertels.

In dieſem Stadtteil von Paris verbrachte ich vom Februar 1896 bis Ende April die letzten Wintertage. Im Betrachten der großen fremden Stadt und im Betrachten der nächſten Umgebung meiner Gaſſe, in der ich wohnte, vergingen die Stunden ſchnell.

Und eines Sonntags, im Parke von Verſailles, erſtaunte ich, daß in den hohen Baumgängen und in den künſtlichen Waſſerläufen dort ſchon die Frühlingsſonne warm ſpielte.

Als ich über die endloſe Baumreihe, die ſich von der Schloßrampe beinahe bis an den Erdrand hinzuziehen ſcheint, hinſah und mich die friſche, freie Luft ferner Äcker und Felder anwehte, knickte mein Herz ein. Denn ich wurde plötzlich erinnert, daß es außer dem künſtlichen Stadtleben, das ich bis jetzt in dieſen pariſer Wintertagen und in den letzten Monaten in Stockholm fern von freier Natur gelebt hatte, auch noch Wieſen, Wälder, Länder, Erdteile und Meere zum Aufatmen gab.

Und die Luft ſagte weiter, daß über dem Meer fern im Norden ein Mädchen, das ich erſehnte, lebte, und daß die Friſche, die hier in den ſtadtfernen Ver-

ſailler Schloßgarten über Äcker hergekommen war und nicht über Hausdächer, mich an das ferne Land im Norden erinnern wollte, an Bohuslän, wo ich zuerſt ohne Herz gedichtet hatte, und an Stockholm, an meine Wohnung am Tegnerlund, wo ich meine erſten Liebesgedichte herzlich gedichtet hatte.

Hier in Frankreich war ich bisher vor dem Neuen wie ein Schlafwandelnder gegangen, und es war mir oft, als ob ich meine Dichtung und meine Liebesgefühle zu jenem Mädchen in einem fern vergangenen Leben erlebt hätte.

Aber nun kam vom Erdrand junge Luft durch den langen Baumgang, über den langen Waſſerlauf, zu den Treppen der Schloßrampe von Verſailles, und eine große Sehnſuchtswelle rührte mich an. Die Vögel, die Amſeln und Finken, die da in den blätterleeren hohen Bäumen des Parkes aufſangen, wollten auch mich zum Aufſingen überreden. Und das Waſſer blitzte unter dem dunklen Geäſt, die Frühlingsſonne glitzerte in den laubleeren Kronen der Bäume, und die weißen großen Götterbilder, die da am Fuß der breiten Treppe ſtehen, ſprachen von der Göttlichkeit des Menſchenleibes und von der Feſtlichkeit, mit der die Heiden ehemals Himmel und Erde herzlich und ſelbſtverſtändlich genoſſen haben.

Der große leere Frühlingsgarten, der bereit ſtand zu erwachen, der Knoſpen und Blätterſchwärme bringen wollte und zu grünen Sälen werden wollte, darinnen ſich die Menſchen in Paaren ergehen ſollten, dieſer Garten ſagte: „Geh, hole dir dein Mädchen und komme wieder mit ihr. Meine feſtlichen Wege ſind

nicht für Einſame gedacht. Ich bin ausgedacht zur Feier der Liebesgefühle. Auf meinen Wegen will ich der Menſchen Liebesgeplauder hören und will Menſchen ſehen, deren Herzen nicht einknicken vor Weh und Einſamkeit, wenn ſie an das Ende meiner langen Baumgänge blicken.

Wenn es die kleine Amſel dort fertig bringt, ſich ein Weibchen zu finden und dieſem ihr Lied zu ſingen, warum ſollſt du, junger Menſch, es nicht fertig bringen, wie eine Amſel dein Weibchen zu finden und ihm deine Lieder zu ſingen."

Alles dieſes hörte ich laut in meinem Blut reden. Bei jedem Schritt, den ich über den feinen Sand in dem ebenen Garten tat, ſchluchzte mein Herz und klagte meinen Verſtand an und ſagte:

„Sieh und höre, was der Garten ſpricht. So wahr als die Sonne, die jetzt hier das leere Waſſer in weißes glänzendes Feuer verwandelt, die Gartenbäume und den Raſen täglich anruft, daß ſie blühen ſollen, und ſo wahr es iſt, daß dieſer Garten der Sonne folgen muß und Blätter und Knoſpen treiben wird, ſo wahr iſt es, daß ich dich anrufe und flehe: höre auf dein Herz. Du kannſt es nie betäuben!

Ich rufe dich an wie die Sonne. Und dein Geiſt und dein Leib müſſen mir folgen. Du kannſt die Liebe nicht erſticken. Das ferne Geſicht jenes Mädchens, das du liebſt, ſpiegelt ſich in mir, in deinem Herzen, wie die Frühlingsſonne hier im Waſſerlauf und verwandelt mich in weißes Feuer. Geh heim jetzt und liebe und ſinge." —

Und am Abend in Paris im hellgrauen Früh-

lingsabend, in dem kleinen ſtillen Gaſthof, ſchrieb ich mein erſtes Gedicht ſeit Monaten und wünſchte inbrünſtig wie nie diejenige herbei, von der heute im leeren Verſailler Schloßgarten den langen Nachmittag das ganze Weltall zu mir geſprochen hatte.

Seit drei Tagen aber befand ſich die, die ich fern in Schweden glaubte, in derſelben Stadt wie ich. Das erfuhr ich am nächſten Tag, als ich ihr, die mir wie vom Himmel gefallen ſchien, mitten in Paris begegnete. —

Ich ging meiſtens nach dem Frühſtück, das ich zwiſchen elf und zwölf Uhr einnahm, und das mein Mittageſſen bedeutete, aus dem Gaſthaus fort, um dann im Luxembourggarten zu leſen, und trat gegen zwei Uhr in ein Kaffeehaus ein, wo ich immer einige mir bekannte Künſtler traf. Manchmal ſaß ich im Café Francois premier am Boulevard St. Michel. Da war Verlaines Stammplatz geweſen, der jetzt auf dem Lederſofa unter den mit Blumen bemalten Spiegeln für immer leer blieb.

Der Kellner dort, der den Dichter noch vor einigen Monaten bedient hatte, erzählte, wenn er mir die Zeitungen brachte, gern von ſeinem toten Dichtergaſt. Von ihm hörte ich auch über den ſeltſamen kindlichen Goldhunger, der den verarmten Bohêmepoeten kurz vor ſeinem Tode noch befallen hat.

Freunde hatten Verlaine ein kleines Zimmer gemietet, und dort fanden ſie ihn eines Tages, als er ſeine wenigen Tiſche, Stühle und Geräte und alles, was in dem dürftigen Stübchen ſich um ihn befand,

liebevoll mit einer ganz gemeinen Goldbronzenfarbe bemalte.

Er, der selten Gold in die Hände bekommen hatte, den der Hunger an die Türen der Armenspitäler getrieben hatte, und der in seinem Geist sich so viele goldfeurige Leidenschaftshimmel in die Welt geträumt hatte, wollte auch einmal die irdische Armseligkeit — in der ihn seine stolze reiche Nation darben und verkommen ließ —, ehe er sterbend von ihr schied, sichtbar vergoldet sehen.

Er konnte das Zimmer schon nicht mehr verlassen vor Entkräftung und von stetem Elendsfieber gepeinigt, das seinen Körper zerrüttet hatte. Seine Freundin, die ihn zuletzt pflegte, kaufte ihm einige Flaschen Goldbronze, seinen letzten Wunsch erfüllend. Und halb kindlich, halb spöttisch schmunzelnd, vergoldete er in seiner Stube das graue und abgestorbene Holzgerät, die Stuhlbeine und die Tischbeine. Die blanke Goldbronze mußte dem kranken Dichter den fehlenden Sonnenschein in den dunklen pariser Dezembertagen vortäuschen, die Frühlingssonne hat der Arme nicht mehr wiedersehen dürfen.

Verlaine starb, und die pariser Bürger bemerkten seinen Tod kaum. Nur das Studentenviertel, nur die Künstler, erlitten bewußt einen tiefen Verlust mit seinem Hinscheiden.

Sollte man es für möglich halten, daß große Geister so unbemerkt von einer gebildetseinwollenden Bürgerschaft und so ungefühlt leben und gehen können? Das war doch nie bei den Griechen und Römern der Fall, daß ein großer Mann in ihrer Mitte lebte,

den nicht auch die ganze Nation gekannt hätte. Die Jagd nach dem Gold heute macht die Bürger geistesblind, blind gegen sich selbst, blind gegen ihre eigenen tiefsten heiligsten Forderungen.

Der arme Dichter rief jenes Gold, das die Bürger von ihm fernhielt, in sein Sterbezimmer, und er zwang den Goldschein, ihm in sein leidendes, abschiednehmendes Auge zu sehen. Und als ihn das Gold ungerührt ansah, lächelte er ihm im Sterben zu und versöhnte sich auch mit ihm, seinem Lebensfeinde. Das Gold, nach welchem Verlaine nie gestrebt, hatte ihn vielleicht deshalb, weil der Dichter es nicht verehren wollte, gehaßt. Das Gold, das über alle bürgerlichen Menschen Macht hat, hatte nicht über diesen Helden der Dichtung Macht bekommen, und nur in seiner Sterbezeit spielte Verlaine mit dem Glanz des Goldes wie ein Kind. —

Da ich an jenem Tage, nach dem versailler Sonntag, keinen von meinen Bekannten im Café Francois premier getroffen hatte, ging ich in das Kaffeehaus Lilas, das auf der Höhe des Studentenviertels am Boulevard Montparnasse liegt. Dort war immer ein Kreis des jüngsten künstlerischen Frankreichs und des jüngsten künstlerischen Auslandes, nachmittags und abends, anzutreffen.

Ich befand mich auch nicht lange dort, da kam Eduard Munch und setzte sich zu mir. Ich fragte ihn sogleich nach der Adresse einer norwegischen Freundin jener jungen stockholmer Dame, die Munch ebensogut wie ich kannte. Ich ließ mir dann vom Kellner eine Postkarte geben und schrieb an jene Dame nach

Norwegen, denn bei ihr hielt ſich jetzt, wie ich erfahren hatte, die junge Stockholmerin zu Beſuch auf.

Ich hatte noch nicht zwei Zeilen und noch nicht die Frage an die Norwegerin, ob die junge Schwedin ſchon nach Stockholm zurückgekehrt ſei, ausgeſchrieben, als ſich die Glastüre des Kaffeehauſes öffnete und Munch neben mir erſtaunt ausrief: „Nein, ſehen Sie, da kommt ſie ja ſchon ſelbſt.“

Verblüfft ſah ich auf und ſah wirklich ſie, zu der ich ſo ungeduldig in dieſem Augenblick nach Skandinavien hingedacht hatte, unter der Tür eintreten. Ihr Geſicht, das ich geſtern ganz fern am Ende der verſailler Baumgänge im Frühlingswinde in meinem Geiſt hatte aufwachen ſehen, kam mir nun vervielfacht aus den breiten Spiegelwänden, aus allen Ecken und Enden der Glaswände des pariſer Kaffeehauſes beweglich und lebend entgegen.

Ich ſah mich mit einemmal wie umringt von allen den Sehnſuchtsbildern, die ich mir von jenem Mädchen gemacht hatte. Und es ſtand in der Mitte aller dieſer Spiegelgeſichter wie der warme Kern aller meiner Sehnſüchte, und erſtaunt reichte es mir über den Marmortiſch die Hand zur Begrüßung.

Die junge Schwedin war mit ihrer norwegiſchen Freundin kurz entſchloſſen nach Paris gekommen. Sie war nach der raſchen Verlobung und Entlobung dieſes Winters unruhig, müde und fliehend vor ſich ſelbſt und ratlos geworden.

Sie kannte ſchon Europa von früheren Reiſen. Ihr Vater hatte ſie, als ſie achtzehn Jahre alt war, nach der Schweiz gebracht, in ein Penſionat, wo ſie

fremde Sprachen gelernt hatte. Ein Jahr ſpäter war ſie mit mehreren Freundinnen durch Italien gereiſt, nach Rom und Neapel, und ſie war dort eifrig durch die Bilderſammlungen gewandert, teils weil ſie dieſes unterhalten hatte, teils weil ſie ihren Vater beim Heimkommen mit dem Geſehenen unterhalten wollte. Auch Paris hatte ſie beſucht und dann London. Und ſpäter war ſie in England auf dem Lande einige Zeit in einem Pfarrhaus in Penſion geweſen. Alles dieſes wußte ich, und ihr plötzliches Erſcheinen in Paris war mir erklärlich, da ich auch wußte, wie gern und leicht ſie reiſte. —

Am dritten Tage unſeres Wiederſehens ſchien es mir endlich an der Zeit zu ſein, ihr zu erzählen, warum ich ihr die Gedichte, welche meine Liebe erklärt hätten, in Stockholm nicht gegeben hatte. Ich wollte ihr ſagen, daß ich nicht gewagt hatte, um ſie zu freien. Aber jetzt hätte ich eingeſehen, daß mir nichts Schlimmeres begegnen könnte, als von ihr getrennt zu leben.

Wenn ich ihr auch noch nichts zu bieten hätte als meine Liebe und meine Luſt, ihr zeitlebens Liebeslieder zu ſchreiben, ſo meinte ich doch, es würde der Kampf gegen die Armut das kleinſte Übel ſein.

Durfte doch der Amſelmann das Amſelweibchen beſingen! Und wurden ſie nicht beide ſatt dabei und konnten ans Neſtbauen denken?

Und dieſen Mut wollte ich mir jetzt nehmen, und das Mädchen, das ich liebte, wollte ich mir nicht mehr entgehen laſſen, wollte nicht mehr getrennt von ihm leben.

Ich ſtieg deshalb am dritten Tage mittags in einen Wagen und fuhr in das entfernte Stadtviertel, wo die junge Dame in einer Penſion wohnte, und wo ſie für einen Monat ein Zimmer genommen hatte.

Ich holte ſie dort ab, und wir gingen miteinander fröhlich plaudernd zum Frühſtück, und darnach ſchlenderten wir durch die Louvreſammlungen und kamen zuletzt auch vor die große Bildſäule der Venus von Milo, die im Erdgeſchoßgewölbe des Louvreſchloſſes einen Raum für ſich hat.

Der heilige wunderbare marmorne Frauenleib, der da hochaufgerichtet, ſtolz und göttlich allen Menſchen zum Wohlgefallen geſchaffen ſchien, machte uns beide verſtummen. Ich mußte an den Dichter Heinrich Heine denken, der ſich als Totkranker vor dieſes Bild hatte hintragen laſſen und der mit den Fingern ſein Augenlid öffnen mußte, das ſchon gelähmt war, um nur nochmals vor ſeinem Tod die Venus bewundern zu können, für die er ſo viele Strophen geſungen hatte. Den kranken Dichter, den halbtoten, erquickte noch einmal die Schönheit, die ein griechiſcher Künſtler vor mehr als zweitauſend Jahren geſchaffen hatte!

Nach zweitauſend Jahren iſt jene Kraft heute noch wirkſam, mit der die Künſtlerhand den Marmor geformt, mit der ein menſchlicher Geiſt, mit der ein Menſch einen Göttinnenleib und eine Götterkraft geſchaffen hatte!

Sind wir Menſchen dann nicht Schöpfer, Schöpfer am Weltall, wenn wir nach zweitauſend Jahren noch mit unſerer Hände Werk und mit dem Werk unſeres Herzens ferngeborene Geiſter begeiſtern können und

ihnen Lebensmut und Lebensherzlichkeit einflößen können, ihnen sogar noch Götterkraft in der Todesstunde geben können? — Die griechischen Götter vergingen, aber der griechische Künstler lebte fortwirkend über seine Götter!

Ich schickte ein kurzes Stoßgebet zum Liebesgeist, der vor zweitausend Jahren den Marmor geschaffen hatte. „Segne mein Vorhaben!“ bat ich. „Großer Geist, wenn du ewig des Lebensfestes höchster Festgeist gewesen bist, steh mir bei. Laß mich nicht mutlos werden. Segne uns beide!“

Oft habe ich später an den seltsamen Zufall denken müssen, daß uns unser Weg ganz absichtslos in den Louvre und vor die Venus geführt hatte. Der Anblick der starken Liebesgöttin und die starke Künstlerkraft, die aus dem Marmor jahrtausendestolz zu uns redete, beschleunigte mein Vorhaben, und ich sagte der lang Begehrten meinen Herzenswunsch.

Einige Stunden später stellte ich bei einem Abendbesuch bei James und Theodosia, den Amerikanern, meine Braut vor. Diese freuten sich und triumphierten, weil sie mir vorausgesagt hatten: das, was man stark und aufrichtig, im Innersten seines Wesens wünscht, zieht man zu sich heran und schafft so selbst seinem Wunsch die Erfüllung.

Die tatkräftigen Amerikaner schlugen uns vor, daß wir, wie sie es getan hatten, gleich nach England reisen sollten, um uns dort trauen zu lassen. Das taten wir auch und reisten am nächsten Tage; und am fünften Tage nach dem Besuch bei der Venus im Louvre waren wir schon vermählt.

Bei unſerer Trauung herrſchte aber eine babyloniſche Sprachverwirrung. Die junge Schwedin verſtand wohl deutſch, konnte es aber noch nicht ſprechen. Ich verſtand ſchwediſch, konnte es aber nicht ſprechen. Und von einem engliſchen Geiſtlichen, der weder ſchwediſch noch deutſch verſtand, wurden wir in der franzöſiſch ſprechenden Stadt St. Helier, auf der Inſel Jerſey, in einer wunderbaren alten engliſchen Kapelle in franzöſiſcher Sprache getraut.

Im Seebad Gorey auf derſelben Inſel, in dem ſchmucken engliſchen Fiſcherdorf, das am Fuße einer alten Normannenburg liegt, wohnten wir während des Monats Mai bis Anfang Juni, von wo wir dann nach Paris zurückkehrten. Denn ich bemerkte mit Schrecken, wie ſchnell man im Glück das Geld ausgibt.

Ich war einige Wochen vorher, ehe die junge Schwedin in Paris erſchien, noch in der ſchrecklichſten Notlage geweſen. Zwei Tage hatte ich faſt nichts zu eſſen gehabt und hatte kein Geld und keine Ausſicht, welches zu bekommen. Ich hatte Brief um Brief nach Hauſe geſchrieben, aber mein Vater wußte nichts davon. Man wollte ihn mit meinen Briefen nicht verſtimmen und man legte dieſelben, da er nicht wohl war und zu Bett leg, ungeöffnet auf ſeinen Schreibtiſch, einen Brief zum anderen.

Das amerikaniſche Ehepaar ſtreckte mir endlich das Heimreiſegeld vor, nachdem ich ſchon halb verhungert war. Ich hatte an einem Tag nur für einen Sou eine halbe Semmel gegeſſen und am anderen

Tag nur ein Ei für meine letzten zwei Sous verzehrt und die Hälfte der Semmel vom Tage vorher, die ich aufgehoben hatte. Um meine Kräfte zu schonen, hatte ich mich zuletzt tagsüber aufs Bett legen müssen, weil ich mich nicht durch Gehen im Straßenlärm hungrig machen wollte.

Am dritten Tag konnte ich nicht mehr länger in dieser elenden Weise auf den Postboten warten, und als mich zufällig die beiden Amerikaner besuchten und mich fragten, warum ich nicht ausgehen wollte, gestand ich ihnen meine Hungersnot. Noch am selben Abend begleiteten sie mich, nachdem sie mich gestärkt hatten, zum Bahnhof, und ich reiste zu meinem Vater.

Dieser war müde von den dreijahrelangen Unterstützungen, die er mir gegeben hatte. Er bedachte nicht, daß die Schriftstellerei und die Dichtung mehr Studienjahre in Anspruch nehmen als die Medizin und die Jurisprudenz. Ich erlangte aber dann doch von ihm, nach einer eindringlichen Auseinandersetzung, daß er mir noch einmal einige tausend Mark gab, wofür ich ihm dann versprach, wenn dieses Geld verbraucht wäre, für mich selbst zu sorgen, so daß mein Vater sich darnach nicht mehr um mich kümmern sollte. Mit dieser Summe wollte ich sparsam leben und hoffte auf baldige Büchereinnahmen. Ich wollte jetzt in einem Winkel von Paris eifrig schreiben.

Aber weder mein Vater, noch ich, ahnte bei diesem Wiedersehen — das unser letztes war —, daß ich sechs Wochen später verheiratet sein würde. Ich hatte damals keine Ahnung, daß das junge Mädchen,

das ich im ſtillen liebte, nach Paris kommen würde. Und mit nur viertauſend Mark in der Taſche hätte ich nicht gewagt, nach Stockholm zu reiſen und im Hauſe des Großkaufmanns um die Tochter zu bitten.

So war ich nach Paris zurückgekehrt und hatte mich ein wenig bei den Spaziergängen im Luxembourggarten von dem letzten Hungerſchrecken erholt, als die junge Schwedin erſchien und ich nun, ermutigt durch die paar Banknoten in meiner Taſche, mich nicht lange beſann und für mein Herz ein Weib wollte, da es ja auch der ärmſte pariſer Straßenſperling ſich erlaubte, ein Weib von der Natur zu fordern. —

Von der Englandreiſe nach Paris zurückgekehrt, mieteten wir jungen Eheleute dann in der Rue Boiſſonnade, die eine Atelierſtraße iſt, von einem Amerikaner, der zum Sommer aufs Land gezogen war, ein großes ausgeſtattetes Maleratelier und ein Schlafzimmer.

Noch einige Zeit konnte ich meiner jungen Frau verbergen, daß die Sorge bald vor unſerer Tür ſtehen würde, und daß ich nicht ahnte, wovon wir dann weiterleben ſollten.

Da unſere meiſten pariſer Bekannten jetzt im Hochſommer auf dem Lande waren, war unſer einziger Verkehr das amerikaniſche Ehepaar James und Theodoſia, die in der Nähe des Eiffelturmes an einer Avenue ein hoch im Himmel gelegenes Atelier mit Küche und Schlafzimmer bewohnten.

Die alten okkultistischen Gespräche wurden bei den Amerikanern wieder aufgenommen. Denn James und Theodosia hatten ihre kabbalistischen und okkultistischen Studien nicht aufgegeben. Beide standen immer noch im regen Briefverkehr mit ihren londoner Freunden. Eines Tages besuchten wir auch in ihrer Gesellschaft in Neuilly den letzten Abkömmling eines schottischen Königs, der in Paris als Ägyptologe lebte und mit seiner Frau ein hübsches Gartenhaus bewohnte, wo er Sonntags eine Unmenge Damen und Herren empfing.

Ich sah bei ihm die Papyrusrollen des ägyptischen Totenbuches, das jener Gelehrte aus den Hieroglyphen ins Englische übersetzte.

Derselbe Gelehrte führte später in Paris den alten Isiskultus wieder ein, und seine Frau wurde Isispriesterin. Ich ersah das viele Jahre später aus illustrierten Zeitungen, die das Bild der beiden mit der Nachricht von der Auffrischung des Isiskultus brachten.

Mit James und Theodosia besuchten wir in jenen Sommermonaten auch öfters die Gewölbe des Louvres, die die großen ägyptischen Sammlungen enthalten. Ich lernte dabei wieder viel Neues aus den Geheimlehren der Okkultisten kennen. Sie erklärten mir, daß es falsch sei, wenn man die großen Porphyrbildsäulen jener ägyptischen Götter, die Tiergestalt zeigen, immer für Tiergottheiten ansehen will.

Diese Steinbilder, halb Menschen, halb Tiere, die da in steifer feierlicher Haltung aufrecht stehen oder sitzen, tragen nur Tiermasken vor den Gesichtern:

die Maske eines Ibisvogels oder die eines Schakals oder die einer Tigerkatze. Die Ägypter stellten die Götter gern mit Tiermasken dar, um anzudeuten, daß Tier und Menschen die gleichen menschlichen Regungen besitzen, daß alle Erdenleben ein und dasselbe göttliche Leben erleben, und daß das Unergründliche hinter verschiedenen irdischen Masken auftritt; und daß nicht bloß in der Gestalt des Menschen, sondern auch in den Tieren alle ewigen Gefühle des Weltalls sich vereinigten.

Auch wenn wir die Maske wechseln und im anderen Leben Katze, Schakal oder Ibis werden, haben wir dieselben ewigen Gefühle in uns. Deshalb wurden bei den Ägyptern Tiergesichte von Menschengestalten getragen und umgekehrt. Die Sphinx zeigt einen Menschenkopf auf einem Tierleib. Menschen und Tiere gehen im wechselnden Weltalleben ineinander über.

Da ist keine Grenze gezogen zwischen dem Empfindungsvermögen der beiden. Mensch und Tier, beider Körper, leben vom Hunger und von der Liebe, sie erleben beide die höchsten Weltallfestlichkeiten Geburt, Liebe und Tod. Und beide erleben Weltunergründlichkeit. Mensch und Tier erschaffen sich aus der gleichen Wirklichkeit und der gleichen Unwirklichkeit. Mensch und Tier gehören der Endlichkeit und der Unendlichkeit an, da sie dem Weltallleben angehören, das ein festliches Verwandlungsspiel aus unendlicher Kraft bedeutet, worin sich alles mit unendlichem Geist erschafft. Deshalb ist kein Tier von Natur geistloser als der Mensch. —

Ich hörte sehr gern solchen Erklärungen über die ägyptischen Kunstwerke zu, den Erklärungen über das Symbol der Schildkröte, über das Symbol des Skarabäuskäfers und über viele andere Gestalten des Tierreiches, die der Ägypter tausendfach nachgebildet hat, um sie immer als Gleichnisbild der Ruhe oder als Gleichnisbild der Seelenwanderung vor Augen zu haben. Ähnlich wie die Christen sich das Lamm und die Taube als Lebensgleichnisse in den Kirchen dargestellt haben.

Nicht bloß hoher Geist sprach aus den ägyptischen Kunstwerken; es wirkte ebenso erhebend die edle vereinfachte Linie, in der die ägyptischen Künstler Menschenkörper und Tierkörper in Porphyr, Granit und Alabaster dargestellt hatten. Mit kluger Beherrschung arbeiteten einst ägyptischer Meistergeist und Meisterhände ernst und mit gemessener Ruhe, so wie der Strahl der senkrechten Sonne, die steil über dem Nil steht und nur des Menschen wichtigste Lebenslinie an Körper und Seele groß beleuchtet. Bei solcher Feierlichkeit der Lebensauffassung verstummen alle nebensächlichen Fragen des Alltags, und nur der reine stolze Weltallfestlichkeitsgedanke strömt von den Kunstwerken auf den Beschauer. —

Wenn ich dann von den Louvregewölben wieder hinaus auf die pariser Straßen kam, nachdem wir uns lange in die ägyptischen Bildwerke vertieft und uns an ihnen ergötzt hatten und die Festlichkeit unseres eigenen Daseins bestätigt erhalten hatten vom festlichen Lebensgefühl ferner Jahrtausende, so konnte ich mich mit meiner jungen Frau, die sich gern mit

mir in alles vertiefte, was mich künſtleriſch erregte, zuerſt nicht gleich zurechtfinden in den Gegenwartsſtraßen von Paris.

Wie läppiſch kamen mir zum Beiſpiel an den Möbeln, die da in den Schaufenſtern ſtanden, die Rokkokolinien vor. Flüchtig wirkend wie Straßengeſchwätz im Vergleich zu den ägyptiſchen monumentalen Hausgeräten. Im Vergleich auch zu den edlen griechiſchen Geräten, die ſtrengen Zweck und zarte, nur angedeutete Grazie und eine leichte kluge natürliche Ausſchmückung gezeigt hatten, und die wir ebenfalls vorher im Louvre bewundert hatten.

Ich hätte am liebſten die Augen geſchloſſen und wäre mit meiner Frau durch die Jahrtauſende zurückgeeilt und hätte mit ihr am liebſten das untergegangene Theben am Nil und das verſchwundene Athen Homers aufgeſucht. Denn wir nahmen die Liebe, die wir jetzt erlebten, hoch, feſtlich und feierlich, und das Glück des Körpers wünſchte auch das Glück des Geiſtes.

Aber der Geiſt unſerer Jahrhunderte, ſagte ich mir, der Geiſt der alten Weltanſchauung heutzutage, verfolgte, haßte und beſchimpfte den Körper, da er ſich ihn mit einer Erbſünde belaſtet vorſtellte. Der Menſchenleib war wegen ſeiner Vergänglichkeit vom chriſtlichen Geiſt immer verächtlich und herablaſſend behandelt worden. Aber die Glückſeligkeit, die der liebende Körper geben konnte, ſchien mir vollkommen glücklichmachend zu ſein. Wogegen man das nicht vom Zeitgeiſt ſagen konnte, der immer hochmütig mit zukünftiger Seligkeit handelte.

Man war in meiner Jugendzeit in den Bürgerkreiſen noch argwöhniſch gegen die ſelbſtverſtändlichſten Forderungen des lebenden Körpers. Und man ſchämte ſich in den Familien ſeiner natürlichen Liebesforderungen. Man geſtand ſich wohl ein, daß das Herz liebebedürftig ſei, man ſprach von der Zuſammengehörigkeit der Seelen. Aber man wollte gern die Regungen des Körpers bei der Liebe überſehen wiſſen. Man fand aus falſcher Scham des Leibes natürliche Lebensbedingungen ſündhaft.

In meiner Jugendzeit waren faſt alle Mädchen bleichſüchtig. Und ich erinnere mich, daß man ſie mit den verſchiedenſten Medizinen geſund machen wollte. Aber das geſündeſte Mittel, das darin beſteht, dem gereiften Körper die unerbittlichen Forderungen der Sinne zu befriedigen, indem man die jungen Menſchen ſo früh wie möglich, ſobald es ihre körperliche Sehnſucht fordert, ſich verheiraten läßt, dieſes kam gar nicht in Frage. Man tat, als wäre der Körper nur ein Seelenquäler.

Wenn der Körper ſich nicht krank meldete, wußte man von ſeiten der Erzieher damals während der Erziehungsjahre gar nichts von ihm. Man ſprach nur eindringlich zu dem jungen Menſchen von der Seele, vom Gemüt und vom Herzen. Und dieſe an und für ſich erhabenſten Dinge wurden durch die übertriebene Anrufung dem Heranwachſenden ſo läſtig gemacht, daß ein junger, körperlich reif werdender Menſch die Worte Seele, Gemüt und Herz zu verachten begann, ehe er noch ihren Sinn begriffen hatte.

Denn dieſe Worte, die eigentlich erſt dem reifen

zufriedengestellten erwachsenen Körper in aller Innigkeit und Erhabenheit beim Erleben verständlich werden, wurden den Kindern, sowohl in der Religion von den Lehrern, als in der Familie von den Eltern, so reichlich zugeteilt, daß ihnen die Ohren damit vom Schall dieser schönen Worte übel vollgestopft waren.

Und wurden jene Menschen dann älter und reif, so steckten ihnen die Ohren immer noch voll vom leeren Wortschwall, und sie wollten keinen Anschluß an den Inhalt dieser Worte haben. Sie verlachten oder wichen allen tieferen Werten des Lebens, allen tieferen geistigen Erkenntnissen aus und fanden es überflüssig, davon zu sprechen. Denn man hatte von der Schulbank her und von der Familie her den Menschen mit zu frühem Hinweisen auf geistige Lebenswerte vor hohen Worten Ekel eingeflößt. Der verachtete Körper rächte sich später und griff stürmischer und rücksichtsloser und, aus dem Gleichgewicht gebracht durch langes Darben, heftig nach dem Wirklichkeitsleben, und fern von geistiger Vertiefung entschädigte man sich für die zu frühe und überüppige Seelenlehre der Schul- und Erziehungsjahre.

Die Jahre, die man, eingesperrt in den Gefängnissen der Schule beim Auswendiglernen geistestötender Plappereien, fern von den vier belebenden Jahreszeiten, beinahe unterirdisch eingekerkert, hatte verbringen müssen und die weiteren Jahre, die da in gemütstriefenden Familienkreisen bei falscher Scham fortgesetzt werden mußten, entnervten die heranwachsenden jungen Männer und jungen Mädchen meiner Zeit.

Nervenkrankheiten aller Art brachen in Massen

aus. Das Wort Hyſterie tauchte auf, und wie ein Ausſatz fraß dieſe Krankheit der Nerven um ſich und befiel viele geſundgeborene Menſchengeiſter. Die natürlichen Sinnentriebe des herrlichen und klug durchdachten Menſchenkörpers, die die Erzieher bei übertriebener Seelenzucht und übertriebener Maſt des Geiſtes einfach ableugneten und für ſündige, menſchenunwürdige teufliſche Triebe erklärten, die nagten, von falſcher Weltanſchauung vergewaltigt, verzweifelt in der Einſamkeit am klaren Geiſt vieler junger Menſchen.

Und die vorher herzlichen und natürlichen Triebe arteten dann in herzloſe Sinnenſucht aus, die doppelt heftig in der Unterdrückung wucherte. Und die Unſchuld der Natürlichkeit und der Empfindung, in der jeder Menſch und jedes Lebeweſen ſich im Weltall geſchaffen hat, und die Geſundheit der jungen Menſchen wurden durch die Sinnenunterdrückung angegriffen.

In allen Großſtädten fand ich, daß die Entnervung in ſchreckenerregendſter Weiſe in jenen Jahren unter den jungen Menſchen aller Stände überhandgenommen hatte. Viele Männer, die mit ſiebzehn, achtzehn Jahren körperlich männlich entwickelt waren, ebenſoviele Mädchen, die ſchon mit ſechzehn und ſiebzehn Jahren reif zur Mütterlichkeit waren, und die eine natürliche kluge einfache Freude zum Leben mitbrachten, wurden auf den ewigen Schulbänken und in verlogener Familienunterdrückung matt gemacht und übermüdet vom Warten.

Ihre Körper welkten bleichſüchtig, weil ihr körperlicher Liebesſinn hungern mußte. Und weder nützte

den jungen Mädchen die Sorgfalt der Familie, noch den jungen Männern die Pflicht des Berufes, diese konnten nicht die seelische Überreiztheit von den körperlich darbenden jugendlichen Naturen abwenden.

Das Drama „Jugend" von Max Halbe wurde deshalb in den neunziger Jahren mit so großer Begeisterung aufgenommen, weil es eines der echtesten Zeitdramen war. Die einander begehrenden jungen Leute sahen sich in diesem Drama in ihren natürlichsten Forderungen und in ihrem unnatürlichen Leid widergespiegelt.

Und noch grimmiger und beinahe in grotesker Tragik bedichtete damals die Seelen- und Körperqualen der reifwerdenden jungen Menschen in seinem Drama „Frühlingserwachen" Frank Wedekind. Nur war man in den Bürgerkreisen jener Jahre noch nicht an Selbsterkenntnis so weit vorgeschritten, daß man das Erwachen des jugendlichen Körpers zur Liebe und die daraus entstehende Tragik zwischen Schulzwang und Körperdrang begreifen und ernst nehmen wollte.

Wedekinds tragischstes Drama fand erst zehn Jahre später die große Anerkennung, die ihm gebührte. Beschränkte Polizeiverbote, die dem starken Künstler Wedekind soviel grimmiges Unrecht getan haben, wurden dann endlich aufgehoben, und das erschütterndste Schulkinderdrama, das erschütterndste Erzieher- und Schülerdrama, das jemals geschrieben worden ist, durfte endlich seine aufklärende Wirkung von der Bühne auf die Öffentlichkeit ausüben. —

Im Mittelalter hat man vielen Erwachsenen das Leben zur Hölle gemacht, indem man viele unschul-

dige Menſchen in Maſſen für Hexen und Zauberer erklärte, weil man Körperlichkeit haßte und verfolgte. Und in meiner Zeit hatte man der Jugend die Jugend zur Hölle gemacht. Die Erwachſenen hatten ſich mehr oder weniger zu Sinnennatürlichkeit befreit, und die Menſchen verbrannten nicht mehr Unſchuldige als Hexen und Zauberer. Aber die ermüdenden Schulen, die man eingerichtet, der Schulzwang und der Erzieher Unverſtändnis aller jugendlichen ſinnlichen Regungen gegenüber, ſie waren eine Hölle für die Jugend geworden.

Das Grauenhafte an der heutigen unvollkommenen Lebensfeſtlichkeit wurde mir ſtärker bewußt, wenn ich ſo mit meiner jungen Frau durch Paris ging und wir ſehr zufrieden und glücklich waren. Wie erſtaunt ſieht der Alltag den Glücklichen und Feſtlichen an, der Alltag, den die europäiſchen Menſchen ſich künſtlich geſchaffen haben.

In der natürlichen feſtlichen Weltalleinrichtung aber gibt es niemals einen Alltag. Da iſt auch jede Arbeit eine Lebensfeſtlichkeit. Es gibt da nur lautere und ſtillere Feſtlichkeiten im Weltall, aber nirgends einen Alltag. Der Schlaf noch iſt eine ſtille Feſtlichkeit und das Sterben auch.

Seht die Vögel an, wenn ſie ihre Neſter bauen. Seht die Tiere im Walde an, wenn ſie ihr Futter ſuchen, die Rehe und Haſen, wie vergnügt ſie es tun, wie leicht und lächelnd und doch wie tiefernſt dabei, ernſter als der gezüchtetſte Menſch und lächelnd wie nur der wohlerzogendſte Menſch.

Sagt nicht, daß nicht das wildeſte Tier lächeln kann. Das Wildſchwein, das mit ſeinen Jungen ſpaziert, grunzt behaglich und plaudert mit ſeinen Kleinen, und das zwinkernde Behagen ſeiner Augen iſt ſein Lächeln, das ſo herzlich aus des Wildſchweins Lebensfeſtlichkeit kommt, wie das Menſchenlächeln einer Menſchenmutter, die ihre Kinder ſpazieren führt.

Als ich um die Erde reiſte, erſtaunte mich immer wieder an Aſien, daß ich dort keinen Sonntag fand. Zuerſt war mir das ſeltſam. Aber welcher Gebildete in Europa hat nicht das Gähnen gelernt am Sonntag, weil ihm eine Ruhe aufgezwungen wird, nach der ſein Körper nicht verlangt hat. Man hat Arbeitsluſt, und man ſoll alle ſechs Tage an einem Tag plötzlich nicht arbeiten. Man fühlt oft gerade den Drang und den Geiſt, am Sonntag glückliche Geſchäfte abzuſchließen, und man darf ſich nicht beſchäftigen.

Dieſes verblödende Sonntagsfeiern, das eigentlich nur eine Angewohnheit, aber kein Feſtbedürfnis iſt, fällt auf der anderen Erdhälfte bei den buddhiſtiſchen Aſiaten in Indien, China und Japan weg. Und wenn ich mir vorſtelle, jeder Menſch bei uns dürfte die Ruhe unſerer europäiſchen zweiundfünfzig Sonntage, die Ruheſtunden dieſer Tage, in Minuten oder Stunden nach eigenem Gutdünken über das ganze Jahr hingeſtreut genießen, dann würden viele Nervenkrankheiten, viel Haſt und Übereilung, die Europa an den Abgrund früher Entnervung führen werden, und die jetzt ſchon einzelne Völker vor die Frage der Entvölkerung geſtellt haben, fortfallen

und einer ruhigeren Einsicht, einer ruhigeren Beschaulichkeit und einer ebenmäßigeren sanfteren und stündlich festlicheren Daseinsfreude Platz machen.

Etwas anderes ist es, wenn die Menschen, um ihre Gemeinschaft untereinander zu spüren und ihre Gemeinschaft mit der Natur zu genießen, natürliche Jahresfeste feiern wollen. Es gibt genug natürliche Jahresfeste: Vaterlandsfeste, das Fest der Sonnenwende, die Feste der Frühlingswiederkehr, das Fest der Wiederkehr des Lichtes, die Feste verschiedener Blütezeiten in Wald und Feld, Vollmondfeste und Feste bei der Stellung besonderer Sterne, Feste bei gewisser Planetennähe und Erntefeste. Diese Feste, davon sich auch einige in der alten Weltanschauung finden, bieten genügende natürliche Ruhetage im Jahr, genügende im Weltalleben begründete Feste.

Ich besuchte in jener pariser Zeit 1896/97 auch öfters das eben erst eröffnete Museum Guimet, das beim Trocadero liegt, und darin ein reicher Franzose ungeheure Schätze asiatischer Kunst angesammelt hat. Chinesische und japanische Kunstgewerbegegenstände waren da und große Götterbronzen, viele vergoldete Buddhas, auf riesigen vergoldeten Lotosblumen sitzend, und wunderbares asiatisches Lackgerät für Haus und Tempel, ebenso eine reiche asiatische Bilder- und Porzellansammlung.

Hier erwachte die Lust zu meiner späteren Weltreise zum erstenmal, als ich mich sehnte, des Friedens jener Völker teilhaftig zu werden, die da im kleinsten nicht bloß Nützliches tun, sondern nützlich Schönes,

die als Buddhiſten mit allem Weltalleben feſtlicher verkehren, weil ſie ſich nicht höher ſtellen wollen und ſich nicht hochmütig beſſer zu ſein dünken als die mitlebenden Lebeweſen des Alls.

Ich ſehnte mich, jene Völker aufzuſuchen, die ſo geſittet und klug denken und ſich jahrhundertelang künſtleriſch geſchult und bereichert haben und künſtleriſchen Verkehr übten mit allen Weltalldingen durch beſchauliches Sichvertiefen in die Natur. Jene Völker waren nicht bloß den Menſchen, ſondern auch den Pflanzen und den Tieren vor ihren Fenſtern und Türen vertrauliche Kameraden geworden, da ſie herzliche Bewunderer ſind allen Lebens.

Die Volksmaſſen der Europäer haben es hingegen hauptſächlich nur zu wiſſenſchaftlichem Ergründen und Bewundern des Lebens gebracht. Über die Wiſſenſchaft hinaus, zur Kunſt, zur künſtleriſchen Vertiefung, wohin alle Leute in Japan und China durch ihre buddhiſtiſche Weltauffaſſung gekommen ſind, davon ſind unſere breiten Volksmaſſen noch weit entfernt.

Nur eine Schar von künſtleriſch Gebildeten und nur die Künſtler weiſen in Europa von Jahr zu Jahr mehr darauf hin, mit dem Weltalleben künſtleriſchen feſtlichen Verkehr zu pflegen, was ſeit der Heidenzeit bei uns nicht mehr der Fall geweſen iſt.

Das Atelier in Paris, in dem meine Frau und ich wohnten, lag in einer Sackgaſſe, in welcher ſich viele Ateliers befanden, und wo faſt nur Künſtler und Künſtlerinnen hauſten, Amerikaner, Franzoſen,

Deutſche und Skandinavier. Dieſer glasbedeckte Raum lag in einem freundlichen ſauberen Gartenhof und grenzte mit der Rückwand an einen großen Kloſtergarten, deſſen Bäume wir nachts durch die Wand rauſchen hörten, und deſſen ſingende Vögel uns morgens beim Erwachen ihre frohen Gedanken gaben.

Die Mauer jenes Kloſtergartens lief außen am Boulevard Raspail entlang. Sie war hoch, und ich habe nie in dieſen Garten hineinſehen können. Er iſt für meine Augen unſichtbar geblieben und baute ſich nur vor meinen Ohren in der Sonnenſtille des Tages und in der Sommerſtille der Nächte auf.

Im Atelier war hoch oben unter der Decke ein kleines Luftfenſter, das nicht größer war als die Blätterhand einer Kaſtanie, und durch dieſes handgroße Viereck leuchtete die Sonne durch das Kaſtaniengrün herein zu uns und gab einen Schimmer der Gartenwelt.

Nur draußen auf der Straße konnte man die Laubkronen der uralten hohen Ulmen über der langen Mauer ſehen und die Singvögel, die von Krone zu Krone flogen. Dieſer Garten hinter jener Mauer war in jenem Sommer, den wir in dem heißen Paris verbrachten, nur eine Sommerfriſche für unſere Ohren.

Manchmal ſtand ich frühmorgens um fünf Uhr auf, von dem Rauſchen des unſichtbaren Gartens aus dem Bett gelockt, und ging allein auf dem leeren breiten morgenfreundlichen Boulevard Raspail nach dem eine halbe Stunde von unſerer Wohnung entfernt liegenden Park Montſouris. Dieſer liebliche

Mäuſebergpark ähnelt ſehr einer japaniſchen kunſtvollen Gartenanlage.

Es befindet ſich dort ein großer glänzender künſtlicher See von künſtlichen Hügelwegen, ſprudelnden Quellen und kleinen Schluchten umgeben. Auf dem pflanzenreichen Waſſer tummeln ſich viele hundert verſchiedene Waſſervögel, bunte chineſiſche Enten, afrikaniſche roſa Flamingos, ſchwarze auſtraliſche Schwäne und ſilberblaue Möwenarten der Polarmeere. Der Garten hatte damals nur wenig hohe Bäume, aber viel blühendes Buſchwerk.

Eines Morgens bemerkte ich dort ein vornehmes Gefährt, das am Gitter ſtand, aber ich beachtete es nicht beſonders. Als ich dann hoch oben auf den Hügelwegen ſpazierte, ſah ich auf der gegenüber liegenden Seite des Sees zwei Frauen auf einer Bank mit heraufgezogenen Beinen nebeneinander ſitzen. Ich ſtand halb verdeckt hinter einem Goldregenſtrauch und blieb erſtaunt ſtehen, um durch mein Hervortreten auf den offenen Weg nicht die Aufmerkſamkeit der ſeltſam kauernden Frauen auf mich zu richten.

Ich war um dieſe frühe Stunde gewöhnlich der einzige Spaziergänger im Garten. Außer dem alten grauen Invaliden, in deſſen Obhut die Parkbewachung lag, der mich ſchon kannte und dem ich öfters beim Füttern der Waſſervögel zuſah und mit dem ich manchesmal plauderte, war ſonſt kein Menſch zu ſehen.

Die beiden Frauen hatten keine Hüte auf und waren ſo ſchlicht und ſchmucklos gekleidet, daß ich ſie im erſten Augenblick für junge Fabrikarbeiterinnen

hielt, die da frühmorgens auf dem Wege zur Fabrik, mit häuslicher Näharbeit beſchäftigt, eine Weile den blühenden Park genießen wollten.

Dann ſah ich aber mit Erſtaunen, daß die Frauen, die dort lautlos, wie zwei graue Mäuschen, mit hochgezogenen Beinen auf der Bank ſaßen, zwei vornehme Japanerinnen waren. Und der Invalide erzählte mir ſpäter, es ſeien Damen der japaniſchen Geſandtſchaft, die mit ihrem Wagen zur frühen Morgenſtunde den Park öfters aufſuchten, und die lautlos, jede mit einer Seidenſtickerei in der Hand, ein Stündchen hier verbrachten. Die Kleidung einer jeden von ihnen war ein unauffälliger japaniſcher Kimono aus ſchiefergrauer Seide. Die Köpfe der Frauen waren ſchön friſiert, und außer dem ſchwarzen glänzenden Haarknoten trugen ſie keinen Kopfſchmuck.

Hätten ſie nicht nach aſiatiſcher Sitte mit heraufgezogenen Beinen auf der Bank geſeſſen, ſie wären mir gar nicht aufgefallen, und ich hätte ſie von weitem für zwei ſchlichte Frauen aus dem Volk gehalten. Unauffällig verſchmolzen dieſe ſtillen Weſen mit dem Morgenleben der Gartenwelt.

Dieſe vornehmen Damen aus der hohen japaniſchen Ariſtokratie waren nicht auffälliger in ihrer Kleidung und in ihrem Gebaren als die Amſeln oder die Tauben, die im Raſen ab- und zuflogen. Eine zufriedene vornehme Einheit trennte bei ihnen nicht Körper und Kleidung voneinander. Ihre ſchlafrockartigen Kimonos waren für die Körper ſchlichte Behälter, wie das Federkleid es für die Vögel, wie das Fell es für die Tiere iſt.

Dieſe aſiatiſchen Kleider waren gütige und ſelbſtverſtändliche Hüllen für den Leib, die in großzügiger Linie die Geſtalt nur andeuteten, die Glieder ſchützten, aber nicht allen Körperlinien nachliefen. Es war nur Selbſtverſtändlichkeit und keine Selbſtgefälligkeit in dieſer klugen Kimonokleidung, die, wie es ſchien, ſowohl auf der Straße als hier im Garten, ſowie im Hauſe, vor allem Schlichtheit, edle Nützlichkeit und vornehme Haltung betonte.

Ich habe dann jene Damen nicht wiedergeſehen. Vielleicht hat es ſie verſcheucht, daß ſie ſich im Park nicht mehr allein wußten, aber ich habe dasſelbe Bild ſpäter oft in Japan wiedererlebt. Sowohl in der Eiſenbahn dort als im Geſchäftsleben war es die Unauffälligkeit, die die wohlanſtändige japaniſche Frau kennzeichnet. Nur die Teehaustänzerinnen, die das Bürgerſtadtteil verlaſſen haben und ein eigenes Stadtteil in Japan bewohnen, das abends für die Beſucher geöffnet wird, nur dieſe tragen auffallende feuerbunte Kleider, die mit Blumen in Gold und Purpur beſtickt ſind. Und auch die kleinen Kinder läßt man in kunterbunten Kleidern eine äußerliche Lebensfreude öffentlich zur Schau tragen.

Der gebildete Menſch, der das innere Leben reich in Gemüts- und Seelenfarben erlebt, wird den äußeren Farbenbehang gern vermeiden.

Nur das Kind, das noch nicht reif für das Innenleben iſt, und jene Frauen, die ihr Leben daran ſetzen, allein den Sinnen zu ſchmeicheln, die ſollen zu den Farben greifen. Aber die häusliche und im Gleichgewicht zwiſchen Geiſt und Körper lebende

Frau wird immer die Schlichtheit dem grellen Auftreten vorziehen. —

Damals, nach meinen häufigen Beſuchen in den Louvreſammlungen und in der aſiatiſchen Sammlung Guimet, kam mir die Sehnſucht, Ägypten und Griechenland zu beſuchen, Indien, China und Japan. Griechenland bereiſte ich dann im zweiten Jahr meiner Verheiratung. Die anderen Länder ſah ich erſt zehn Jahre ſpäter. Aber es war mir in allen dieſen zehn Jahren, bis ich die Weltreiſe in meinem achtunddreißigſten Lebensjahre ermöglichen konnte, ein ſtetes Bedürfnis, von aſiatiſchen Ländern zu hören. Von den Ländern, aus denen wir alle unſere Weisheit und künſtleriſche Kultur erhalten haben, von jenen Ländern, die von jeher ihren Hunger nach Kunſt ſo ſelbſtverſtändlich befriedigt haben wie den Hunger ihres Magens. Künſtleriſche Schönheit gehört bei den Aſiaten zum Leben wie das tägliche Salz, ohne das der Menſch nicht leben kann. —

Teils angeregt durch die Kraft der Liebe, teils angeregt durch die Geſpräche kabbaliſtiſcher und okkultiſtiſcher Art ſchrieb ich in jenem Sommer 1896, wo ich, eben verheiratet, in jenem Atelier in Paris wohnte, das Epos „Phallus". Auch dieſe Dichtung zähle ich noch zu meinen Jugendſchriften.

Dieſes Gedicht ſchildert, wie der Rieſe Zeit und die Rieſin Leben, nachdem ſie neun Jahre ſich geliebt hatten, den jungen Gott Phallus ſchufen, den Gott der männlichen, lebenfortpflanzenden Kraft. Der junge Gott, von den Menſchen verkannt, wandert

durch die Straßen der Städte der menschenüberfüllten Welt und findet die Menschen in Kleidern aus Sorgengarn gekleidet und mit Mützen aus Maulwurfsfellen über den Ohren. Und sie wohnen in Backsteinhäusern, deren Steine aus dem Staub untergegangener Völker gebacken sind, und die Menschenasche der Jahrhunderte, die sich auf den Wegen der Erde angesammelt hat, erstickt die Geister und Gedanken der kommenden Geschlechter.

Da tritt Phallus, nackt und herrlich geformt, unter diese im Menschenstaub lebenden sorgengrauen Menschen. Die frische Weisheit der Quellen, die starke Kraft der Wurzeln aller Bäume, die Härte aller Metalle der Erde, die Brunst der Tiere und der Geist des Himmels haben den jungen Gott großgezogen, als ihn Vater und Mutter liegen gelassen, wo sie ihn geboren.

Er kommt in der Stadt in das höchste Haus, dessen Wände nach allen vier Windrichtungen sehen. Auf den Treppen und Gängen des Hauses findet er Hunderte von Leichen junger Männer, in deren leeren Augenhöhlen Schwärme von Fliegen nisten.

Phallus steigt über die Leichen der Jugend und tritt in den größten Saal jenes Hauses ein. Dieser Saal ist in der Mitte durch eine Glaswand geteilt, und hinter dem Glase leben die letzten Töchter der Menschen, von den Männern getrennt, in einem Spiegel.

Scharen sterbender junger Männer, die sich die Stirn an der harten Glaswand eingerannt haben, liegen vor diesem Spiegel verblutend auf den Fliesen des Saales.

Phallus ſieht ſtaunend die Scharen der Sterbenden, die nicht zu den Töchtern des Landes gelangen konnten, und er ſieht auf die letzten Töchter der Menſchen, die hinter der Glaswand lächeln und ſich ſchmücken und unberührt bleiben vom Maſſentod der jungen Männer.

Da ſchüttelt ein ungeheures Mitleid das Herz des jungen Gottes Phallus, und da er nicht die unzerbrechliche eiſige Glaswand zerſchlagen kann, die die jungen Männer von den Frauen trennt, ſo ſtemmt er ſeine Arme gegen das Dach des Saales, zerbricht die Decke und ruft die Sonne herein, die dann mit ihrem Weltfeuer den großen Spiegel, in dem die letzten Töchter der Menſchheit wohnen, zerſchmilzt.

Aber die jungen Mädchen laſſen ſich nicht durch des jungen Gottes Gewalt fangen. Sie lachen höhniſch auf, und ſie machen ſich alle unſichtbar. Denn ſie hatten das Unſichtbarmachen erlernt, das der Gott Phallus nicht kannte.

Der junge Gott, der ſchon glaubt, die Töchter des Menſchen zu faſſen, ſteht allein im leeren Saal, wo das geſchmolzene Glas ſeine nackten Sohlen verbrennt. Er aber achtet nicht der Brandwunden. Er ruft laut die Töchter der Menſchen. Aber dieſe bleiben unſichtbar und fliehen ihn.

Doch die lebenskräftigen Rufe des Gottes erwecken die Scharen der jungen toten Männer, die auf den Treppen aufſtehen und erſtaunt den weltkräftigen Gott vor ſich ſehen. Aber auch ſie flüchten alle erſchrocken vor ſeiner Kraft.

Phallus legt ſich am Abend auf einen Berg zum Schlafen nieder. Der Berg erglüht von des Gottes Hitze und ſpeit Rauch und Feuer und wird ein Vulkan.

Die Männer beſchloſſen, den ſchlafenden Gott zu binden und zu töten. Doch Phallus ſchläft tief und glühend in glühenden Wolken, und keiner der Menſchen kann ſich ihm nahen.

Der junge Gott wandert fort über die Erde und beſucht alle Geſchöpfe. Und er ſchafft den Wolken Töchter, den Adlern Söhne und den Eichen Töchter, und die Sturmfrau gebiert von ihm Söhne. Er bevölkert mit ſeinen ſagenhaften Geſtalten die Erde, und allen ſeinen Geſchöpfen gibt er ſilbernes klares Blut. Und mit Wohlgefallen begegnet er überall auf den Bergen und in den Wäldern ſeinen Geſchöpfen, die ſich vermehren und ſich lieben.

Nur die letzten Menſchentöchter konnte Phallus nicht zur Liebe bewegen. Das Menſchengeſchlecht iſt am Ausſterben. Die letzten Männer der Menſchen ſchlafen einſam an trüben Seen, und einſam in hohlen Bergen liegen die Töchter der Menſchen. Aber ſie ſind alle mit Kleidern aus Sorgengarnen bekleidet und wiſſen nichts mehr vom nackten Menſchenleib.

Einmal liegt Phallus in einer Nacht ſchlafend auf jenem roſtigen Berg, in deſſen Innern die letzten Menſchenfrauen wohnen. Sie, die kaltblütig Denkenden, fühlen, wie ſich der Berg erwärmt, und denken alle ſofort, daß es nur der Gott Phallus ſein könne, der in der Nähe iſt und die Steine erwärmt.

Sie erſchrecken und teilen ſich gegenſeitig ihre Furcht mit. Phallus aber hört, auf dem Berg liegend, durch den erwärmten Felſen ihre feigen Reden. Zugleich hört er auch über ſich das Geſpräch eines Adlerknaben, der um die Tochter einer Wolke wirbt, und er hört, wie jeder von beiden ſtolz erzählt, daß ſein Vater der Gott Phallus iſt.

Als der Adlerknabe erfährt, daß die Wolkentochter ſilbernes Blut beſitze wie er, will er, daß ſie ihm das Blut in ihren Adern zeigen ſoll. Sie ſoll mit ihm hinunter ins Tal an den Salzſee kommen, wo die finſteren Männer der Menſchen, die letzten, um ein Feuer ſchlafen. Dort ſoll ſie ſich vor das Feuer ſtellen, damit ſie, durchleuchtet, ihm das ſilberne Blut in ihrem Leibe zeige. Dann wollte er ſie immer lieben, immer küſſen, wenn ſie vom ſelben Stamme ſei wie er.

Und Phallus ſieht ſich um und ſieht, wie überall unter den Geſchöpfen, die er geſchaffen, rund auf der Erde die Liebe herrſcht, nur nicht bei den letzten Menſchen.

Und wie der Gott noch auf dem Berge liegt und horcht, ſtürzt plötzlich einer der Götterboten, mit Namen Hilferuf, herauf vom See und erzählt Phallus, indeſſen vor Schrecken die Wolken erſtarren, daß die metallgierigen letzten Menſchen unten am See zwei ſeiner Geſchöpfe, den Adlerknaben und die Tochter der Wolke, getötet haben, um das Silber aus ihren Adern zu fangen.

Phallus ſpringt auf, und unter ihm ſchreit die erſchrockene Erde. Er flucht den letzten Menſchen,

und ſein gewaltiger Götterfluch erſchlägt die letzten unſichtbar fliehenden Männer und Frauen. Das Unſichtbarwerden nützt ihnen nichts mehr. Die Menſchheit verzehrt eine rächende Nacht.

Dann ſteht Phallus auf der menſchenleeren Erde allein. Sein Fluch hat alles Leben vernichtet. Auch ſeine Geſchöpfe ſind zu Aſche verbrannt unter dem furchtbaren Fluch.

Phallus weint ſechs Tage, ſechs Nächte. Seine Träne ſteht ſtill am ſiebenten Tag, und Phallus ruht auf verwitterter Erde.

Die Erde gibt ihm ihren weiſen Rat. Der Einſame ſoll ſich nach ſeiner Herzluſt ein Weib wünſchen, wie es ihm ſein Herz befiehlt. Denn einem Herzwunſch müſſen die Sonnen gehorchen.

Und Phallus wünſcht und ruft ſeinen Herzſchrei ins Weltall. Die beiden Rieſen Urklang und Urlicht, die die Sonnenfeuer ſchüren und die Sterne rollen, und die dem Urleib der Welt dienen, hören am Feuerherd den Schrei, den Phallus auf Rat der Erde, die mit großer Weisheit zu ihm geſprochen hatte, zu den Sonnen gerufen hat. Unter dieſem Schrei ſtürzen betäubt die älteſten Rieſen des Weltalls, Urlicht und Urklang, geblendet nieder. Und das Feuer der Sonne ſchrumpft ein, ſo daß die Sonne verdunkelt und die Erde aufſchreit, weil ihre Tierherden und ihre Wälder ſterben.

Phallus bittet die Rieſen, ihm das Weib zu geben, nach dem ſeine Sehnſucht ruft.

Da beraten alle Sonnen, denn ſie müſſen zittern vor einem echten Herzſchrei, und ſie müſſen ant-

worten. Und ſie verſprechen Phallus einen neuen Stern zu bauen. Auf dieſem wollen ſie ſein Weib, das ſie ihm erſchaffen wollen, wandeln laſſen. Dort auf dem rundeſten Stern ſoll er ſie beſuchen. Und ſein Weib, geboren aus Himmel und Erde, werde ihm heiter drei Söhne gebären. Die Namen der Söhne ſind Bildner, Pfeifer und Träumer.

Und die Sonne verſpricht, Phallus Söhnen drei Bräute zu ſenden. Die Namen der drei Bräute ſind: Lichtluſt, Klangluſt, Mär.

Die drei Söhne des Phallus und die drei Töchter der Sonne ſollen dann der Erde neue Menſchen ſchaffen, Menſchen nach heiligen Maßen, nach Linien der Mutter.

„Und nun, Phallus, freue dich und entzünde die verdunkelte Sonne mit deiner Freude. Komm in den heiligen Garten, wohin alle Straßen der Erde münden, und finde das Ende der ſchmerzlichen Welt. Dort unter Lauben aus ſeltenem Laub finde dein Weib.

Ihre Brüſte ſind wie ein Paar Honigäpfel, und ihre Augen ſind wie zwei dunkle Teiche, auf deren Tiefe das Alter der Erde und das Alter der Sonne geſchrieben ſteht. Ihr Leib aber iſt wie ein Garten, und ihre Adern ſind heiße Bäume. In ihrem Herzen münden feurig alle Straßen der Erde. Bei ihr findeſt du das Ende der ſchmerzlichen Welt."

Und Phallus betrachtet ſein Weib und nennt ſie Herzfreude und umarmt ſie. Sie gebiert ihm drei Söhne. Als die Söhne heranwachſen, hören ſie ein Seufzen und ein Schluchzen im Schlaf in jeder Nacht. Sie klagen dies dem Vater. Er erzählt ihnen,

Digitized by Google

daß das die Erde ſei, die ſie klagen hören. Die Erde wolle Menſchen.

Da verlangen die Söhne, daß der Vater ſie zur Erde bringe. Sie wollen der einſamgewordenen Erde wieder neue Menſchen erſchaffen.

Der Vater aber ſagt ihnen: „Wenn ihr einmal zur Erde gekommen ſeid, könnt ihr nie mehr das Auge eurer Mutter faſſen. Nie ſeht ihr wieder ſolch rundes Auge.“

Aber die Söhne beſtehen darauf, daß der Vater ſie zur Erde führe.

Darauf erzählt ihnen Phallus, daß ſie dort drei Jungfrauen der Sonne finden werden. Dieſe Jungfrauen ſollen ſie zu Bräuten nehmen.

Auch die Mutter umarmt ihre Söhne zum Abſchied und gibt ihnen Ratſchläge. Sie ſagt ihnen, daß auf Erden der Wurm Tod wohnt und die Schlange Unheil. Und ſie müßten dieſen beiden göttliche Geſtalt geben und müßten dem Tod ein Lächeln und die eiſernen Sohlen der Notwendigkeit geben und das Unheil als einen in Ketten wandernden Schattenkönig anſehen. Sie werden auch auf der Erde die Mutter Erdluſt und ihre vier Töchter finden: Erdfeuer, Fleiſchluſt, Blutbrand und Gürtellos. Sie ſollen mit den Töchtern der Erde drei Nächte im Maimond tanzen und drei Nächte im Herbſtmond, und weiter ratet die Mutter den Söhnen:

„Und ſeid ihr auf Erden angekommen, nie backt dort Ziegel vom Staub eurer Brüder, nie näht von Maulwurffellen euch Mützen. Schneller geht nie als im Takt eurer Herzen, aber ſchaut tiefer als euer Auge.“

Phallus führt die Söhne zur Erde. Dort gibt er ihnen drei Hengste, ſtählerne Hengste, die vom Urblau geworfen wurden. Sie heißen Eifer. Und Phallus füttert ſie mit Blitzen. Auf dieſen Hengſten ſollen Phallus' Söhne die Töchter der Sonne erjagen, die auf goldenen Stuten vor ihnen fliehen.

Zwölf Monde jagen die Söhne des Phallus hinter den Jungfrauen her, bis ſie ſie erreichen und die Frauen ihnen fürs Leben in Liebe zu Willen ſein wollen.

Und dann wird ſpäter geboren: Rundherz, der erſte rundherzige Mann, und Rundherz, die erſte rundherzige Frau. Und Goldklang und Goldwort. Dieſe leben bei Bäumen und Tieren glücklich wie Mutter Herzfreude im Urblau. —

Ich gab den Inhalt dieſer Dichtung deshalb hier an, um an die Gedankengänge zu erinnern, die durch jenes Buch gehen. Man wird erkennen, wie ſehr dieſes Gedicht aus den Gefühlen und Gedanken jenes Lebensabſchnittes hervorgegangen iſt, aus dem Leben meiner jungen Ehe und aus dem Verkehr mit dem okkultiſtiſchen amerikaniſchen Ehepaar. Aber im tiefſten Grunde natürlich war das Epos von meiner feſtlichen Weltanſchauung beeinflußt worden.

Dieſes Epos „Phallus", ebenſo wie die „ſchwarze Sonne", deren Entſtehung ich ſchon früher beſchrieb, das Buch „Ultraviolett", das Drama „Sun" und das Drama „Sehnſucht", waren Arbeiten, die ich vom fünfundzwanzigſten bis zu meinem dreißigſten Jahre ſchrieb.

Außerdem hatte ich in jenem Jahre 1896 von Gedichten einen kleinen Band liegen, den ich teils im Herbſte 1894 geſchrieben hatte, teils ſtammen die meiſten dieſer Gedichte aus dem Jahr vor meiner Verheiratung. Dieſes Bändchen von ungefähr hundert Gedichten war mir ein kleines Heiligtum. Es waren darin meine erſten Liebeslieder, und ich hatte mir vorgenommen, ſie nie zu veröffentlichen. Ich ſchämte mich, meine innigſten Gefühle anderen zum Leſen zu geben, und ich ſagte zu meiner Frau, daß dieſe Liebesgedichte erſt nach meinem Tod erſcheinen dürften.

Ich wünſchte Dichter zu ſein, aber wollte nicht nach der öffentlichen Anerkennung ſtreben, da die Anerkennung von ihr, der ich meine Gedichte ſchrieb, mich reichlich zufriedenſtellte. Die bedichtete Liebe gehört nicht in die Öffentlichkeit, ſo dachte ich damals. Liebe iſt jedes Menſchen innerſte Herzensangelegenheit, meinte ich. Und wenn ich aufgefordert wurde von Zeitſchriften und Zeitungen, eines der Liebesgedichte zu ſenden, antwortete ich nicht.

Denn meine Liebe hatte noch die Schamhaftigkeit des jugendlichen Alters. Sie war noch nicht die Liebe des ausgereiften Mannes. Ich glaubte, daß meine Liebesinnigkeit von der Welt belächelt werden könnte. Ich hatte noch nicht die Weisheit im Fleiſch, daß man die Welt in ſich beſitzt, und daß das Echte, das einen bewegt, alle Echten auch bewegt, und daß alle in der großen Welt von der gleichen Innigkeit der Freuden leben und von den gleichen Qualen der inneren Leiden.

Wer seine Freuden oder Leiden in einem Kunstwerk wiedergeben kann, in einem Musikstück, in einem Bild oder in einem Gedicht, der gibt damit im letzten Grunde nicht sich, nicht seine Innigkeit, nicht seine Erschütterungen, sondern er gibt die Gefühlswelt aller. Darum ist es eine falsche Schamhaftigkeit, Gedichte oder Kunstwerke, die aus dem Liebesinhalt eines Lebens stammen, vor der Öffentlichkeit verbergen zu wollen.

Damals war meine Zurückhaltung nur insofern gerechtfertigt, als der Band Gedichte, den ich „Reliquen" nannte, zu meinen Jugendgedichten zu rechnen ist. Ich versuchte bei diesen Gedichten in den ersten Anfängen eine neue Form und Kürze, die ich erst später sicherer handhaben konnte. Und ich wollte weder die Innigkeit, noch die Neuheit belächeln lassen.

Wieviel muß ein junger Künstler mit sich selbst durchkämpfen! In der Dichtung kann nicht einmal ein Freund den Freund beraten. Keinen Freundesweg, keinen Schulweg, keinen Staatsweg, nur den eigenen Lebensweg, nur den eigenen Verantwortungsweg kann der junge Künstler beim Schaffen gehen.

Bei all dieser Verantwortung des innerlichsten Berufes wird dem jungen Dichter nicht einmal äußere Hilfe zuteil, keine Erleichterungen, die ihm der Staat auf Reisewegen verschaffen könnte, keine Erleichterungen durch Staat und Vaterstadt. Den jungen Dichtern, auf die später einmal nach Hunderten von Jahren die Nation angewiesen ist zurückzuschauen,

und die ſie als die Förderer ihrer Geiſtesſchätze und ihrer Herzensbildung den Kindern und Kindeskindern nennen, wird von ihrer Nation bei Lebzeiten keine Sorgfalt zuteil.

Keine Hand rührt ſich im Staatshaushalt, die heranwachſenden Dichter zu pflegen, die innerlich ganz aufgenommen ſind von ihrer geiſtigen Entwicklung und von ihrem vertiefteren Empfindungsleben, in dem ſie untertauchen müſſen, von der Oberfläche des Alltags fort. Niemand bedenkt, daß Dichter nicht daran denken können und auch nicht daran denken dürfen, Geld mit ihrer Kunſt zu verdienen, um ihrer künſtleriſchen Entwicklung nicht zu ſchaden.

Viele jener jungen Männer müſſen deshalb die verzweiflungsvollſten Stunden und Tage durchmachen. Sie werden bitter davon gepeinigt, mitten in der Welt des Verdienens verdienſtlos daſtehen zu müſſen, trotzdem ſie unausgeſetzt arbeiten, trotzdem es für ſie keine Ruhetage gibt. Ich möchte auch ſagen, keine Ruheaugenblicke gibt es für ſie, denn des Künſtlers Leben iſt ein ſtündliches unausgeſetztes Ringen, der inneren Welt ſchöpferiſchen Ausdruck zu geben.

Nie ſind Künſtler in einem Augenblick ihres Lebens ganz frei von dieſem Schöpfungsfieber. Denn das Leben des Künſtlers bewegt ſich im Verhältnis zum Leben der Gelehrten, Kaufleute und Handwerker in fieberhaftem geſteigerten Zuſtand, und dieſer iſt viel geſteigerter als der Fieberzuſtand, in dem ein Erfinder lebt.

Der Erfinder kämpft mit der Geſtaltung neuer Wirklichkeit, die Künſtler aber müſſen neue Unwirklichkeit geſtalten.

Verleger und Zeitschriften können einem jungen Dichter nicht viel nützen. Sie sind Geschäfte, die für ihren Vorteil arbeiten müssen. Gedichte werden mit Kleinigkeiten bezahlt und nicht nach ihrer Güte und nicht nach ihrem Inhalt und innerem Wert, nicht wie man Juwelen abschätzt, für die man nach Feuer, Glanz und Schliff die Preise bestimmt.

Und doch benötigt jedes Volk Gedichte und Dichter, wie es Heldentaten und Helden benötigt. Weil der Lebensgeist, die Lebensfreude und der Lebenssinn erst im Kunstwerk seine Krönung findet. Und weil der Nachwelt im Gedicht die Gefühlswelt der Vergangenheit übermittelt werden soll. Kein Volk sollte es vernachlässigen, seinen jungen Künstlern breiteste Lebenserleichterung zu bieten. Das Volk, das dieses tut, bietet sich dann selbst ein höheres Leben.

Nachdem ich einige Monate verheiratet war, kam das, was ich schon vorausgesehen hatte, daß das Geld, das mein Vater mir im Frühjahr gegeben hatte, rasch zur Neige ging. Denn ich hatte damit Hochzeitsreise und den Sommeraufenthalt in Paris bestreiten müssen. Und als ich das Gedicht „Phallus" beendet hatte, wußte ich genau, daß jetzt noch niemand dasselbe kaufen würde, und daß das, was man mir vielleicht dafür böte, so wenig sein würde, daß man sich davon nicht viel Lebenstage kaufen könnte. Erst fünf Jahre später nahm dieses Gedicht die Zeitschrift „Insel" für einige hundert Mark.

Diese Ohnmacht, nichts verdienen zu können und

doch die Zeit bei unausgesetzter Arbeit zugebracht zu haben, zu wissen, daß ich mich zugleich in fortgesetzter geistiger Weiterentwicklung befand und eine neue Weltanschauung verkörpern wollte, die täglich meine Gedanken und mein Empfinden beschäftigte — alles dieses hätte mich verfinstern müssen.

Wohl wurde ich oft verdüstert. Aber die junge Liebe, die ich erlebte, war zu süß und ließ keine Verbitterung in mich dringen. Ich fühlte nur, daß die Welt nicht in Ordnung war. Und wenn ich mich auch schämte, Freunde und Verwandte um Weiterhilfe immer wieder von neuem angehen zu müssen, so sagte doch mein Inneres: es wird sich ganz von selbst eines Tages beweisen, daß die Hilfe, die man mir gab, nicht schlecht angewendet war.

Im letzten Grund gab ich die Schuld, daß ich bitten mußte, der ungenügenden Gesellschaftsordnung, in der ich heutzutage lebte, und die jeden jungen, sich entwickelnden Dichter ganz aus dem Auge ließ und ihn zum Bitten und Betteln zwang und ihn dem Mitleid und zufälliger Unterstützung aussetzte. Sowie man früher nicht auf das Volk- und Arbeiterwohl bedacht gewesen war, so war man jetzt noch nicht auf das Künstlerwohl bedacht; aber diese Erkenntnis war schmerzlich, je klarer sie mir wurde.

In Petersburg lebten noch Verwandte meiner Mutter und alte Freunde meines Vaters. Und da ich meinem Vater hatte versprechen müssen, als er mir die letzte Geldsumme gegeben, ihn nicht wieder um Unterstützung anzugehen, so dachte ich an meine Verwandten in Rußland.

Traurig war es mir, meiner Frau jetzt erzählen zu müſſen, daß ich ſchon lange Sorgen für die Zukunft in mir trug. Sie hatte ſtillſchweigend angenommen, daß meines Vaters Unterſtützung nicht ausbleiben würde, und begriff, als das nicht der Fall war, daß ich nach Petersburg reiſen müſſe, um von dortigen Verwandten vielleicht eine dauernde Unterſtützung zu erhalten. Ich reiſte dann nach Rußland, nachdem das amerikaniſche Ehepaar meine junge Frau aufgefordert hatte, während meiner Reiſetage in ihrem Atelier Aufenthalt zu nehmen, wo ich ſie alſo in gutem Schutz wußte.

Dieſe Reiſe, bei der ich nur fünf Tage von Paris abweſend war, war eine der eigentümlichſten, die ich je erlebt habe. Es war mir ganz bunt und ſeltſam zumute, aus Frankreich zu kommen, über den Rhein, nach Deutſchland, mich verheiratet zu wiſſen und doch meine Frau, welche Schwedin war, bei Amerikanern im Franzöſiſch ſprechenden Lande zurückgelaſſen zu haben.

In Berlin, am Bahnhof Friedrichſtraße, als ich dort kurzen Aufenthalt hatte, umarmten mich von allen Seiten aufs ſtürmiſchſte deutſche Erinnerungen. Meinem Ohr, das ſo lange Schwediſch, Franzöſiſch und Engliſch gehört hatte, war die geliebte deutſche Mutterſprache wie Muſik. Jedes Wort am Bahnhof der deutſchen Hauptſtadt ſchmeckte mir wie Honig und Milch, ſchmeckte nach Süße und Einfachheit.

Mein Gehirn war nicht bloß von Sorgen, ſondern auch von der Fremde übermüdet. .Das fühlte ich jetzt erſt, wo die Heimatlaute ohne Gehirnanſtren-

gung in mein heißes, von der Fremde gerädertes Herz wie Tau fielen.

Du haſt ein Land, ſagte mein Blut. Du hatteſt vergeſſen, daß du ein Volk beſitzt, Heimatgebräuche, Heimattraulichkeit, Heimateinfachheit voll Selbſtverſtändlichkeit, ein Volk, dem du angeboren, angewachſen biſt, das du nicht abſchütteln kannſt, das du bis in den Tod als deinen Beſitz fühlen ſollſt. So wie dein Körper dir gehört, gehört nur das deutſchſprechende Volk, nur das deutſche Weſen dir. Nur auf deutſchem Boden gehen deine Füße ſicher. Nur in deutſcher Luft atmet deine Bruſt frei auf. Nur bei deutſcher Landſchaft wirſt du echt dichten können.

Aber ſo klar, wie ich dieſes heute ſchreibe, wurden mir damals die auf mich einſtürmenden Gefühle nicht bewußt. Ich hegte noch den Wahn, ſoweit Eiſenbahnen, europäiſche Sitte und europäiſche Gedanken reichen, müßte auch ich mich als Künſtler überall zu Hauſe fühlen können, überall dichten können. Denn die früheren Jahre der Familienenge lagen noch in meiner Erinnerung wie ein Zellengefängnis, in das ich noch nicht wieder hätte zurückkehren können. Die weite Welt ſchien für mich noch das Notwendigere zu ſein und das Nützlichere für meine Weiterentwicklung.

Aber ich war doch erſtaunt, daß ich ſolche Süßigkeit in meinem Blut empfand, als ich auf dieſer Reiſe von der franzöſiſchen Sprachgrenze fort nach Deutſchland gekommen war. Und es tat mir weh, daß ich allein war und meiner Frau nicht Deutſchland und Berlin und deutſches Weſen zeigen konnte.

Doch der schöne Heimatrausch war kurz. Der Zug flog noch in der Nacht von Berlin nach Königsberg. Und am nächsten Mittag, als in Eydtkuhnen an der Grenze struppige russische Packträger, mit roten Hemdblusen, weiten Pluderhosen und schweren Stulpstiefeln angetan, meine Koffer durchs Zollamt trugen und ich den großen kupfernen Samowar in der Bahnhofwirtschaft dampfen sah und ich auch der mir bereits aus einer früheren Reise und aus Familienerinnerungen bekannten russischen Art wieder begegnete, konnte ich nur schwer aus der alten Heimathaut in die russische neue Haut schlüpfen und mich anderen Gebräuchen anpassen.

Doch sagte ich mir dabei, alle die wechselnden Bedrängnisse wollte ich gern ertragen, wenn ich dann danach, mit Zukunftsunterhalt versorgt, von Petersburg nach Paris beruhigt zu meiner Frau zurückkehren könnte. Und ich hielt mich nur an diesen Gedanken.

Mein Schrecken war aber groß, als ich in Petersburg hören mußte, daß die Schwester meiner Mutter, die ich besuchen wollte, in einem der letzten Monate gestorben war. Auf ihre Hilfe hatte ich gehofft, denn die anderen Verwandten standen mir nicht so nah und hatten für sich selbst zu sorgen.

Ich hatte die weite Reise unternommen, weil ich wußte, daß langes Briefschreiben meine Lage nicht so gut würde auseinandersetzen können. Und nun war diese Reise umsonst! Man hatte mich vom Tod meiner Tante nicht benachrichtigen können, da man meine Adresse nicht gewußt. Ich erfuhr nun den Tod der mir

lieben Verwandten erſt bei meiner Ankunft in Petersburg. Damit war aber auch alle Hoffnung auf Hilfe tot.

Ich blieb kaum zwei Tage in Rußland. Dann fuhr ich wieder von einem Ende Europas nach dem anderen Ende, nach Paris zurück.

Sehr niedergeſchlagen reiſte ich nochmals durch Deutſchland, als wäre es ein fremdes Land. Eilig flog ich durch deutſche Meilen und durfte nirgends ausſteigen. Und es war mir ſeltſam, ſowohl in Königsberg, als auch in Berlin und Köln, überall auf jedem Bahnſteig, wieder denſelben Geſichtern der Schaffner, der Zeitungsverkäufer, der Kellner zu begegnen. Dieſelben Menſchen ſtanden da, überall, wo ich zwei Tage vorher vorübergekommen war, in ganz Europa noch wie am ſelben Fleck. Aber ich war nicht mehr derſelbe. Ich hatte die fremde ruſſiſche Welt in mir, den Schrecken der Todesnachricht, die Qualen der Enttäuſchung, die Angſt vor der Zukunft und fremde Petersburger Bilder. Ich war drei Tage durch drei große Völkerheimaten gereiſt, zuerſt hoffnungsfröhlich, und kam nun verzweifelt denſelben Weg zurück. Der Weg war derſelbe. Auch ich als Wanderer war äußerlich derſelbe. Aber mein Herz hatte auf dieſem rieſigen europäiſchen Weg noch mächtigere Wege durch viele innere Welten zurückgelegt und war nicht bei mir.

Ich hatte zuerſt die Heimatſehnſucht erfahren, das Heimatentzücken. Ich hatte dann ferne Verwandte wiedergeſehen, Vergangenheiten beſucht, war Toten begegnet. Ich hatte in neuen Familien Neugeborene gefunden, die eben erſt ihr Leben anfingen,

die harmlos und hoffnungsvoll anzusehen waren, wie ich es auf der Hinreise gewesen. Ich hatte auch gealterte, enttäuschte Gesichter gesehen, sowie ich selbst jetzt gealtert und enttäuscht geworden.

Als ich in Paris wieder auf dem Bahnhof ankam, waren für die große Stadt auch nur ein paar Tage vergangen. Hier hatte sich nichts am Stadtbild geändert. Dieselben Zollbeamten, dieselben Gesichter überall, dieselben Gewohnheiten und derselbe Lärm auf den Straßen.

Doch ich kam von neuen Gesichtern umgeben in diese Stadt zurück, mit Gesichtern von ganz Europa, die aus mir herausſahen, die aus mir sprachen, und die doch niemand an mir bemerken konnte. Ich schien mir dabei, als ich ein paar Stunden später am Abend mit meiner Frau und den Amerikanern über die Straße ging, gar nicht von dieser äußeren Welt hier fortgewesen zu sein.

Ich war auch nur äußerlich in Paris angekommen. Innerlich war ich noch lange nicht da. Und ich wußte auch, daß ich innerlich nie wieder ganz ankommen würde. Erfahrungen und innere Erlebnisse verwandeln einen Menschen rasch und gründlich. Und man verwandelt sich nie wieder zurück. Bei manchen Erlebnissen reist das Blut schneller als Sonne und Erde, und das Herz eilt beiden im Altwerden voraus.

Oftmals habe ich später dasselbe wieder erlebt, aber nie so auffallend wie bei dieser Blitzfahrt, bei der ich binnen einer knappen Woche zweimal Europa durchquerte. Trotz aller persönlichen Enttäuschung

bewunderte ich aber die Kraft unſerer heutigen Zeit, die es einem einfachen Menſchen ermöglicht, ſolche Reiſeſtrecken in Kürze zurückzulegen.

Wenn man bedenkt, welche Zeitdauer früher ein Reiſewagen zu Goethes oder Luthers Zeit nahm, ſo war dieſe meine Europafahrt, äußerlich angeſehen, nur ein Reiſeſpiel. Innerlich waren aber die Entfernungen mit ſolcher Schnelle faſt unmöglich zu bewältigen. Ich war noch wochenlang nach dieſer Blitzfahrt wie betäubt und fürchtete noch nachträglich an einem Gehirnfieber von den Folgen der äußeren und inneren Erſchütterungen zu erkranken. —

Jetzt kamen bittere Tage. Ich erinnere, daß wir uns einmal nur aus etwas Stärkemehl, mit heißem Waſſer aufgebrüht, und mit dem Zuſatz von ein paar Krumen Kakao, die wir als Reſt in einer Kakaobüchſe fanden, zum Mittageſſen einen braunen Brei in einem kleinen Töpfchen über einer Spiritusflamme anrührten. Wir verſuchten dabei zu lachen und zu ſingen, trotzdem unſer Blut ganz dünn vor Lebensangſt war. Und als die Spiritusflamme ausging, weil der Spiritus nicht mehr gereicht hatte, konnte dieſer braune Kleiſter, der nicht fertig gekocht war, nicht einmal unſere Nahrung werden. Es wurde uns übel, als wir davon verſuchen wollten, und wir hungerten lächelnd weiter, immer hoffend, daß die Türe aufgehen müſſe. Wenn wir auch nicht einen lieben Gott erhoffen konnten, der uns perſönlich Hilfe brächte, und wenn auch kein Abgeſandter des deutſchen Volkes zu erwarten war, ſo glaubten wir doch, es müſſe irgend ein lieber Menſch hereinkommen, und hofften dieſes gern.

Digitized by Google

In dieſer Not kam aber auch wirklich ein unerwarteter Helfer. Wir bekamen ein Telegramm aus Havre, daß mein Freund, der junge Philoſoph, der eben als Schiffsarzt aus Japan zurückkam, nachdem er vorher in Braſilien geweſen war, in einer Stunde in Paris ankommen würde.

Er kam und half dann, ohne ſich zu verwundern. Und als er am nächſten Tag wieder abreiſte, weil ſein Schiff von Havre weiterfuhr, hatten wir wenigſtens für einige Zeit wieder das Hungergeſpenſt verſchwinden machen können.

Einige Wochen ſpäter, im Herbſt 1896, ſagte uns eines Tages ein Telegramm, daß mein Vater geſtorben ſei, und nun reiſte ich zum erſtenmal mit meiner Frau nach Deutſchland.

Ich muß aber noch berichten, daß in jenen ſchweren pariſer Sorgentagen ſich in mir immer mehr und mehr der Gedanke entwickelte, daß ich mich mit meiner jungen Frau vor der ſo anſtrengenden und koſtſpieligen und, wie mir immer ſchien, unnützen europäiſchen Kultur zurückziehen wollte, um irgendwo als Landmann oder Gärtner, in der Natur, in einer Landſchaft, meinen Unterhalt zu ſuchen. Und ich machte jetzt oft mit dem amerikaniſchen Ehepaar Pläne dieſer Art.

Die beiden Amerikaner hatten öfters im Sommer in weltentlegenen Bretagnedörfern gewohnt, hatten dort manches Mal ein kleines leeres Fiſcherhäuschen gemietet und waren genügſam mit wenigem Hausrat ausgekommen. Sie fanden, daß Fiſchnahrung und Brot zum Leben vollkommen ausreichend wären. Man

könne vielleicht nebenbei Geflügelzucht als ständige Erwerbsquelle anlegen und wäre dann nicht angewiesen auf Kunsthändler und Verleger und auf Bitten um Unterstützung bei Freunden und Verwandten.

Der Gedanke leuchtete mir ein. Es schien mir, als müßte es nicht so unmöglich sein auf diese Weise, wenn auch bescheiden, so doch endlich sorgenfreier zu leben. Ich wollte den Aufenthalt am Meer und die Einsamkeit in großer Landschaft, auch bei anspruchsloser Nahrung, mit Freuden wählen, wenn ich dadurch sorgenfrei werden würde und künstlerisch unabhängig arbeiten könnte.

Wir sagten uns, wir könnten mit Büchern und Zeitschriften, die wir uns kommen lassen wollten, in einer Fischerhütte geistig an der Welt beteiligt bleiben und würden körperlich frisch bleiben durch einige Landarbeit, und würden dann freie stolze Künstler sein können, die nicht mehr von Gnaden leben müßten und dann auch nicht unter Demütigung der geldverdienenden Kreise zu leiden hätten.

Früher, wie ich noch nicht meine Lebensgefährtin gefunden, hatte ich nur vorübergehend die Landeinsamkeit vertragen. Herzunzufriedenheit und Blutunruhe hatten mich immer wieder zum Suchen nach Menschen in die Städte und unter Menschen zurückgetrieben. Jetzt aber, da mein Herz und mein Blut zufrieden waren, fehlte mir nichts als Ruhe vor äußeren Sorgen, damit ich meine volle Kraft der Dichtung widmen konnte; denn die Heimatsehnsucht glaubte ich überall überwinden zu können.

Nach langen Besprechungen schlug ich den Ameri-

kanern vor, nicht nach der rauhen Bretagne zu gehen, ſondern in ein wärmeres Klima, wo die Früchte der Erde uns unter leichterer Landarbeit den Lebensunterhalt geben würden, und wo wir dann mehr Zeit für die künſtleriſchen Arbeiten behalten würden.

Wir dachten an den Genferſee, wo es üppige Gärten gibt und Weinland. Aber die Erdarbeit ſchien dort zu hart für uns Künſtler zu ſein und zu viel Zeit zu beanſpruchen. Dann dachten wir an die Riviera, an Korſika, Spanien oder Sizilien. Und der Amerikaner ſchlug amerikaniſche Südſtaaten vor, und ſeine Frau, Theodoſia, die in der Nähe von San Franzisko geboren war, ſchlug Kalifornien vor als das leichteſte Arbeitsland und als beſtes Land für Gartenfrüchte.

Wir wollten uns nun eine kleine Reiſeſumme verſchaffen, dann Land in Pacht nehmen und fleißig ſein. Sowohl wir zwei Männer als die beiden Frauen dachten mit Garten-, Haus- und Künſtlerarbeit in einer ſchönen Landſchaft, wo Wald, Waſſer und gutes Klima wären, unſere Lebenstage ruhig verbringen zu können, fern von überreizter Kultur, fern von der die Kunſtarbeit ſo ſtörenden Geſchäftsgier unſerer Zeit.

Der Amerikaner hatte in Neuyork zwei kleine Häuſer, von deren Rente er bisher knapp leben konnte, ſo daß er wenigſtens nicht mit der äußerſten Not zu kämpfen hatte. Er wollte nun verſuchen, dieſe Häuſer verkaufen zu laſſen. Sein Großvater, mütterlicherſeits, hatte die Tiffany Glasfabrik in Neuyork gegründet und war ein reicher Mann, und von ihm erwartete James ſpäter ein größeres Erbe.

Ich ſelbſt war hauptſächlich dieſer Landankaufs-pläne wegen, um zu ihrer Ausführung eine größere Geldſumme von meinen ruſſiſchen Verwandten zu erhalten, nach Petersburg gereiſt. Wir hatten dann nach dem Fehlſchlagen dieſer Reiſe von neuem wochenlang darüber nachgedacht, wie wir die Anlageſumme für einen dauernden Landaufenthalt erlangen ſollten, als wir plötzlich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhielten.

So ſehr mich die Todesnachricht erſchütterte, ſo war doch ein Aufatmen in mir, das ich damals aber nicht gleich bewußt fühlen wollte. Denn ich fand es häßlich und gemein, daß der Tod meines, mir ſo lieben alten Vaters mich in meiner bedrängten Lage aufatmen machen ſollte.

Heute nach ſo langer Zeit weiß ich es aber, wenn ich auch als Sohn vom Verluſt tief getroffen wurde, als Künſtler fühlte ich, daß das Schickſal auf irgendeine Weiſe mir zu meinem weiteren Weg hatte verhelfen müſſen. Aber es ſchaudert mich doch heute noch, daß mein Schickſal mir, der ich ſo ſehr an meinem Vater gehangen hatte, nur durch ſeinen Tod helfen konnte.

Ich frage das deutſche Volk, dem ich angehöre, in deſſen Land ich geboren bin, und in deſſen Sprache ich meine Bücher ſchreibe: iſt es nicht erſchütternd, daß ein Künſtler nicht auf gütigem Wege, nicht auf ſtaatlichem und auf dem Gemeindewege, die Erleichterung ſeines Lebensunterhaltes erhalten kann. In einer Nation, wo ſo viele tauſend Beamte das Brot des Staates eſſen und auf Koſten der Nation leben können,

weil sie ihre Arbeit im Dienste der Nation tun, sollen auch die Künstler leben können.

Die Künstler, die ihrer Nation dienen, werden nur manches Mal mit Ehren und Geschenken belohnt, wenn sie alt geworden sind. Aber wie viele junge Künstler, die in den nächsten hundert Jahren unter den Ehrennamen des deutschen Volkes genannt werden können, wie viele werden, im Augenblick während ich dieses niederschreibe, in ähnlicher Weise wie ich es vor fünfzehn Jahren erlebte, aufatmen müssen, wenn der Vater oder die Mutter stirbt. Und sie müssen es als schändlich fühlen, daß sie erst durch den Tod der liebsten Angehörigen, erst durch eine Erbschaft, in die Lage versetzt werden, weiter leben zu können.

Im wilden Hohn, der mich damals über solche Tragik befiel, nannte ich das Erben Menschenfresserei. Denn als ich mein Erbe erhielt, war es mir grauenhaft zu denken, daß ich mich von der Kraft meines toten Vaters nähren mußte, und daß der Dichterberuf mich unter den jetzigen Gesellschaftsgesetzen nicht ernähren konnte. Der Vaterlandsgeist läßt doch seine Kriegsoffiziere nicht hungern, wie darf er die Friedensoffiziere, die Künstler, vernachlässigen und übersehen. Dienen sie ihm nicht erst recht, indem sie dem Geist und der Schönheit dienen, das heißt dem innersten Leben, dem innersten Vaterland, dem Herzen der Nation dienen?

Solange diese Einsicht einem Volk fehlt, ist eine Nation noch unentwickelt und soll sich nichts auf ihre Kulturhöhe einbilden.

In den Tagen, während ich dieſes ſchreibe, werden die hundertjährigen Geburtsfeſte zweier deutſcher toter Dichter gefeiert. Der eine iſt Otto Ludwig, der andere Friedrich Hebbel, und beide lebten in bitterſter Not und Verzweiflung.

Wen feierten wir Deutſche, als jene Dichter hungerten? —

Als ich mit meiner Frau zum erſtenmal nach Deutſchland, nach Würzburg kam, im September 1896, fragte ich mich, ob ich nicht jetzt für immer in der Heimat bleiben ſollte. Aber wenn auch mein Erbe zum Lebensunterhalt für eine Perſon ausgereicht hätte, für zwei reichten die Zinſen nicht.

Und außerdem, ſo lieb ich meine Vaterſtadt auch immer gehabt hatte, konnte ich mir nicht vorſtellen, jetzt ſchon in meinen jungen Jahren mich in der Provinz niederzulaſſen, in einer Stadt, wo kein neuzeitliches Kunſtleben gepflegt wurde.

Mit Ausnahme von der Muſik, die es in Würzburg gut hatte, wurden damals Malerei und Dichtung ernſteſter Art in den gebildeten Kreiſen ziemlich nebenſächlich behandelt. Vom neuzeitlichen Geiſt Ibſens, Gerhart Hauptmanns, Björnſons, Strindbergs war in jenen Jahren in meiner Vaterſtadt ſo gut wie nichts zu ſpüren. Es gab dort keine jungen Schriftſteller, keine ſtrebenden Literaturkreiſe, keine ſezeſſioniſtiſchen Maler wie in München und Berlin.

Die deutſchen Provinzſtädte lebten hauptſächlich von Viktor v. Scheffels altdeutſcher Romantik. Sie

glaubten schon Äußerstes zu tun, wenn sie im Theater ein Sudermannsches Stück aufführten. Auch muß man bedenken, daß Zeitschriften wie die „Jugend" und der „Simplizissimus" im Jahre 1896, von dem ich hier spreche, eben erst gegründet wurden. Ihr Geist, der die breiteren Volksmassen in künstlerischer Hinsicht, später auch in der Provinz, auf neuzeitliche Literatur, Zeichner und Maler aufmerksam machte und ihnen etwas neuzeitliches Stilgefühl beibrachte, war noch nicht tätig.

Die Provinzstädte Deutschlands, auch die, welche Universitätsstädte waren, lebten damals von den Klassikern, und ihre Kenntnisnahme von moderner Literatur hörte bei Paul Heyse auf. Es herrschte noch kein geistigkünstlerischer Gegenwartspulsschlag im Leben der kleinen Universitätsstädte.

Es hatten sich auch noch keine literarischen Gesellschaften in den akademischen Kreisen gebildet. Und deshalb mußten die jungen Künstler sich in den großen Städten in Paris, München, Berlin zusammenhalten, um im neuen Geist zusammen zu stehen gegen die bürgerlichen Vorurteile, die neben dem sogenannten Klassikergeist keine neuzeitlichen Lebensschönheiten aufkommen lassen wollten.

Die jüngsten Künstler jener Zeit waren verraten von ihrer eigenen Nation. In den Schulen und in den meisten Zeitungen, in allen Bürgerkreisen, selbst beim Adel, der sonst immer zu den Künstlern gehalten hatte, war man aufgebracht gegen den Wirklichkeitssinn, der sich in der Kunst der neunziger Jahre ausdrückte, der die Stirn hatte, auch das Häßliche

lebensbedeutend zu finden, der auch den Armenſtand, den Arbeiterſtand künſtleriſch verehrungswürdig fand und ihn mit Liebe in Bild und Wort ſchilderte.

Der zuerſt unter den Künſtlern lautgewordene, alles umarmende neue Weltgeiſt, der die Arbeit und den Arbeiter nicht mehr verächtlich, nicht mehr ekelerregend, nicht mehr abſtoßend finden konnte, verblüffte alle ſogenannten gebildeten Kreiſe jener Tage. Sie ſpotteten, lachten, ſchimpften auf die jungen, von neuer Weltinbrunſt aufgeklärten Künſtlerherzen, die ſtürmiſch und mit Recht forderten, daß auch der verachtete Lebensſtand, der der Arbeiter und der Armen, der Kunſtwürdigung teilhaftig werden ſollte. Die Künſtler behaupteten, daß eine Schönheit in der Arbeit liege, eine ernſte Schönheit in jedem Arbeiter, und daß Schönheit auch bei den Kranken, Armen und Elenden zu finden ſei.

Die Jungen wollten das Volk auf dieſe inneren Schönheiten des Lebens aufmerkſam machen. Man wollte ernſtlich zeigen, daß hinter äußerer Häßlichkeit ſich tiefe Ergriffenheiten verbergen, die künſtleriſche Erſchütterungen hervorrufen können.

Die jungen Künſtler wollten das Innenleben der Nation bereichern. Aber die Bürgerkreiſe, die im Geldverdienen und im Tagesgetriebe der Annahme dieſer neuen Kunſtideale noch nicht gewachſen waren, wollten ſich nicht von ihren alten Schönheitsgrundſätzen, die ſie für unerſchütterlich hielten, trennen, wollten ſich nicht innerlich vertiefen und ſich nicht von ſchmerzlichen Schönheiten der Welt bereichern laſſen.

Und doch hatten dieſelben Bürgerkreiſe ihr Leben lang immer ein ſchmerzliches Ideal, Chriſtus, den Gekreuzigten, vor Augen gehabt. Aber vielleicht gerade deswegen, weil ihnen von Kindheit an gepredigt wurde, daß das Leben ein Jammertal ſei, wollten jene Kreiſe bei den Künſtlern eine Erlöſung aus dem Jammertal finden.

Und als die Künſtler auf die Leiden der Armen und der Arbeiter und auf die Schönheit der Arbeitskraft ſelbſt, wie Uhde, Meunier, Zola und Gerhart Hauptmann es taten, aufmerkſam machen wollten, da rief der ganze Bürgerſtand entrüſtet: „Wir haben keine Kunſt und keine Künſtler mehr! Die Jungen ſind verrückt geworden. Sie wollen uns weismachen, daß Häßlichkeit ſchön ſei. Wir aber wollen uns an der Schönheit erholen. Wir ſehen genug Elend im Leben, wir wollen Erlöſung vom Elend bei den Künſtlern finden."

Und jene Entrüſteten bedachten nicht, daß die Schönheit und die Feſtlichkeit des Lebens überall im Weltall zu Hauſe iſt, in den Leiden und in den Freuden, im Schönen und im Häßlichen, beim König und beim Arbeiter und beim Bettler.

Jene Leute jener Jahre lebten das Leben nicht in dem Sinne, wie es gelebt ſein ſoll, mit großem Weltgeiſtumarmen. Sie hatten ſich nur ein Mitleid angezüchtet, womit ſie allen Elenden künſtlich begegneten. Und dieſes Mitleid war ihnen nur Pflicht geworden. Ihr Mitleid war ihnen nicht Natur und Natürlichkeit und nicht Weltallfeſtlichkeit.

Die Bürger jener Tage ließen nur das halbe

Leben gelten. Nur der lichten Seite konnten ſie Feſtlichkeit abgewinnen. Sie ſehnten ſich nur, vom Leben auszuruhen, wenn ſie Kunſt genoſſen. Aber der Ernſtſeite des Lebens, der Arbeit im Leben, der Arbeitsheiligkeit und der Arbeitsfeſtlichkeit konnten die Maſſen der Gebildeten damals keinen künſtleriſchen Reiz abgewinnen.

Sie haßten das Müſſen und die Notwendigkeit der Arbeit. Sie ſprangen nicht lebensfroh zu bei der Arbeit. Arbeit war ihnen noch erniedrigend und war ihnen nicht voll Weihe und Luſt und war ihnen nicht etwas Selbſtverſtändliches, Natürliches. Sie wußten nicht, wie es dem ganzen Weltall natürlich iſt, zu arbeiten.

Die Menſchen von damals hatten ſich ausgedacht, daß die Arbeit eigentlich ein Fluch wäre, eine Plage, eine Qual, eine Demütigung. Und ſie hatten ſich furchtbar geſchädigt durch dieſe falſche Auffaſſung dieſes wichtigen Lebenspulſes.

Arbeitet nicht die Sonne und dreht ſie ſich nicht immer und kommt und geht ununterbrochen? Arbeiten nicht alle Sterne immer, die da kreiſen und ſeit Millionen Jahren ohne auszuruhen arbeiten? Arbeiten nicht alle Pflanzen, die ſich aufbauen und blühen und ſich nähren müſſen? Arbeiten nicht die Bäume, die da Früchte hervorbringen, vom Frühling bis zum Herbſt? Arbeiten nicht alle Tiere? Arbeiten nicht die Meere, die ihre Strömungen haben, die Flüſſe, die unaufhaltſam vorwärts treiben?

Arbeitet nicht der Menſchenleib ſtündlich mit ſeinem Herzen, mit ſeinen Lungen, mit ſeinem Blut? Und warum wollt ihr Menſchen eure Hände lahm

liegen lassen und eure Füße nicht rühren, eure Gehirne nicht anstrengen, euer Herz nicht fühlen lassen, da es dem ganzen menschlichen Körper wohl tut, wenn er arbeitet.

Jeder Mensch soll natürlich nur nach seiner Veranlagung arbeiten. Nur dann wird er der Menschheit nützlich sein können, nur dann, wenn er das tut, wozu er sich befähigt fühlt. Nichts soll er versuchen, was außerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten liegt.

Aber im Kreis seiner Fähigkeiten wird er die Arbeit immer festlich und glücklichmachend empfinden müssen. Das Märchen, das die Arbeit als einen Fluch ansieht, das ist ein irreführendes Märchen. Denn ein festliches Dasein ohne Arbeit gibt es nicht im Weltall.

Nur ein Mensch, der das Leben nie vollständig ergründet hat, nur die Menschheit der früheren Jahrhunderte, die nicht wie wir bis zur Erkenntnis der Festlichkeit des arbeitenden Daseins, der Festlichkeit des arbeitenden Weltallebens durchgedrungen war, konnte sich nach Himmeln ohne Arbeit sehnen. Himmel ewiger Ruhe sind Todeshimmel.

Hat es uns jemals geschmerzt, daß wir atmen dürfen? Wenn wir gesund sind, wollen dann nicht Glieder, Blut und Geist tätig sein? Daß kranken Menschen Arbeit schwer ankommen mag, ist selbstverständlich. Ihnen kommt vielleicht auch das Atmen schwer an und das Leben überhaupt. Den Gesunden aber wird immer das Leben ein Weltfest sein, ebenso wird ihnen die Arbeit ein Fest sein, die ein Teil des Lebensfestes ist.

In meiner Jugend war in den reichen Kreiſen die Anſicht maßgebend, daß Nichtstun höchſte Lebensweisheit und Lebensſchönheit ſei. Niemand hatte zwar jemals verſucht, ewiges Nichtstun zu erleben, aber alle träumten von dieſem unmöglichen Ideal, das ein falſches und blödes Ideal war. Denn im fortgeſetzten Nichtstun, das fühlt jeder bald, ſiechen Körper und Geiſt dahin, und der Menſch verdirbt und verfault und wird Unrat.

Auch die Künſtler wollte man damals zwingen, die Schönheit des Nichtstuns in den Kunſtwerken zu feiern. Das heißt, man verlangte, daß ſie eine ganz platte unmögliche Schönheitsharmonie in Farben und Linien ausklügeln ſollten und Ideallandſchaften, Idealporträts ſchaffen ſollten, künſtliche, unnatürlich ausgedachte Bilder voll verlogener Schönheiten, die ähnlich den wehleidigen Seelenſchwärmereien waren, in denen ſich in Verſen die Dichter einer ſüßlich romantiſchen Zeit ergingen.

Bei dieſen Kunſtwerken künſtlichſter und ganz unkünſtleriſcher Natur wollten dann die vom Nichtstun ſchwärmenden Bürgerherzen vom Alltag, wie ſie ſagten, bei der Kunſt ausruhen.

Daß es aber für den geſunden Menſchen keinen Alltag gibt, daß der vernünftige Menſch von der Feſtlichkeit der Arbeit ſpricht wie von der Feſtlichkeit des Genießens, dieſes war erſt nur den Künſtlern jener neunziger Jahre bewußt geworden. Die Bürger litten noch unter dem eingeredeten Fluch der Arbeit.

Es war damals nicht daran zu denken, daß Künſtler und Volk, die ſich in ihren Forderungen

nicht verstanden, sich gegenseitig achten könnten. Der Bürger verachtete den Künstler als nicht ernst zu nehmend, weil der Künstler nicht vom Fluch der Arbeit jammerte, weil er die Arbeit verehrte und seine eigene Arbeit festlich nahm.

Der Künstler wieder verachtete den Bürger, weil dieser von den Kunstwerken nur künstliche, ausgedachte Schönheit ersehnte und nicht die tiefe aufrichtige Weltfestlichkeit nachfühlen wollte, die auch auf der Ernstseite des Lebens, auch bei den Elenden, bei den Armen, bei den Häßlichen und bei den in Ruß und Qualm Arbeitenden, das Menschenherz bereichert und künstlerisch erschüttert.

Innere Schönheit der Lebensernstseite wiedergeben zu können, das war die Errungenschaft der Künstler der neunziger Jahre, die sich verächtlich von althergebrachter Schönheit fort der Wiedergabe neuer Schönheitsoffenbarungen zugewendet hatten.

Ich konnte also nicht daran denken, mich in meiner Vaterstadt niederzulassen, weil ich noch bei meiner Jugend des künstlerischen Verkehrs und der Anregung bedurfte und eines Gedankenaustausches, den ich dort nicht gefunden hätte. Und da sich weder die Stadt- und Gemeindeverwaltung, noch der Staat damals um junge Dichter und Künstler kümmerten, konnte ich auch nicht in Deutschland und nicht in der Heimat auf Unterstützung rechnen und mußte weiter den Plänen nachhängen, einen Landaufenthalt zu suchen in einem günstigen, möglichst warmen Klima, wo die Gartenarbeit für mich nicht zu hart

ſein würde, und wo ich von meinem Erbe Erde kaufen wollte.

Ich reiſte deshalb vierzehn Tage nach dem Tode meines Vaters mit meiner Frau nach Sizilien. Wir wohnten einige Wochen in dem berühmten ſchönen Felſenſtädtchen Taormina, das der ganzen Welt durch das beſterhaltenſte griechiſche Theater bekannt iſt.

Dort unter freiem Himmel in der Theaterruine ſaß ich grübelnd und ſah auf die Rauchſäulen des nahen Ätna, aber ich fühlte mich nicht zufrieden. Der alte Kulturboden Siziliens, auf welchem einem überall die Spuren griechiſcher und normanniſcher Menſchengeſchlechter begegneten, gab der Gegend rundum etwas Greiſenhaftes, trotz aller ſüdlicher Kraft. Alle Wege ſchienen dort ausgefahren zu ſein. Aus den Geſichtszügen des Menſchenſchlages, dem ich da begegnete, ſprachen einem verwiſchte afrikaniſche, europäiſche, arabiſche Raſſen an.

Ich ſehnte mich nach Paris zurück.

Auch manche ſchöne Hauskatze ägyptiſcher Raſſe, die auf den Türſchwellen und in den Gäßchen des Felſenneſtes Taormina im Sonnenſchein ſtill und klug ſaß und mich vorübergehen ließ, ohne ſich zu rühren, ohne ſich zu ducken, erinnerte mich an das pariſer Leben. Dieſe Haustiere kauerten wie eingewachſen an den ſizilianiſchen Türſchwellen, als wollten ſie ſagen: hier hat kein Fremder das Recht, ſich niederzulaſſen. Hier wirſt du immer ein Fremder bleiben, und nur als Gaſt darfſt du kommen und gehen.

Es ſchien mir auch ganz unmöglich, daß ich hier

auf dem sizilianischen Kulturboden, der seit Jahrtausenden unter vielen Menschengeschlechtern aufgeteilt war, einen Fleck für mich finden könnte, und daß ich als Fremder die Sitte des eingeborenen Bauers nachahmen könnte. Hier war kein künstlerischer Unternehmungsgeist mehr in der Luft. Nur wenn man hätte Fabriken gründen wollen und Großindustrie, wäre es vielleicht möglich gewesen, fortzukommen in diesem Lande. Aber auch das wäre sicher sehr schwer gewesen.

Als zu Ende Oktober an jedem Morgen die Meernebel weiß vor den Gasthausfenstern standen und mich an den grauen Norden erinnerten, verstärkte sich in mir das starke Heimweh nach dem nördlicheren Europa und ebenso geschah das durch ein lebendes Bild, das ich immer vor Augen hatte.

Wir wohnten in Taormina in einem sehr hübschen kleinen Gasthof an der Hauptstraße, der viel von Künstlern besucht wurde, und dessen Speisesaal bemalt war mit den Einfällen durchreisender junger Maler. Von diesem Saal aus, dessen zwei Fenster auf die Straße sahen, bemerkten meine Frau und ich täglich gegenüber auf dem Altan des ersten Stockwerks eines einfachen Hauses eine neunzigjährige graue Alte. Die saß dort, solange tags die Sonne schien, und hielt eine Kunkel in der Hand und drehte vom Flachs zwischen ihren gekrümmten Fingern immer fleißig den Faden.

Sie saß da schlicht und sah kaum von ihrer Arbeit auf. Um sie her auf dem Geländer der Altane trockneten Weintrauben. Täglich war die Sonne am

Himmel über den Häuſern der Gaſſe, und täglich ſaß unter der Sonne am Altan uns gegenüber die arbeitende Alte, die nie von der Arbeit aufſah. Wie die Altane feſt an der Hauswand klebte, ſo lebte die alte graue Frau in dieſem Hauſe und an ihre Arbeit angeklebt.

Jene Arbeiterin ſchickte mich durch ihr ununterbrochenes, ſchlichtes und beſcheidenes ernſtes Tun ſchweigend aus Sizilien fort. Ich ſehnte mich bei ihrem Anblick zurück nach dem ſtillen Atelier in Paris, dahinter der unſichtbare Garten rauſchte, und wo ich im Sommer fleißig wie die Neunzigjährige gearbeitet hatte, und ich ſehnte mich auch nach dem künſtleriſchen und fleißigen Paris, deſſen große Emſigkeit mir immer eine innerliche Freude geweſen.

Mir fehlte hier in der Meer- und Felſenlandſchaft das Geſumm des großen Menſchenbienenſtockes der Weltſtadt von dem Augenblick an, da ich erkannt hatte, daß ich hier nie in dem überlieferungsreichen Land den Eingeborenen ähnlich werden könnte, und nie unter ihnen würde als Fiſcher oder Landmann leben können. Nach dieſer Erkenntnis trieb es mich von Sizilien fort, vorläufig nach Paris zurück, wo ich vorher ſo gut gearbeitet hatte.

So fuhren wir bald nach Neapel und nahmen ein Schiff nach Marſeille und waren zu Anfang November wieder in Paris.

Der Amerikaner und die Amerikanerin waren erſtaunt, daß wir ſchon zurückkamen, denn ſie hatten nach Sizilien nachkommen wollen. Aber ich erklärte ihnen traurig, daß wir den Plan, uns irgendwo in einem Lande mit Landarbeit beſchäftigen zu wollen, aufgeben

müßten. Denn ich hätte eingesehen, daß man nirgends der Bauer eines Landes werden könnte, nur vielleicht in dem Lande, in dem man geboren war.

Und ich sagte: „Wir müssen uns ins Leben finden. Wenn die europäische Kultur uns auch quält, wir müssen uns einordnen in die europäische Art und Weise."

Da sich mein Gehirn auf der Sizilienreise an vielen neuen Landschaftsbildern gesättigt hatte, waren mir die Wünsche nach Landeinsamkeit vorläufig zurückgedrängt worden, was aber die beiden Amerikaner gar nicht begreifen wollten.

Sie hatten ihr Atelier aufgegeben, und James verhandelte bereits über seinen Häuserverkauf in Neuyork. Sie ließen mir beide deutlich durch Ausdruck und Worte verstehen, daß sie glaubten, das väterliche Erbe, das ich erhalten, habe mich bequem gemacht. Und ich fühlte, daß die Freunde mich nicht mehr als Freund achten könnten, wenn ich nicht festhielte an dem in den armen Tagen gefaßten Entschluß, einer falschen Kultur den Rücken zu kehren und von der Hände Arbeit auf dem Lande zu leben und so, bei Gartenarbeit und Geflügelzucht, ein von Verlegern und Zeitschriften unabhängig arbeitender Dichter zu werden.

Sie hatten beide als Amerikaner keine Ahnung vom echten Bauernstand, der aus den Unergründlichkeiten des Heimatbodens aufgewachsen und mit den Eigenarten des Erdstrichs, den er Jahrhunderte bearbeitete, dem Schoß seiner Heimaterde angehört, und dessen Lebensart nicht von jedem beliebigen Fremden nachgeahmt werden kann.

So wie die eingestammten Pflanzenarten, Steinarten, Tierarten eines Landstriches nicht beliebig verpflanzt werden können, so stellt der Bauer auf dem angestammten Boden eine erdgeheiligte Menschenart dar. Der Fremde, der sich neben dem Bauer eines Landteiles niederlassen will und von einer anderen Bodenart geboren wurde, er wird ewig dem Bauer des Landes fremd bleiben. Und es müssen erst Jahrhunderte vergehen, bis Kinder und Kindeskinder, vielleicht durch vielfache Blutmischung mit den Eingeborenen, ihre fremde Art verloren haben und von dem betreffenden Erdstrich als Zugehörige anerkannt werden können. Da hilft kein Wille und kein Geist, die Anpassung wird nie künstlich erreicht. Aber dieses begriffen die Amerikaner nicht.

Als Künstler brauchte ich die Heimat und die Zugehörigkeit zu meinem angestammten Land. Das hatte mir die alte Kultur in Sizilien eingegeben, sowohl die sizilianischen Katzen auf den Türschwellen, als die alte arbeitende Frau auf der Altane in Taormina.

Das sagten mir auch jetzt in Paris die uralten Kleingewerbe, die auf hundertjährige Überlieferungen zurückschauten, das sagten mir die steinernen Königinnen am Teich des Luxemburgparkes, das sagte mir das uralte Schloß, der Louvre, und die Schlösser der pariser Umgebung, aus deren ehrwürdigen Steinen mich die Geschichte des französischen Volkes und sein Alter und seine Arbeitstätigkeit immer als den Ausländer und den Fremden ansahen, und mir begreiflich machten, daß ich als Deutscher nach Deutschland gehörte.

TAYLOR INSTITUTION OF OXFORD

Auch wenn ich meine blonde Frau betrachtete, redeten ihr Haar und ihre helle Haut von germanischen Ländern und germanischer Heimat. Ihr Haar war goldgelb wie das Tannenharz und ihr Auge silbrig grün wie leichte Birkenblätter und ihre Haut weiß rosig wie Birkenrinde, beschienen vom Sonnenaufgang.

Es war nichts Romanisches in ihrem Wesen und an ihrem Aussehen, und an ihrer Seite blieb das große Paris für mich immer wie ein großes Gasthaus, in dem ich nur auf der Durchreise lebte. Denn germanische Art verbindet sich in nichts mit der romanischen Art des französischen Volkes. Auch das war gut für mich zu erfahren. So konnte ich nie ernstlich daran denken, nur zu versuchen, in Paris festen Fuß zu fassen und vom ausländischen Wesen beeinflußt zu werden.

Aber meine Jugend spielte mir doch noch manchen Streich. Wäre damals das Vaterland dem heranwachsenden Künstler ein wenig entgegenkommend gewesen, so hätte ich nicht in Jugendunerfahrenheit und Lebensangst noch große, umständliche, überseeische Umwege machen müssen, bis ich endlich in der Heimat seßhaft wurde. —

In jenem Winter 1896/97, als ich mit meiner Frau am Boulevard Montparnasse wohnte, hatten wir mehrere Zimmer in einem Gasthof gemietet. Dabei war ein größerer Salon mit Klavier. Meine Frau studierte bei einem der besten pariser Musik-

professoren ein wenig Harmonielehre, da sie gern aus alten Musikwerken Melodien alter Völker, die sie sich abschrieb, sammelte und mir vorspielte, nachdem sie dieselben für Klavier umgesetzt hatte.

In unserem Salon sahen wir in jenem Winter des Abends viele Menschen bei uns, meistens ausländische Maler und Schriftsteller, Skandinavier, Polen, Russen und Russinnen, außer den beiden Amerikanern.

Wir hatten aber sonst unsere einfachen Lebensgewohnheiten nicht aufgegeben und aßen in der „Crémerie" der Madame Charlotte in der Rue de la Grande Chaumiere, die unserem Hotel gegenüberlag. Dieses war damals die echteste Künstlerwirtschaft des Stadtviertels Montparnasse.

Dort waren auch Strindberg und Munch jeden Tag. Im Strindbergschen Drama „Rausch" spielen ein paar Akte in jener urechten französischen Künstlergarküche, über deren Eingang geschrieben stand: „Rotschild ist der Eintritt verboten. Wer nicht Schulden machen kann, bleibe draußen", und ähnliches.

Die Wände des kleinen Raumes hatten keine Tapeten nötig. Sie waren dicht behangen mit Hunderten von eingerahmten Ölbildern. Da fand sich aber selten eine Anfängerskizze darunter, denn die eigenartigsten Künstler, die besten von Paris, hatten hier gegessen und Schulden gemacht und in jungen Jahren die Madame Charlotte mit einem guten Ölbild bezahlt. Da waren selbst Bilder von van Gogh und Gauguin zu sehen.

Zur Frühstücksstunde zwischen elf und zwei Uhr

war dort bei Madame Charlotte kaum ein Platz zu bekommen. Auf dem steinernen roten Backsteinboden ſtanden an zwei Wänden zwei einfache lange ungedeckte Holztiſche, an denen ungefähr fünfundzwanzig Menſchen Platz hatten. Im Hintergrunde des Raumes war neben dem flaſchenreichen Kredenztiſch die dunkle Küche. Durch die immer offene Küchentüre ſah man die vom Herdfeuer beleuchtete ſtarke Lothringerin „Madame Charlotte", die ſelbſt kochte und die ihren Sohn, einen ſpäteren Kunſthändler, und die Magd mit den Tellern zu den Gäſten ſchickte.

Beim Eintritt in die „Crémerie" war jeder darüber erſtaunt, welch buntgewürfelte Geſellſchaft man dort antraf. Außer den Malern, die da in Joppen ſchlicht von der Atelierarbeit kamen und ſchnell ihr Eſſen ſchluckten und vorerſt wenig Luſt zum Sprechen hatten, waren da auch viele Malerinnen, Damen der beſten Geſellſchaftskreiſe.

Ich kannte dort zwei ruſſiſche Fürſtinnen aus Moskau, die ihre Freundinnen mitbrachten. Einige hatten ihre Wohnung im Champs-Elyſée, und ſie kamen öfters mittags aus dem vornehmſten Stadtviertel angefahren, den neueſten Pariſer Frühlingshut auf dem Kopf. Manche jener vornehmen Ausländerinnen kam gegen den Willen ihrer Verwandten, wie man mir ſagte. Sie aßen einen Teller der wäſſerigen Suppe und tranken ein Glas des ſauerſüßen Weines und wagten ſich auch an eines der rätſelhaften Fleiſchgerichte, die Madame Charlotte auftiſchte. Von denen man nie genau wußte, ob ſie friſch oder alt, vom Pferdeſchlächter, Hundeſchlächter oder Katzenſchlächter kamen.

Ein paarmal wurden wir krank nach dieſem Eſſen. Aber wir gingen doch immer wieder zu Madame Charlotte, weil die anderen ſpiegelglänzenden Wirtſchaften der Boulevards weder dem Geldbeutel noch dem Geiſt zuſagten.

Der Zigarettenrauch, der gegen zwei Uhr in dem kleinen kellerartigen Raum ſchwebte, hing über manchem Kopf, der einige Jahre nachher aus dieſem unbekannten Winkel hinter den zwei Tiſchen der Madame Charlotte hervor in die Öffentlichkeit trat und weltbekannt wurde.

Hier bei der kargen Mahlzeit wurden große Träume geträumt, künſtleriſche Pläne entworfen, und die Augen in manchem ſorgengrauen Geſicht kämpften hier ſchweigend, in den Teller ſtarrend und innerlich ſchwere Lebensfragen betrachtend.

Da war kein gitarrenklimperndes Künſtlertum in dieſen vier Wänden zu finden. Auch keine ſchwüle lüſterne pariſer Luft drang hier ein. Es kamen keine der pariſer Straßenmädchen zu Madame Charlotte herein. Auch kein Modell wagte dort zu eſſen, wo die jungen Meiſter und Meiſterinnen aßen.

Nur ausländiſche Damen der Bürger- und Adelskreiſe, kluge Amerikanerinnen, lebhafte reizvolle Ruſſinnen, Polinnen, Rumäninnen, Irländerinnen, Schweizerinnen und Öſterreicherinnen traf man an, von denen manche mutig die Künſtlerarmut dem reichen weichen Familienleben vorgezogen hatten, und die nach Paris gekommen waren, um Welt und Kunſt zu erleben. Teils malten ſie in Muſeen, teils in eigenen Ateliers,

und die jungen Maler begegneten ihnen mit Achtung und Höflichkeit.

Manche Künſtlerehe wurde auch in dieſer Garküche — die Rotſchild nicht betreten durfte — in ihren erſten Anfängen geſchloſſen. Und wie der Feuerſchein aus der dunklen Küche manchmal hellauf bis zur Decke ſchlug und uns alle wie ein Blitz beleuchtete, ſo ſchlug das Blut manchem heiß über dem Gehirn zuſammen. Und es entſtanden dort Tragödien, die ſpäter ihren erſchütternden Abſchluß an irgendeinem Weltende fanden. —

Als im Frühjahr 1897 meine Erbſchaftsangelegenheiten ſo weit geordnet waren, daß ich mein Vermögen erhalten konnte, befiel mich von neuem der Schrecken vor der Zukunft. Von den Zinſen meines Erbteils konnte ich mit meiner Frau nicht leben, und wenn das Kapital aufgezehrt war, hätte ich wieder der Not entgegenſehen müſſen. Und dieſes wollte ich doch verhindern.

Ich hörte wieder aufmerkſamer dem immer noch pläneſchmiedenden Amerikaner zu. Dieſem hatte ich erklärt, daß ich ſeit jener Reiſe nach Petersburg und ſeit der Heimfahrt zur Beerdigung meines Vaters mir klar gemacht habe, daß ich niemals ohne meine Muttterſprache, ohne Deutſch ſprechen zu hören, mich auf die Dauer irgendwo feſt niederlaſſen könnte. Es ſei mir bewußt geworden, daß ich nicht lange mehr im Ausland leben könne und nicht daran denken könne, Deutſchland für immer zu verlaſſen und mich in andersſprechenden Ländern anzukaufen.

Da schlug der Amerikaner mir vor, wir sollten alle nach den Südstaaten Nordamerikas ziehen, nach Neukarolina. In diesen Ländern gäbe es überall Deutsche, und es würde mir nicht schwer fallen, öfters Deutsch sprechen zu hören, wenn ich Sehnsucht danach hätte. Das Klima wäre dort äußerst günstig für leichte Gartenarbeit.

Aber mir wollte der Vorschlag immer noch nicht gefallen. James aber sagte, er würde jedenfalls nach den Südstaaten Amerikas reisen und sich dort mit seiner Frau niederlassen. Er wollte zugleich in London und Neuyork in Zeitschriften einen Aufsatz veröffentlichen, der den Vorschlag enthalten sollte, daß junge verheiratete Künstler aller Nationen sich auf einem Stück Land zusammenfinden sollten.

Sie sollten zusammen eine Arbeitsteilung vornehmen, wie es in Ordensniederlassungen früher der Brauch gewesen. Jedes Künstlerehepaar sollte ein kleines Arbeitshäuschen erhalten, und man sollte den halben Tag über mit den Händen arbeiten und die andere Hälfte des Tages künstlerisch tätig sein. Es sollten sich so Maler, Musiker und Dichter zusammenfinden. Des Abends sollten die, welche Lust nach Geselligkeit hatten, im Sommer auf einem Rasenplatz, im Winter in einer Halle zusammenkommen, Sportspiele spielen, Musik hören, Theateraufführungen und Vorträgen und Vorlesungen von Dichtungen beiwohnen.

Der Amerikaner wollte amerikanische Mäzene ausfindig machen, die Geld zum Bau von Bibliotheken und zum Bau nützlicher bescheidener Gebäu-

lichkeiten, zum Bau von Werkstätten und so weiter, hergeben würden. Die Gedichtwerke sollten in der Vereinigung jener Künstler auf kleinen Handpressen selbst gesetzt und selbst gedruckt werden und unter den Mitgliedern zur Verteilung kommen. Bei Jagd, Fischerei und Gartenarbeit sollte der Körper Tätigkeit finden, und damit sollte zugleich auch von allen Künstlern für den gemeinsamen Unterhalt gesorgt werden.

Es war eine selbstverständliche Gewissenhaftigkeit vorausgesetzt, eine gewisse Lebensreife und die Bedingung, daß nur verheiratete Frauen und Männer, also nur Paare mit ihren Kindern, Aufnahme finden könnten. Wie das gemeinsame Leben einer solchen Künstlervereinigung sich dann entwickeln würde, das sollte man der Zukunft überlassen. Es sollte kein Zwang im Zuziehen und Fortziehen herrschen, und man wollte mit frohen Hoffnungen das beste für Kunst- und Körperleben erwarten.

Es war aber dabei nicht geplant, daß die Künstler alle zusammen in einem Dorf wohnen sollten. Man hoffte, daß die amerikanische Regierung ein größeres Stück unbewohntes Land zur Verfügung stellen würde, und daß einige Millionäre sich finden könnten, die das amerikanische Kunstleben heben wollten, indem sie dort den Künstlern Heimstätten schaffen würden.

Jeder Künstler sollte entfernt von den anderen wohnen, der eine an einem Fluß, der andere an einem Wald, der dritte auf einem Berg. Nur am gemeinsamen Versammlungsplatz sollte man sich sprechen und sich uneingeladen nie im Arbeiten stören.

Dieſer Plan war von dem Amerikaner ausführlich ausgearbeitet worden. Und er veröffentlichte dann auch in Neuyork und London den Aufſatz über die amerikaniſche Künſtlerkolonie, den ich ins Deutſche überſetzte und einer deutſchen Monatsſchrift ſchickte.

Viele Künſtler ſuchten damals Neuland, und in jenen Jahren gründete ſich die Worpsweder Vereinigung, die aber nur ein Zuſammenwohnen in derſelben Landſchaft, aber nicht, um freie Lebensmöglichkeit zu erlangen, ein Zuſammenarbeiten kennt.

Der Drang nach Vertiefung und Abwendung von der Geſchäftshaſt und Geſchäftsgier und vom geſchmackloſen bürgerlichen Unverſtand ging als tiefe Sehnſucht damals unter den jungen Künſtlern Europas um. Und ſo war das eigentlich gar nicht ſo abſonderlich, was der Amerikaner vorſchlug.

Ich hatte nur den einen Einwand, der war, daß ich am liebſten die Künſtlervereinigung auf deutſchem Boden geſehen hätte. Aber ich verſtand auch, daß übervölkerte Länder wie Deutſchland für den Plan nicht geeignet waren, weil man nicht ſo leicht in unſerem verkehrsreichen Lande eine verkehrsfreie Landſchaft hätte finden können.

Ein zweiter Grund, der für Amerika ſprach, war der, daß amerikaniſche Millionäre freigebiger ſind und leichter ideale Beſtrebungen unterſtützen würden als deutſche reiche Leute.

Nur hatte ich von jeher einen Widerwillen gegen Nordamerika. Das große Land, in dem die Einwanderer in dem letzten Jahrhundert die eingeborenen

Stämme zurückgedrängt oder ausgerottet hatten, und auf dem meine Phantaſie keine anderen geſchichtlichen Träume fand als die Knabenträume aus dem Buch „Lederſtrumpf", dieſes Land, das nie große alte Baudenkmäler, nie große geſchichtliche Ereigniſſe aus dem Mittelalter oder der früheſten Vergangenheit für uns aufzuweiſen hatte, gab meiner Einbildungskraft, wenn ich mich dort hinverſetzte, nur leere unbekannte Wälder und leere ungeſchichtliche Grasflächen zu ſehen, auf denen ſich nichts abſpielte als das Geſchäftsleben der Eiſenbahnzüge, die durchs Land hinliefen.

Als ich von dieſer meiner Unluſt gegen Nordamerika zu dem Amerikaner ſprach, ſo hatte er einen neuen Vorſchlag bereit. Er meinte, wir ſollten nach Mexiko. Dort würden wir genug Stimmung finden. Dort gäbe es alte Baudenkmäler der Azteken, wunderbare Ruinen verlaſſener Indianerſtädte in tiefen Wäldern. Auch ſei das Klima, das halbtropiſche, der Gartenarbeit günſtig. Man könnte dort leicht Gärten pachten und dieſe billig von Indianern bearbeiten laſſen, wenn unſere Kräfte nicht ausreichen ſollten.

Das alte Gold- und Abenteuerland Mexiko, mit der gewaltigen Vergangenheit des Aztekenreiches, feſſelte meine Einbildungskraft und Aufmerkſamkeit ſofort. Und da ich mein geerbtes Geld in Paris leicht und ſchnell ſchwinden ſah und in der Heimat mir kein Vaterhaus mehr ſtand, ſo ſagte ich mir, ich müſſe für einige Jahre meine Heimatſehnſucht ſchweigen laſſen. Ich hatte früher in Schweden und in London gelebt und dort gedichtet, ich würde alſo auch in

Amerika dichten können. Es würde mir ſicher gut tun, meinte ich, einige Jahre ganz zurückgezogen vom alten Europa — das ich, wie ich glaubte, auswendig kannte —, in einem ſchönen tropiſchen Lande zu wohnen, mir durch einen Garten Verdienſt zu verſchaffen und zugleich neue Dichtungen zu ſchreiben.

Dann, wenn ich mal Heimweh bekäme, könnte ich mit leicht verdientem Gelde ſpäter zurückkehren oder auch wollte ich, wenn ich die Heimat vergeſſen könnte, in der Fremde bleiben.

Jedenfalls war jetzt, als der Frühling kam, meine Reiſeluſt wieder wach, und es wurde beſchloſſen, daß wir nach Amerika, das heißt nach Mexiko reiſen ſollten.

Gedrängt von der unſicheren Zukunft, die mich in Europa erwartete, getrieben von den ſchlimmen Erfahrungen der Not, die ich erlebt hatte, redete ich mir trotz meiner unſtillbaren Sehnſucht nach Deutſchland, die mich im geheimen plagte, die Notwendigkeit ein, Europa verlaſſen zu müſſen. Aber ich ertappte mich oft dabei, nachdem ich dem Amerikaner die Mithilfe bei der Gründung ſeiner Künſtlervereinigung zugeſagt hatte, daß ich an einer glücklichen Ausführung des Planes ſtark zweifelte.

Wir machten dann für dieſe Reiſe wochenlang Einkäufe in Paris, und die Hundertfrankenſcheine flogen aus meinen Händen wie welke Blätter. Es war kein Leichtſinn, der mich zu dieſen vielen Einkäufen hinriß. Es war die innerſte Sehnſucht vom angeborenen Europa Andenken und künſtleriſche Werte mitzunehmen hinaus in die rieſenhafte Fremde der

Tropenwelt, vor der mir eigentlich im ſtillen bereits graute.

Mit großen Koffern und Kiſten, die all mein Hab und Gut enthielten, reiſten wir von Paris zu Anfang Mai 1897 ab. Wir nahmen noch einen Aufenthalt von vier Wochen in der Bretagne, wo wir auf Nachricht von den Amerikanern warteten, welche bereits nach Neuyork vorausgeeilt waren, um ihren Hausverkauf zu ordnen, und welche uns von dort telegraphieren ſollten, ſobald ſie nach Mexiko abreiſten.

Anfangs Juni erhielten wir das Telegramm und fuhren von der Bretagne nach Southampton, wo wir am nächſten Tag einen Dampfer des Norddeutſchen Lloyd beſtiegen, der uns nach Neuyork brachte. Dort wechſelten wir das Schiff und fuhren mit einem kleineren Dampfer nach Vera-Cruz im Golf von Mexiko.

Ich habe dieſe Mexikoreiſe in ihren landſchaftlichen Reiſeeindrücken in meinem Roman „Raubmenſchen" ſo eingehend geſchildert, daß ich mir die nochmalige Wiedergabe hier erſparen kann, um dem Leſer, der den Roman bereits kennt, nicht mit Wiederholungen läſtig fallen zu müſſen.

Ich will nur in kurzen Zügen meine Gefühle wiedergeben, die mich nach einigen Monaten zur Rückkehr nach Europa antrieben.

Kaum hatte ich im Golf von Mexiko in Vera-Cruz nach einer langen Seereiſe das tropiſche Feſtland unter den Füßen, kaum ſah ich die erſten Kokospalmen in einem Baumgang der kleinen Hafenſtadt,

da wurde mir mit einem Schlage klar: hier werde ich nie ein deutsches Lied schreiben.

Aber du hast doch in England, Dänemark und Schweden gedichtet, meinte der törichte Verstand, der beim Menschen immer das ursprüngliche Gefühl bevormunden will, und der dem Gefühl gegenüber doch immer der beschränktere ist.

Des Verstandes Vorsicht läßt den Menschen nie so tief und innig mit dem Weltallfest verschmelzen, wie es das Gefühl will. Und nur den stärksten Menschen gelingt es, sich gegen den Verstand im Gefühl zu behaupten, und dieses sind dann auch die künstlerischsten Menschen. Das unklare Gefühl greift in seiner Unbewußtheit immer sicherer zu und handelt immer ehrlicher und glücklicher, als der sich brüstende zielbewußte und von seiner Klarheit geblendete Verstand.

Sicher ist, daß das Gefühl bei jedem Künstler die Oberhand behalten muß, und daß der Künstler nur deshalb der schöpferischste unter den Menschen ist, weil er immer das zielbewußte dunkle Gefühl bei seinen Schöpfungen für sich handeln läßt und mit dem Verstand nicht dem Gefühl dreinredet.

Aber, dieses zu tun, kann nur ein Künstler wagen; nur er ist reiner Gefühlsheld. Nur ihm ist ein harmonisches Weltgefühl angeboren, mit dem er, ohne den Verstand zu fragen, festlichere Harmonie erzeugen kann, als sie jemals der größte ausklügelnde Verstand mit aller Berechnung zuwege bringen könnte. Nie sollte deshalb der Verstand nichtkünstlerischer Menschen an Kunstwerken des Künstlers Urteile üben

dürfen. Jene Nichtkünſtler können mit allem höchſten Verſtand nie das harmoniſche Weltgefühl des Künſtlers erfaſſen, das ſein Werk geſchaffen hat. Nur wenn jene vertrauend und treu glaubend ihr Gefühl einem Kunſtwerk hinhalten, können ſie allmählich, mit Selbſtbeherrſchung und Ausſchaltung des unkünſtleriſchen Verſtandes, den Hoheitsgefühlen künſtleriſchen Schöpfungen nahekommen.

So antwortete damals auch mein Gefühl in Mexiko meinem Verſtand: er habe unrecht zu verlangen, daß ich in Mexiko dichten ſollte, weil ich in England, Dänemark und Schweden gedichtet hätte.

„Du verſtehſt aber auch gar nichts," ſo ſagte das Gefühl zu ihm. „Begreifſt du denn gar nicht, daß Skandinavien und England germaniſche Länder ſind, Deutſchland ähnliche Länder. Tannen, Birken und Buchen wachſen dort. Die Landſchaft und die Sprache jener Länder ſpricht germaniſche Laute, hat ſchlichte germaniſche Farben. Wolken, Winde und Erde ſind ſich ähnlich in jenen nordiſchen Ländern.

Aber in Mexiko riecht es nach Kaffee, Zucker und nach allerhand Drogen, nach Zimmt und Pfeffer; die ganze Landſchaft riecht wie ein Kaufmannsladen. Und dann, ſieh die Formen der Palmen! Sieh dieſe kopfgroßen Kokosnüſſe! Kannſt du dir dieſe Nüſſe vergoldet am Weihnachtsbaume vorſtellen?

Ach — und Weihnachten! Die ſchönen lautloſen Schneenächte! Die langen dunklen Wintermorgen! Die ernſte dunkelgrüne Tanne! Und die Tannenzapfen daran! Ich haſſe dieſe ſchwindelnden Kokospalmen, die da geſpreizt zum Himmel ragen, als

wären ſie Pfauenfächer, aufgeſpannt über dem Haupt eines Großmoguls.

Glaubſt du denn, daß ich ohne Singvögel, ohne Rotkehlchen, ohne Finken und Stare, ohne Lerchen dichten kann! Du verſtandloſer Verſtand, der mich hierher gelockt hat. Hier ſoll ich dichten! Hier, wo über den Dächern ſtatt blinkende Schwalbenſcharen ungeheuere Aasgeier die Gaſſen umjagen, Aasgeier, die ich nur aus den zoologiſchen Gärten kenne. Bin ich je in einen zoologiſchen Garten gegangen, um über Papageien, Jaguare und Alligatoren zu dichten?

Du haſt mir immer von warmer Luft und ſchönen Blumen erzählt, die ich in den Tropen finden würde. Und ich bin dir gedankenlos gefolgt, denn du wollteſt nicht darauf hören, wie ich in meinen Herzkammern ſchluchzend Tag und Nacht in Paris bettelte: geh nicht aus Europa fort! Es gibt ein Unglück, du verlierſt nur dein Geld! Es koſtet dich dein Vermögen, und du haſt nichts davon.

Aber du natürlich, du warſt der Verſtand, der mich zurückwies, und nannteſt mich gefühlsduſelig und ſagteſt, man muß ſich im Leben hart machen. Man muß nützlich ſein können und muß nicht immer das Gefühl reden laſſen. Nur dann kommt der ganze Menſch vorwärts, wenn der Verſtand das Gefühl beaufſichtigt. So ſagteſt Du, Verſtand, zu mir.

O, hätte ich nur den Mut gehabt und dir dieſe Reiſe verboten, wie ich immer dir gebiete, wenn du mir ins Dichten hineinreden willſt. Das weißt du, beim Dichten durfteſt du mir noch nie hineinreden.

Beim Leben ließ ich dich manches Mal mitsprechen. Eigentlich aber traute ich dir auch da niemals recht.

Du, Verstand, mußt es noch lernen, mehr schweigender Teilhaber in meinem Menschenleben zu sein. Sonst zerstörst du uns beide." —

Nach diesem Gespräch meines inneren Lebens öffnete ich meinen Mund und sagte zu meiner Frau:

„In diesem Lande bleibe ich nicht lang. Ich möchte schon am Ende der Woche abreisen. Am liebsten möchte ich gleich aufs Schiff zurückkehren. Denn dieses hier ist kein Land um deutsch zu dichten. Das sagt mir mein Gefühl."

Es war mir, als hätte ich nun schon meine Pflicht getan, indem ich mit Amerika einen Versuch gemacht und gelandet war und Europa den Rücken gekehrt hatte, wie ich es dem Amerikaner versprochen. Und es kam mir schon nach den ersten hundert Schritten am Land vor, als wäre ich nun ledig aller heiligen Verstandespflichten und dürfte nun wieder meinem Gefühl gehorchen und gleich nach Europa umkehren.

Wir fuhren aber doch noch von Vera-Cruz nach der Hauptstadt Mexiko. Ich erwartete dort auf der Post Briefe mit der mexikanischen Adresse des amerikanischen Ehepaars zu finden. Aber es war keine Nachricht da, und ich wußte nicht, was ich nun im fremden Erdteil tun sollte.

Ich wendete mich an den deutschen Konsul und erkundigte mich über die Landesverhältnisse. Er meinte, das Innere des Landes sei sehr gefährlich für Fremde. Es lebe da spanisches Gesindel in

Indianerdörfern, und wenn die bei einem etwas Geld vermuten, könne man bei jedem Spaziergang leicht aus dem Hinterhalt erschossen werden. In diesem ordnungslosen Lande krähe kein Hahn nach einem Toten. Den Mörder fände man niemals. Es gäbe zu viel Morde hier. Und die Polizei hätte zu viel zu tun, wenn sie alle Morde verfolgen wollte, die sich draußen in abgelegenen Gegenden ereigneten.

Würden wir aber trotzdem im Lande Gärten bebauen und unbehelligt leben wollen, so müßten wir wenigstens zusammen zehn Männer und zehn Frauen sein, und auch dann wäre es sehr gefährlich, wenn wir die Landessprache nicht sprächen und nicht der katholischen Religion angehörten. Denn die Spanier wären in Religionsfragen sehr streng und fanatisch.

Ich mußte für mich lachen, als ich diese Aufklärung auf dem Konsulat empfing. Der Gedanke war uns vor der Reise nicht gekommen, erst schriftlich anzufragen. Die ganze Reise war nun umsonst. Es war mir aber doch angenehm, daß der Amerikaner noch nicht angekommen war, denn nun würde ich schnell wieder abreisen können, dachte ich.

Ich hatte es auf einmal so eilig, nach Europa zurückzukehren, als erwarteten mich dort die hellsten Freuden. Meine Frau aber meinte, wir sollten doch erst ein wenig in Mexiko Ausflüge machen, das Land betrachten und die Ankunft der Amerikaner abwarten.

In den nächsten Tagen begegneten wir James und Theodosia auf der Straße. Sie waren schon lange da und hatten uns überall gesucht. James hatte sogar einen Empfehlungsbrief an den Präsi-

denten Porfirio Diaz mit ſich. Als meine Frau ihnen ſagte, wir dächten wieder an die Abreiſe, waren ſie ſehr erſtaunt. Nachdem ich ihnen dann erzählt hatte, wie ſehr der deutſche Konſul mir vom Bleiben abgeraten, fanden ſie die Warnungen übertrieben. Ich aber blieb dabei und ſagte:

„Lieber bin ich Steinklopfer, Straßenkehrer und Bettler an den Kirchentüren in Europa, als daß ich in einem Land bleibe, deſſen Natur, deſſen Palmen und Vulkane, deſſen Agavenpflanzungen, Zuckerrohr und Kaffeebäume mir niemals ein deutſches Lied geben werden.“

Da verſtanden ſie, daß ich nicht bleiben würde und gingen geärgert von uns. Ich war aber erſtaunt, daß ſie ſich ärgern konnten, wo ich doch als Künſtler gefühlsehrlich zu Künſtlern zu ſprechen glaubte. Sie aber maßen mich mit ihrem Verſtand, nannten mich launenhaft und begriffen mich nicht.

Sie hatten mir, ehe ſie fortgingen, noch das Verſprechen abgenommen, daß ich mich wenigſtens erſt einige Wochen überzeugen ſollte, ob ich dem Lande keine Reize abgewinnen könnte. Ich ſagte, das ſei ganz unnütz. Aber ich verſprach ihnen, mich einige Zeit umzuſehen, trotzdem ich wußte, daß es keinen Sinn hatte. Denn ich hatte beim erſten Blick, bei der Landung in Vera-Cruz, begriffen, daß ich meinem Gefühl recht geben mußte, das ſich beim Anblick der erſten Kokospalme aufgelehnt hatte, und das mir geſagt hatte, daß ich hier niemals ein deutſches Gedicht ſchreiben würde.

Ich kaufte mir dann ein Pferd und ritt jeden Tag

in die Umgebung der Hauptstadt auf Meilen über die Hochebene hin, wo es nur ausgetrocknete Staubflächen, einige Maisfelder und nur vereinzelte Bäume gab.

Mexiko teilt sich klimatisch in drei Zonen: in das glühende Tropenland am Meer, wo Vera-Cruz liegt, in das Halbtropenland, das auf halber Höhe, auf dem Weg nach der Hauptstadt, sehr fruchtbar einen reichen Landstrich voll Plantagen und Haziendas bildet, und dann, als dritter Teil, in die Hochebene, auf welcher die Hauptstadt Mexiko liegt. Diese Ebene wirkt leer im Vergleich zu den beiden anderen tiefer gelegenen Zonen, sie hat zwar auch ein warmes, aber nicht so glühendes Klima und ist nicht so fruchtbar. Diese Hochebene ist staubig und trostlos öde, und ihr Landschaftsreiz besteht nur im gewaltigen Rundblick auf die Vulkanberge am Horizont.

Ich besuchte bald auch die reichen Gärten und Plantagen der Halbtropen, fand dort viele spanische Klöster umgewandelt in neuzeitliche Zuckerfabriken und durchwanderte die Pflanzungen, die üppigen Bananengärten, die Ananasgärten, die Kaffeegärten, die Zuckerrohrfelder und die Baumwollenfelder.

Aber immer begleitete mich auf allen Wegen, mitten in der Tropenüppigkeit, der Gram, daß es nirgends Wiesen mit heimatlichen Blumen gab, nirgends Wälder, die da rauschten. Denn die Urwälder rührten sich nicht. Wie aus Leder geschnitten hingen die schweren Blättermassen in der Luft, und die Bäume standen in der Treibhausschwüle aufgebläht. Da war kein liebliches Geflüster von Halmen und Gräsern. Kreischende Vögel mit grellen Lauten

nannte man mexikaniſche Nachtigallen. Ihre Pfiffe waren wie Lokomotivenpfiffe gellend, ſo daß einem bei dieſem Gejohl die Ohren ſchmerzten.

Die weißſchaftigen Königspalmen ſtanden zwar prächtig da, wie Säulen aus Marmor und Alabaſter. Sie verblüfften mich erſt; dann aber wußte ich nichts mit den fremdartigen Eindrücken und mit der Verblüffung in meinem Herzen anzufangen.

Jeden Morgen, wenn ich aufgeſtanden ans Fenſter trat — nachdem ich im Schlaf in Europa geweſen war —, ſchnürte ſich mein Herz zuſammen, ſobald ich ſtatt Europäer draußen Indianer in ihren weißen Hemden und ihren weißen Hoſen lautlos durch die Straßen eilen ſah. Und die Dunkelgeſichter und die fremden Bäume und die ſpaniſch-mexikaniſche Architektur, alles erzählte mir immer wieder: du biſt viele Wochen weit durch einen ungeheuren Ozean von deinem Heimaterdteil getrennt.

Ich hatte Ländlichkeit und tropiſche Lebensfreude gegen das geſchäftliche Europa, gegen den Warenhausſinn europäiſcher Weltſtädte eintauſchen wollen und hatte nicht dabei an Abenteuerluſt, nicht an die Befriedigung wilder Inſtinkte, wilder roher Goldgier und nicht an Jagd nach fabelhaftem Glück gedacht.

Aber ſchon auf dem Schiff von Neuyork nach Vera-Cruz war mir das Geſindel, das von der erſten bis zur letzten Klaſſe das Schiffsdeck füllte, aufgefallen. Da waren nur Glücksjäger, Goldſchmuggler, Männer, die ſich der harten Arbeitsordnung in Neuyork und den nördlichen Staaten nicht unterwerfen

wollten, und die ſicher nicht vor falſchem Spiel, betrügeriſchen Geſchäften, ja ſogar nicht vor Raub und Mord zurückſcheuten. Das ſah man ihren frechen herausfordernden Geſichtern an, daß ſie wie überhitzte Spieler ihren letzten Lebenseinſatz auf Abenteuerreiſen gewagt hatten.

Da war keine Ruhe bei ihnen und natürlich auch von künſtleriſchem Lebensſinn und inniger Lebensbetrachtung kein Gedanke in ihrer Nähe.

Denſelben Geſichtern und Geſellen begegnete ich dann zwiſchen Vera-Cruz und Mexiko auf der zweitägigen Eiſenbahnfahrt, auf dem Weg nach der Hochebene und in der Hauptſtadt Mexiko überall. Die Gold- und Silberminen Mexikos, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Hunderttauſende angezogen hatten, aber jetzt reichlich geplündert waren, lockten immer noch die goldlüſternen ordnungsloſen Geiſter aus dem Norden Amerikas.

Wenn auch viele von jenen Männern das Goldſuchen aufgegeben hatten und Beſitzer von kleinen Haziendas geworden waren, ſo waren die Landesverhältniſſe nicht friedlicher geworden. Das ſah man der Ausrüſtung aller Männer an, daß ſie immer noch gegen Mord, hinterliſtige Überfälle, heimtückiſchen Todſchlag und gegen Raubgier nicht bloß in entlegenen Winkeln des Landes, ſondern auf den offenen Hauptſtraßen, ſogar mitten in der verkehrsreichen Hauptſtadt Mexiko, anzukämpfen hatten.

Ein Revolver genügte ihnen nicht in der Gürteltaſche. Auf der Juwelierſtraße und Hauptſtraße der Stadt Mexiko ſtanden die ſchwer bewaffneten Gruppen

morgens, mittags und abends zuſammen, als wäre die Straße ein Räubermarkt. Die Männergürtel waren bepackt mit Revolvern und Waffen aller Art. Die großen breitrandigen Filzhüte, die Sombreros, die die Geſichter halb verdeckten, gaben jedem einzelnen das Ausſehen von einem Rinaldo Rinaldini.

In den Trambahnwagen und in den Eiſenbahnwagen, abends auf dem Korſo und beim Billardſpiel in den Kaffeehäuſern begegneten einem die mit Revolvern und Waffen beſpickten Geſtalten überall. Sie waren immer mit Waffen drohend beladen, als kämen ſie eben von Raubzügen zurück oder als hätten ſie ſich zu einem Raubplan verabredet.

Wir, die wir von dem lebhaften, aber doch geſitteten pariſer Boulevardleben, nur mit Sonnenſchirm und Spazierſtock bewaffnet, friedvoll und naturſehnſüchtig in jenem Lande angekommen waren, verwunderten uns nicht wenig über die abenteuerliche Haltung der Leute hier und über ihr räuberiſches Ausſehen.

Mit dem Totſchläger in der einen Hand, den Revolver im Gürtel und eine brennende Laterne in der anderen Hand, ſo ſtanden nachts in Gruppen die Poliziſten an den Straßenkreuzungen. Und jeden Donnerstag war unter den Bäumen der „Avenue des Columbus" Muſterung über das Heer der Poliziſten.

Eine der aufregendſten Polizeigreueltaten ereignete ſich während meines Aufenthaltes.

Ich erlebte es, daß neunzehn Poliziſten, beſtochen und überredet vom verbrecheriſchen Polizeioberhaupt ſelbſt, einen Häftling, der im Nationalpalaſt einge-

ſperrt war, am Nachmittag des Nationaltages in ſeiner Zelle mit neunzehn Meſſerſtichen niederſtießen.

Das Polizeioberhaupt war mit jenem verhafteten Mann verbrecheriſch verbunden geweſen. Jener Gefangene hatte dem Polizeipräſidenten früher einmal Gift verſchafft, damit dieſer einen Abbé aus dem Wege ſchaffen konnte. Jener Abbé, der auch wirklich von ihm vergiftet wurde, war der Beichtvater einer reichen jungen Mexikanerin geweſen, die der Polizeipräſident hatte heiraten wollen. Aber der Abbé, der auch der Beichtvater des Polizeipräſidenten geweſen, hatte jene Dame vor der Heirat gewarnt. Auf dieſe Warnung hin hatte ſie ihre Verlobung mit dem Polizeipräſidenten gelöſt.

Jener Mann, der dem Polizeipräſidenten das Gift zu jenem Mord verſchafft hatte, erpreßte danach von ihm unausgeſetzt große Schweigeſummen. Als der Polizeipräſident nicht weitere Erpreſſungsgelder zahlen wollte oder konnte, drohte jener, den Mord an dem Abbé dem Präſidenten der Republik mitzuteilen und den Polizeipräſidenten durch dieſe Enthüllungen zu vernichten.

Am Vormittag des mexikaniſchen Nationalfeſtes, im September, als der Präſident der Republik, Porfirio Diaz, an der Tribüne vorfuhr, von welcher er die Truppenſchau abhalten ſollte, drängte ſich jener Mann, der das Polizeioberhaupt beim Präſidenten der Republik anzeigen wollte, durch die Zuſchauermaſſe und hielt, um die Aufmerkſamkeit des Präſidenten und ſeiner Generäle auf ſich zu lenken, einen fauſtgroßen Stein in der gehobenen Hand, als wolle er Porfirio Diaz erſchlagen.

Ein General warf ſich dem Heranſtürmenden entgegen, ebenſo taten andere Herren der Umgebung und die Poliziſten. Man feſſelte den Mann, welcher laut rief, er habe große Enthüllungen über die Polizei zu machen. Man ſah den Polizeipräſidenten ſelbſt, der den Mann fortſchleppen ließ, raſch mit dem Gefangenen in einen Wagen ſteigen und nach dem Nationalpalaſt fahren. Der Polizeipräſident hatte ſeine Wohnung im Nationalpalaſt, wo der Häftling eingeſperrt wurde.

Nach der Truppenſchau kehrte Porfirio Diaz unter dem Jubel der Menſchenmaſſen und von den Leuten von allen Balkonen herab begeiſtert begrüßt, durch die Hauptſtraße, die Calle San Francisco, an der Spitze der Truppen in die Stadt zurück. Die Zeitungen brachten in Extrablättern noch mittags, während des großen Nationalfeſteſſens, die Nachricht von dem glücklich abgewendeten anarchiſtiſchen Anſchlag eines Verrückten auf den Präſidenten der Republik.

Ich ſelbſt war bei der Truppenſchau geweſen und hatte mit eigenen Augen an dem beflaggten Platz der Stadt den Überfall auf den Präſidenten mit angeſehen.

Am Abend war großes Feuerwerk vor dem Nationalpalaſt, wo Muſikbanden ſpielten. Hunderttauſende von Indianern, die auf dem Platz vor der Kathedrale Bananen brieten und Maiskuchen buken und dort auf dem Raſen um kleine Kohlenfeuer hockten, ſangen während der ganzen Nacht zu ihren Mandolinen alte wehmütige Indianerweiſen, Überlieferungen aus der Aztekenzeit.

Ich ging mehrere Stunden auf dem Festplatz umher, saß unter den Bäumen und freute mich an den malerischen Gruppen, an den sanften friedlichen Liedern und an der Schlichtheit und Einfachheit des Eingeborenenvolkes. In weißen Leinwandkleidern, in weißer Hose und weißem Hemd die Männer und in blauen Leinwandröcken und in schwarze Tücher gehüllt die Frauen, so lagerten die Indianerscharen auf dem Rasen und vergnügten sich sanft und harmlos. Sie waren wie Gazellenherden, die in einer Nacht im Mondschein vergessen dürfen, daß sie von Jägern, Hunden, tödlichen Gewehren und eisernen Waffen am Tage umringt, gehetzt und mitleidlos gejagt dahinleben müssen.

Gegen Mitternacht, als ich heimging, hörte ich einige Schüsse fallen. Der Schall kam von der Richtung des Nationalpalastes, welcher ein langes einstöckiges Gebäude im spanischen Jesuitenstil ist. Ich kümmerte mich aber nicht um das Schießen und ging nach meinem spanischen Hotel. Ich sah noch, als ich den Platz verließ und in die Seitenstraße bog, daß Scharen von Polizisten aus allen Straßen nach dem Nationalpalast liefen, und daß auch die Massen der auf dem Rasengarten des Platzes friedlich gelagerten Indianer sich erhoben hatten und sich gegen den Nationalpalast hinbewegten, angezogen, wie es schien, von den Schüssen, deren Echos ich noch in den Ohren trug.

In jenem Lande aber, wo man den ganzen Tag mit Pistolen bewaffneten Männern begegnet, schien es mir nichts Absonderliches zu sein, wenn ein kleiner

Streit ausgebrochen war, bei welchem geſchoſſen wurde, oder daß ein kleiner Überfall ſtatthatte. Und da es nicht weiſe iſt, ſich unter Streitende zu miſchen, vermied ich es, neugierig zu werden, und ſchlenderte nach Hauſe.

Am nächſten Morgen hatte ich das kleine Ereignis vergeſſen und dachte erſt daran, als alle Zeitungen berichteten, daß in der Nacht jener Anarchiſt, der den Präſidenten bei der Truppenſchau angefallen hatte, in dem Haftzimmer im Nationalpalaſt von einer eindringenden Menſchenmenge gelyncht worden ſei. Neunzehn maskierte Männer wären in das Gebäude eingedrungen, gefolgt von tobenden Menſchenmaſſen, und die neunzehn Maskierten hätten mit neunzehn Meſſern — die ſie in dem Leichnam ſtecken ließen — den Verhafteten im Haftraum niedergeſtoßen. Auf einem Zettel, den ſie zurückließen, ſtand das Wort „Lynchjuſtiz“ geſchrieben.

Die Piſtolenſchüſſe aber, die ich gehört hatte, waren um Mitternacht vom Polizeioberhaupt ſelbſt vom Balkon des Nationalpalaſtes abgegeben worden. Man ſagte, als die neunzehn maskierten Mörder in den Palaſt drangen, hätten ſie den Polizeipräſidenten, der noch allein ſpät in ſeinem Amtszimmer tätig geweſen, aufgefordert, ihnen den Weg zum Haftzimmer zu zeigen, da ſie im Namen des Volkswillens, im Namen der Nation, den Häftling, der am Morgen bei der Truppenſchau das Leben ihres geliebten Präſidenten der Republik bedroht habe, lynchen wollten.

Der Polizeipräſident habe auf dieſes Anſinnen nicht eingehen wollen. Doch als ſich die Mörder

nicht hatten abhalten lassen und selbst den Weg zum Haftlokal gesucht und gefunden hatten, sei das Polizeioberhaupt auf den Balkon gesprungen und habe seinen Revolver in die Nachtluft abgefeuert, um die auf dem Platz das Nationalfest feiernde Volksmasse aufmerksam zu machen und sie zur Hilfe herbeizurufen.

Nach einigen Tagen aber stellte sich zum größten Erstaunen der Stadt Mexiko heraus, daß der Polizeipräsident selbst diesen Mord an dem Verhafteten beauftragt hatte. Aber man wußte noch nicht, welcher Grund den obersten Polizeiherrn zu dieser Mordtat gezwungen hatte. Der Beweggrund wurde erst später enthüllt.

Die Leute, die auf des Polizeipräsidenten Pistolenschüsse in den Hof des Nationalpalastes geeilt waren, einige hundert Menschen, hatte er durch die Schüsse herbeilocken wollen, und er hatte hinter ihnen die Palasttore schließen lassen. Das Ganze sollte den Anschein bekommen, als wäre der geheimnisvolle Mord vom Volk erzwungen worden und die Polizei selbst überrascht worden vom Volkswillen.

Aber ein Polizist jener neunzehn Polizisten, die von ihrem Oberhaupt überredet waren, erklärte an einem der nächsten Tage, von Gewissensbissen gepeinigt, den ganzen Vorgang auf dem Geschäftszimmer einer der größten Zeitungen der mexikanischen Hauptstadt.

Er berichtete: am Nachmittag des Nationalfestes habe der Präsident der Polizei neunzehn neue Messer kaufen lassen, habe neunzehn der zuverlässigsten seiner Polizisten zu sich ins Zimmer gerufen und ihnen er-

klärt, ſie wüßten doch von jeher, daß der Präſident der Republik nur ungern ein Todesurteil unterſchreibe, und daß ſie Diaz einen Gefallen täten, wenn ſie ein Todesurteil an dem Attentäter vollſtrecken würden. Er, der Präſident der Polizei, wolle das Ganze ſo anordnen, daß der Mord einem Lynchverfahren, von Volksmännern ausgeführt, ähnlich ſehen ſollte.

Den Bedenken der neunzehn Poliziſten ſetzte er entgegen, daß ſich der Präſident der Republik den neunzehn Beamten erkenntlich erweiſen würde, wenn ſie Porfirio Diaz das Unterſchreiben des Todesurteils über jenen Anarchiſten erſparen würden. Da jener Mann doch zum Tode verurteilt werden müſſe, fiele keine Mordſchuld auf die Beamten. Denn ſie würden nur mit dieſer Tat dem Geſetz zu ſeinem Recht verhelfen und zugleich dem Präſidenten der Republik eine Gefälligkeit erweiſen.

Nachdem die Zeitungen dieſe Enthüllungen des einen mitſchuldigen Poliziſten gebracht hatten, war die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt Mexiko von Entſetzen erfüllt. Der Polizeipräſident wurde verhaftet, ebenſo die neunzehn Poliziſten. Allmählich kam auch heraus, warum jener getötete Mann dem Polizeioberhaupt im Wege geweſen war, und daß außer der Vergiftung des Abbé der Polizeipräſident noch viele Schändlichkeiten begangen hatte.

Seine Freunde aber ſandten ihm in einem ausgehöhlten Kuchen einen geladenen Revolver ins Gefängnis, und er erſchoß ſich dort, ehe man ihn richten konnte. Die neunzehn Poliziſten wurden alle zum Tode verurteilt. Die Zeitungen brachten die

Bilder der neunzehn Verurteilten, und Ansichtspostkarten mit den neunzehn Gesichtern der Mörder wurden während meines Dortseins noch überall auf den Straßen verkauft.

In atemlosester Spannung hatte die ganze Stadt vierzehn Tage lang die Enthüllungen über diesen außergewöhnlichsten Mord verfolgt. Auch ich las die Berichte über diese unerhörten, schauderhaften Polizeizustände, und ich verstehe recht wohl, daß manche, die meinen Roman „Raubmenschen", darin ich diese Schreckenstat erzähle, gelesen haben, die Wirklichkeit dieses nie dagewesenen Schreckens bezweifeln mochten. Aber diese Ungeheuerlichkeit ist tatsächlich wahr und hat sich während meines Aufenthaltes in Mexiko ereignet und sozusagen vor meinen Augen abgespielt.

Daß Mexiko das Land der mörderischsten Möglichkeiten ist, wurde mir klar. Sobald ich von Juli bis Dezember genügende Eindrücke gesammelt hatte, so daß ich für alle Zeiten wissen konnte, daß ich dort niemals ländlichen Frieden und künstlerische Ruhe finden würde, reiste ich, nachdem ich noch mit meiner Frau eine Rundreise durch den Golf von Mexiko nach Neu-Orleans gemacht hatte, von dort über den Ozean zurück nach Europa, wo wir wieder Anfang Februar in Havre landeten.

Die Rückreise war so stürmisch gewesen, daß unser Schiff überfällig war und in Hâvre als verloren galt und bereits auf der Verlustliste stand. Von vier Dampfkesseln waren zwei im Sturm unbrauchbar geworden, so daß wir nur mit halber Fahrt vorwärts kommen konnten und statt zwei Wochen sechs Wochen

zwiſchen dem mexikaniſchen Golf und Frankreich in unendlichen Ozeanſtürmen zubrachten.

Einige unſerer Freunde in Paris, junge deutſche Maler, erwarteten uns bei unſerer Rückkunft am Bahnhof Saint Lazare. Und als ſie meiner Frau zum Willkommgruß Blumen reichten und wir wieder durch das vornehme bewegliche Paris fuhren, atmete ich tief auf. Hier war doch wieder Geſittung! Hier war doch nicht mehr offenſichtliche Räuberwillkür! Mochten auch noch ſo viele Verbrecherleidenſchaften im Dunkeln dieſer Weltſtadt hauſen, das äußere Stadtgeſicht war jedenfalls menſchenwürdig.

In dieſer Stadt herrſchte vor allem das Lächeln der Frauen, das gnädig oder ungnädig die Willen der Männer lenkte, und die Frauenluſt ſtand hier höher als die Goldluſt.

Von der göttlich künſtleriſchen Herrſchaft der Liebe in all ihren Sehnſüchten, vom wildeſten und lüſternſten Sinnentrieb an bis zum zärtlichſten Sehnen nach dem Gunſtblick der geliebten Frau, ſprechen Straßen und Menſchen in jedem Augenblick in Paris.

Paris trägt den Namen jenes Hirten, der den Apfel als Schönheitspreis der Venus reichte, und der ſich dadurch einſtmals Juno und Pallas Athene zu Feindinnen gemacht haben ſoll. Und es iſt wohl kein bloßer Zufall, ſondern ein dichteriſcher Einfall des Lebens, daß dieſe Stadt das ſchönſte Venusbild der griechiſchen Liebesgöttin zu ſich in den Louvre gerettet hat, das Bild der Venus von Milo, zu welcher jährlich Tauſende von Europäern gewallfahrtet ſind und noch wallfahrten.

Die Reiſe nach Mexiko hatte mir aber doch nicht bloß Verluſte gebracht. Es war eine große innere Erkenntnis über mich gekommen, die, daß der Erdteil Europa, in dem ich geboren war, mich lebenslänglich nicht loslaſſen wird. Nirgends anders, in keinem anderen Weltteil, durfte ich mir als Künſtler Haus und Heim ſchaffen. Dies war mir ganz klar geworden, und ich hegte nun keine überſeeiſchen Niederlaſſungsträume mehr.

Aber Überlandträume konnte ich doch nicht aufgeben. Der unkünſtleriſchen Großſtadtgeſchäftigkeit und dem neuzeitlichen Maſchinenweſen, das über Europa herrſchte, glaubte ich nur entgehen zu können, wenn ich mich in einen, an edelſten Überlieferungen reichen Winkel Europas zurückzog und dort vielleicht doch ein Hirtendaſein führen konnte.

Es müßte aber ein Land ſein, ſagte ich mir, wo ich Eichen, Buchen und heimatliche Flora finden konnte. Kein Land der Palmen. Und ich glaubte, daß Griechenland, von wo wir Europäer edelſte Dichtung und herrliche Kunſtwerke und unſere Menſchlichkeitslehre im reinſten künſtleriſchen Sinn empfangen hatten, das rechte Land für mich wäre, um dort, ungeſtört vom Weltgetriebe, der Dichtung leben zu können.

In Athen und draußen vor Athen oder an irgendeiner griechiſchen Meerbucht müßte es möglich ſein, einen Weinberggarten zu kaufen, dachte ich mir, und dort wollte ich in einem beſcheidenen Haus, unter mildem Himmel, bei europäiſchen Eichen und Wieſen wohnen.

Ich hatte schon in Schweden in den letzten Jahren mit Vorliebe griechische Dramen gelesen, und ich fand sie viel festlicher und feierlicher als die Gesellschaftsspitzfindigkeiten und die Nervenlust der Ibsenschen Dramen, die damals die Begeisterung der Welt für sich hatten.

Als ich mit meiner Frau nach der Beerdigung meines Vaters im Jahr 1896 vor der Mexikoreise nach Sizilien gereist war, war ich auch durch Karlsruhe gekommen. Richard Dehmel hatte mir brieflich von einem jungen Dichter Mombert erzählt, den ich doch kennen lernen sollte, und der auch in Süddeutschland wohne. Ich sah dann A. Mombert in Karlsruhe einen Nachmittag, und als ich ihm sagte, ich wollte mir auf die Reise nach Sizilien Homers „Ilias" und „Odyssee" mitnehmen, da hatte er die Liebenswürdigkeit, mir diese beiden Bücher anzubieten und sie mir beim Abschied auf die Reise mitzugeben.

Auf dem Schiff zwischen Genua und Neapel las ich dann zum erstenmal in der „Ilias", die ich noch nie gelesen hatte, und die ich nur öfters vorher in großen Prachtausgaben in der Hand gehabt und durchblättert hatte. In den früheren Jahren war mir Homers Sprache viel zu lebensfestlich gewesen, weil ich selbst noch vom Alleinsein bedrückt und ohne Liebe lebte. Jetzt aber hatte ich in mir Herzensfestlichkeit durch eine geliebte Frau gefunden, und Homers „Ilias" und „Odyssee" wurden mir so leicht verständlich, wie es nur sonst das deutsche Nibelungenlied uns Deutschen ist.

Die ſonnige Schiffbank auf dem kleinen öſterreichiſchen Lloyddampfer, der uns damals von Genua durch das Mittelmeer nach Sizilien trug, war auch ein geeigneterer, um Homer zu leſen, Platz als die Schulbank. Das Schiff, das zwiſchen blauem Waſſer und blauem Himmel, einer weißen Sommerwolke ähnlich, hinſchwebte, ließ mir beim Leſen die unermeßlichen Rhythmen der „Ilias" ſo lebendig und kräftig werden, daß es mir vorkam, als trüge mich Geſang um Geſang durch die Bläue. Das Rauſchen der Meereswellen vermengte ſich mit dem Rauſchen des Geiſtes und dem Rauſchen der Bilder und der edlen Gefühle, die Zeile um Zeile aus der „Ilias" dringen.

Bei der Hinreiſe nach Mexiko aber las ich dann auf dem großen Ozean die „Odyſſee". Und die Abenteuer des männertötenden Odyſſeus und die feſtlichen Schrecken, die der Held erlebte, hielten mich kräftig und aufrecht, als ich mich zwiſchen Neuyork, Havanna und Vera-Cruz auf dem Goldſucherſchiff von Abenteurergeſindel umgeben fand. Unter den Verbrecherblicken und Verbrechergedanken, die mich dort und nach meiner Ankunft in Mexiko ſtündlich auf allen Straßen umgaben, war mir das Leſen Homers Bedürfnis geworden.

Auch hatte ich für die Künſtlerniederlaſſung nach Mexiko einige Abgüſſe griechiſcher Reliefs, Verkleinerungen vom Parthenonfries und eine Maſſe guter Photographien der beſten griechiſchen Bildhauerwerke der Louvreſammlungen, in Kiſten eingepackt, mit mir. Und griechiſche Bilder und griechiſche Dichtung tröſteten mich oft drüben über dem Atlantiſchen Ozean

in dem wilden Vulkanland Mexiko, wenn ich vor Heimweh nach Europa zu verzweifeln meinte.

Durch den deutschen Konsul in Mexiko war mir auch ein Lehrer der deutschen Schule bekannt geworden, der mir und meiner Frau in jenen mexikanischen Monaten einigen griechischen Unterricht gab. Denn nachdem ich Homer in deutscher Sprache gelesen hatte, wollte ich gern dieselben Verse in griechischen Lauten nochmals hören. Aber der Unterricht war nur kurz und wurde durch die Rückreise nach Europa bald abgebrochen.

Am Abend des Karnevaldienstages waren wir, von Mexiko zurückkehrend, wieder in Paris eingetroffen. Bei der Vorüberfahrt am Opernplatz bliesen vom ersten Stockwerk des Opernhauses über die Menschenmenge die Fanfaren, die die Eröffnung des Maskenballes anzeigten. Es war mir aber, als verkündeten die Trompeten zugleich das Ende des Winters, den Beginn und den Einzug des Vorfrühlings und einen Willkomm für uns in Europa.

Ich verabredete mit meiner Frau, die von der langen ozeanischen Sturmreise sehr erschöpft war, daß sie sich in ihrem Vaterhause in Schweden ausruhen und sich dort aufhalten sollte, bis ich in Griechenland Haus und Garten gefunden hätte. Sollte ich aber dort auch keinen geeigneten Platz entdecken, so wollten wir uns dann beide in Würzburg, in meiner Heimatstadt, treffen und wollten dort einstweilen wohnen.

Wir waren dann noch einige Wochen bis Mitte April 1897 in Paris.

Am Tage, da ich meine Fahrkarte nach Griechenland bei der „Schiffsgesellschaft des Mittelmeeres" in Paris bestellt hatte und meine Frau eben nach Schweden abgereist war, begegnete mir auf dem Boulevard St. Michel der Schriftsteller Karl Vollmöller, den ich kurz vorher kennen gelernt hatte. Als er hörte, daß ich in zwei Tagen nach Griechenland reisen würde, sagte er mir, er würde gern auch nach Griechenland fahren. Er wolle nur an seinen Vater nach Hause telegraphieren, und wenn dieser zustimmende Antwort gäbe, würde er mit mir reisen. Wir fuhren dann einige Tage später von Marseille nach dem Hafen Piräus und machten die griechische Reise zusammen.

Bei der Fahrt um den Peloponnes entzückte mich besonders die rhythmische Berggestaltung dieses griechischen Landteiles. Die Berge waren dort, als ob eine Hand die Berglinien in der Luft vorgezeichnet hätte, als wären die Wellen der Erde einst bezwingenden rhythmischen Handbewegungen gefolgt und dann als zur Erde gewordener Rhythmus stehen geblieben.

In zarten Morgensonnenfarben, in einem kühlen Grün, das wie bereift aussah, und in einem fleischigen goldigen Rosa erschienen auf ätherblauem Meer diese ersten griechischen Landlinien des Peloponnes vor meinen Augen. Und ich hoffte bei ihrem Anblick bestimmt, daß hier der Boden für glücklichsten Dichterfrieden sein könnte, denn ich war beglückt vom Anschauen der rosigen Küste.

Ich saß, vom tönenden Meer getragen, auf dem

ſauberen ſilberweißen Schiffsverdeck, halb hinhorchend auf den Arbeitstakt der Schiffsmaſchine, und baute mir in Gedanken ein Haus dort hinüber an eine der ſtillen weltverlaſſenen Meeresbuchten.

Vom Schiff aus geſehen, ſprach jenes griechiſche Land keine andere Sprache als meine Heimatlaute, die ich in der Bruſt trug, und kein anderes Leben lebte an der nahen Küſte als das Traumleben und die Traumgeſchichten, die ich vom ſtillen Schiffsdeck hinüberſchickte unter die Ölbäume dort.

Von jenen früheſten Morgenſtunden an, als wir um den Peloponnes fuhren, bis zum Abend und bis zum nächſten Morgen, ſolange die Reiſe bis Piräus währte, füllte ſich mir das leere Schiffsdeck, auf welchem wir nur vier Paſſagiere waren, mit allen Helden der „Ilias", mit allen großen Geiſtern Athens.

Das Schiff war dann nicht mehr nur ein gewöhnliches Dampfſchiff; es wurde hoheitsvoll ein Argonautenfahrzeug voll herrlich gerüſteter Männer, voll feſtlicher Götterfrauen. Sie kamen in hellen Zügen wie aufſteigender Meerſchaum über das türkiſenblaue Meerwaſſer. Sie kamen aus den fernſten Ölbaumhainen. Und als ſpät am Tage der Berge lange Abendſchatten ſich dunkelgrün in das Meer hinaus bis an unſeren Schiffsbord hinlegten, da kamen immer mehr griechiſche Helden und Heldinnen, griechiſche Götter und Göttinnen, gefolgt vom frohen ſingenden Volk, auf den Abendſchatten, wie auf Brücken, über die Meerflut heran.

— Nur wieder neun Jahre ſpäter erlebte ich ähnliches Entzücken, als ich in einem ähnlichen ſilber-

blauen Vorfrühlingslicht in der japaniſchen Inlandſee fuhr, zwiſchen japaniſchen Ufern, in der Heimat des naturſeligſten Volkes der Erde. —

Als ich die Uferbilder und Meeresbuchtenlinien Griechenlands zum erſtenmal zwiſchen den Wimpern meiner Augen in mein Herz einziehen fühlte, ſchienen ſie unwirkliche Gefilde zu ſein. So verklärt ſchimmerte das Tageslicht von den melodiſch geſchweiften Bergen, als wäre die Küſte von dem Licht einer geiſtigen, unirdiſchen Sonne beſchienen.

Jene Erde, die ſo viele Schritte ernſter Helden einſt gehört hatte und ſich von Homer beſungen fühlte, lag da vor mir, als hätte ſie ſich unter Homers Geſang verklärt — wie eine Frau, die lautlos ein Liebeslied immer wieder ſingt, das ihr der geſtorbene Geliebte einſt gedichtet hat.

Und wie das Antlitz eines Menſchen, der ein Gedicht wiederholt, das er liebt, und deſſen Auge zwiſchen irdiſchem und unirdiſchem Ausdruck geteilt, verklärt in den Tag ſieht, ſo ſah Griechenland — das Lied Homers lautlos vor ſich hinſingend — mit ſeinen feierlichen Höhen an jenem Tage, an dem ich vom Morgen bis zum nächſten Morgen im Meer an der Küſte vorüberfuhr, in meine Augen und war eine heilige Geiſterwelt, eine heilige Dichterwelt.

Es ſchien keine Stunde nüchterner Alltag an jenen Ufern zu ſein. Eine köſtliche Feſtlichkeit begleitete mich an dieſer Küſte entlang bis zur nächſten Morgenſtunde, bis zum Augenblick, da das Schiff in Piräus anlegte.

In Piräus, im Hafengetriebe, zwiſchen Hafen-

hallen und Haufen von Fiſcherbooten, bei ſchmutzigen Fiſcherkneipen, bei den Kähnen, die, beladen mit gelben Orangen und grünen Zitronen, fremdartig leuchteten, wußte ich nicht mehr, als ich den Fuß ans Land geſetzt, daß ich in Griechenland war. Es lag vor mir ein kleinſtädtiſcher lebendiger Mittelmeerhafen mit dem üblichen Hafenlärm, mit Zollbeamten, Fuhrleuten, Fiſchern. Nur die griechiſche Lebhaftigkeit, das fliegende Verſtändnis für jeden Augenblick des Lebens, eine gewandte Eile und eine beſtrickende Gefälligkeit, die den Nordländer argwöhniſch macht, in ihnen war griechiſcher Geiſt zu fühlen.

Wir fuhren dann bald mit einem Wagen auf der alten Heerſtraße hin, die in einer geraden Linie, wie mit einem Lineal gezogen, nach Athen führt. Ich hatte geglaubt, daß hier Ende März ſchon Frühlingsgrün zu finden wäre, und war nun erſtaunt, daß die Weingärten an den Wegſeiten nur braune Rebenſtrünke und noch kein grünes Blatt zeigten.

Während der Fahrt ſah ich immer geradeaus und wunderte mich, daß ich nirgends den Felſen der Akropolis entdecken konnte. In der breiten Ebene, die ſich zwiſchen zwei Bergzügen von Athen nach Pyräus ans Meer zieht, hätte ich geglaubt, den Berg und die Akropolis am Ende des Tales, groß gegen den Himmel gezeichnet, ſofort erkennen zu müſſen. Aber erſt nah bei der Einfahrt in Athen ſah ich, umgeben von höheren Hügeln und verſchwindend klein neben dem mächtigen Hymettosbergwall, die Anhöhe der Akropolis mit den Tempelreſten. Aus

der Ferne ließ dieſe Tempelruine noch nichts von ihrer Großartigkeit ahnen.

Das neue Athen, in das wir einfuhren, mit ſeinen bürgerlichen Häuſern der Neuzeit, mit ſeinen Schaufenſtern, Straßenbahnen, ſeinem Kaffeehausleben, mit dem Getriebe unſeres Jahrhunderts in der langen Stadionſtraße, war mir vom Anfang an im Wege. Ich wäre am liebſten draußen vor der neuen Stadt heimlich aus dem Wagen geſtiegen und durch die Felder in weitem Bogen um das neuzeitliche Athen gegangen, hinauf zur Akropolis.

Am Tage vorher auf dem Meer war ich im Geiſt in einer ſtillen Ruinenwelt angekommen, die ſich Athen nannte. Ich hatte in Gedanken nebenbei ein paar Gaſthäuſer oder ähnliche Häuſer in ehrfurchtsvoller Entfernung, den Ruinen beſcheiden Platz machend, geſehen und hatte geglaubt, daß die Fenſter jener neuen Häuſer, ſo wie die Augen der neuen Menſchen dort, den ganzen Tag andachtsvoll träumend und vom Bewundern der großen Vergangenheit der Ruinen bewegt, keine Zeit zu eigenem Leben finden könnten.

Nun aber lärmte da eine ſich ſelbſtändig dünkende junge Stadt, eine mit Trambahnen, elektriſchen Maſchinen, Telegraphen und Telephonen und mit Motoren arbeitende, zeitgemäße, laute, ehrgeizige Stadt.

Dieſen Zeitlärm konnte ich noch nicht mit meinen, nur feierliche Ruinen ſuchenden Wünſchen vereinigen. Und ich war enttäuſcht und wünſchte mich wieder aufs griechiſche Meer zurück. Die Zeitungsverkäufer und die Lotterieverkäufer, die auf unſerem Wagen-

trittbrett geſchäftig ſchreiend emporkletterten, während wir in die lebendigen, gewerbetreibenden Morgengaſſen von Athen einfuhren, machten mich endlich lachen. Und Humor ſtellte ſich ein, und ich freute mich, doch allmählich von der Meeröde wieder unter zappelnde Menſchenkinder gekommen zu ſein.

Das unterhaltende ſüdliche Straßenleben, die Kupferſchmiede, die Seiler, die Korbflechter, die Töpfer und das viele andere Kleingewerbe, das da zuſammengepackt in den Gaſſen niſtet, war in ſeiner herzlichen Irdiſchkeit reizvoll zu betrachten, und der Lärm, der mich zuerſt abſtieß, lockte bald vertraulich meine Ohren an. Eine arbeitende ſtarke Gegenwart, meine Gegenwartswelt, erfüllte mich wieder, und ich ließ die feierlichen Träume weit zurück und fühlte mich trotzdem wohl.

Mein Reiſegefährte hatte von ſeinem Vater einige Empfehlungen an griechiſche Geſchäftsleute, an den deutſchen Konſul und an den deutſchen Archäologen Profeſſor Dörpfeld mit ſich. Von dem letzteren erhielten wir bei einem Beſuch einige gute Ratſchläge für unſeren Ritt durch den Peloponnes, den wir von Olympia aus nach Sparta unternehmen wollten. Zuerſt aber wollten wir vorher noch Delphi, Apollos heilige Stätte, am korintiſchen Meerbuſen ſehen. Franzöſiſche Gelehrte hatten dort kürzlich das große Ruinenfeld der Heiligtümer wieder aufgedeckt. —

Morgens von ſechs bis neun Uhr herrſchte ſchon das lauteſte Leben zwiſchen den blendend weißgetünchten Häuſern von Athen. Keine Stadt iſt mir je wieder ſo hell vorgekommen wie dieſe lichtdurch-

tränkte weiße Neuſtadt Athen. Und trotzdem herrſchte Düſterkeit in den Straßen.

Denn in keiner Stadt ſah ich jemals wieder ſo wenig Frauen, wie am Nachmittag dort auf dem Schloßplatz, während die Muſik ſpielte. Nirgends war eine griechiſche Dame, nirgends ein griechiſches Mädchen zu ſehen. Nur manchmal fuhr ein weibliches Weſen in einem Wagen vorüber. Aber auf dem Schloßplatz ſtanden wie eine einzige ſchwarze Maſſe, Schulter an Schulter, plaudernde Männer von allen Altern.

Nie wieder ſah ich ein ähnlich einſeitiges Daſein. Man könnte glauben, es würde hier Börſe abgehalten unter freiem Himmel. Oder man konnte denken, es ſei eine Verſchwörung im Gang. Während im heutigen Rom zur Muſikzeit in den Gartenanlagen des Monte Pincio die Römerinnen aller Geſellſchaftskreiſe, zu Fuß und zu Wagen, plaudernd mit und zwiſchen den Herren erſcheinen, ſind in Athen zu den Muſikſtunden nur einige Ausländerinnen am Rand des Platzes bei den Kaffeehäuſern zu ſehen. Es entſteht deshalb hier kein fröhliches Gemiſch, keine feſtliche geſellige Woge. Wie eine zuſammengepferchte Stierherde ſtauen ſich die Männer ſtumpf und ſtolz um die Muſik.

Ich habe ähnliches nur im Hyde-Park in London geſehen, wenn ein politiſcher Redner auf einen Stuhl geſtiegen war und ſich Hunderte von Männern um ihn geſammelt hatten. Dort ſah ich ähnlich viel ſchwarzbekleidete Rücken wie auf dem Schloßplatz von Athen.

Eine gähnende Langweile ging von dieſer Muſik aus. Denn die plaudernden und politiſierenden eifrigen griechiſchen Männer ließen die Muſik, wie es

ſchien, nur in ihren Ohren verhallen. Die Frauen, die im Gehen und im Lächeln wandelnde Muſik ſein können, fehlten hier den Augen der Männer, und das machte, daß die Männerohren nur halb hinfühlten, und daß nur eine halbe Feſtlichkeit aufkam.

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ſagt die Bibel. Und ich möchte hinzufügen: es iſt nicht gut, daß der Mann ohne eine Frau Muſik hört, daß der Mann ohne eine Frau ein Gedicht lieſt, daß der Mann ohne eine Frau ein Bild betrachtet, daß der Mann nur mit Männern ſpaziert. Ohne die Frau kommt nur die halbe Welt der Kunſtwerte und die halbe Welt allen Lebens zum Mann. Ebenſo können die Frauen die Welt und die Künſte nicht allein ohne den Mann ganz verſtehen und ganz genießen.

Als ich allein um die Erde reiſte ohne meine Frau, merkte ich es zuerſt gar nicht, wie wenig ich eigentlich ſah. Ich merkte es aber gleich, wie viel ich ſah, als ich heimkam von der Weltreiſe und meine Frau in meinen Erzählungen mit mir zuſammenreiſte.

Da erſt wachten viele Blicke auf, von denen ich nicht gewußt, daß ich ſie aufgenommen hatte, und Bilder und Landſchaften und Begebenheiten kamen mir aus dem Unterbewußtſein ins Bewußtſein, als ich vor ihren Augen noch einmal die Weltreiſe zu Hauſe in Gedanken dichtete.

Was ich für mich allein erinnert hätte, das wäre kaum die Hälfte der Eindrücke geweſen. Für ſie aber erinnerte ich noch eine Fülle, die ich im Unbe-

wußten beim Reiſen mit ihren Augen aufgenommen hatte, und die verloren gegangen wären, wenn nicht ihr Auge mir dann zu Hauſe das unbewußt Geſehene geweckt hätte.

Ich hatte auf der Weltreiſe unterwegs keine Notizen gemacht, was ich niemals auf Reiſen tue, hatte mich auch durch keine Bücher auf die Reiſe vorbereitet, las auch nach meiner Heimkehr nicht die Briefe durch, die ich unterwegs geſchrieben hatte, ſondern hielt mich nur an mein und ihr Auge, an unſere inneren und äußeren Augen, mit denen ich die große Reiſe nochmals nachreiſte, ſo wie ich heute nach ſechzehn Jahren die griechiſche Reiſe wieder nachreiſe.

Von der Weltreiſe kam ich im Juli 1906 zurück, und erſt im Juli 1907 begann ich mein Buch „Die geflügelte Erde", das jene Reiſe in Verſen beſchreibt. Nur einige Photographien und Anſichtspoſtkarten und nur kleine Geſchenkerinnerungen, die ich von jedem Ort unterwegs für meine Frau mit nach Hauſe genommen hatte, nur dieſe winzigen Stückchen Wirklichkeit halfen mir zwei Jahre lang nochmals die ſieben Meere und ihre Wunder in einer Dichtung aufleben zu laſſen.

Ich fühlte mich während der Reiſe um den Globus auch keinen Augenblick als Schriftſteller reiſen. Wohl hatte ich jene Fahrt mit dem Gedanken angetreten, ſpäter einmal eine Dichtung über die Wunder der Erde ſchreiben zu wollen. Aber während der Reiſe enthielt ich mich jedes Gedankens an das künftige Buch. Und ich glaube, ich bewahrte mir

dadurch einen möglichſt unbefangenen innerlichen Blick, indem ich jedes übertriebene berufsmäßige Schauen, jedes berufsmäßige Aufnehmenwollen beim Reiſen ausſchaltete, wie ich das auch bei Erlebniſſen immer zu tun verſuche.

Nur dann laſſen ſich die Empfindungen und die Gefühle breit und tief in einem nieder, wenn man ihnen allmenſchlich und zwecklos entgegenkommt. Jeder Zweck macht die künſtleriſchen Gefühle taub und öffnet nicht die Tiefen des Innenlebens im Menſchen.

Aber ich habe gefunden, daß es für einen Schriftſteller einer jahrelangen Selbſtzucht bedarf, einer immer wieder erneuten Zucht des Willens und einer immer wieder erneuten Zucht zur Ruhe und Geduld bedarf, um das Leben mit offenem Gefühl täglich von neuem in heiliger Zweckloſigkeit empfangen zu können. Nur jenen Zweck ſoll der Dichter hochhalten, den, dem Weltalleben nachzufühlen und nicht nur ſein eigenes Leben, ſondern alle Lebenserſcheinungen in das Herz einmünden zu laſſen.

Nur dann wird dem, der ſich durch ſolches Weltallempfinden, durch das gerechte und empfindende Betrachten aller Leben bereichert hat, nicht bloß das geiſtige, ſondern auch das leibliche Gefühl der Lebensunendlichkeit zu teil.

Die Luſt an der Unvergänglichkeit der einzelnen Atome des Leibes überbietet dann das leiſe Weh über die Vergänglichkeit der Leibesform. Denn das Gefühl der leiblichen Unſterblichkeit iſt für uns alle erreicht, ſobald wir das Weltall als unſeren Leib und Beſitz fühlen lernten.

Als ich am Spätnachmittag des ersten Tages in Athen, am Theseustempel vorbei, dessen ehemals weiße Säulen jetzt wie gelbes Bienenwachs leuchten, auf dem Weg bei den alten Amphitheatern zur Anhöhe der Akropolis hinaufwanderte und dann über die breiten zerbrochenen Freitreppen, auf dem mit Quadern bepflasterten Platz beim kleinen Erechtheiontempel vor den ungeheueren Säulen des Parthenontempels stand, da, schien es mir, waren das keine Ruinen, was ich vor mir sah. Es waren Bauwerke noch im Aufbau begriffen.

Die Handwerksleute und die Architekten schienen den jungen Bauplatz des herrlichen Zukunftbaues eben zur Abendstunde verlassen zu haben und waren hinunter in die Stadt gegangen. Da lagen Säulen und Quadern, die scheinbar noch am Mittag den Hammer und den Meißel der Steinmetzen gespürt hatten. Und die steinernen Frauengestalten, die das Sims des Erechtheion auf ihren Köpfen stützen, waren von den jungen Bildhauern vorhin erst mit den lebenden Frauen verglichen worden, die dazu Modell gestanden hatten, vor dem inneren und äußeren Auge der Künstler.

Jung, lebensvoll, wunderbar zeitlos waren die Formen und die künstlerischen Linien der behauenen Steine. Die gerillten Säulen standen jung aufrecht, als wäre in ihren tiefen Rinnen nur erst ein Mal ein Frühlingsregen herabgerieselt.

Nichts sprach hier von jahrtausendaltem Regen, von jahrtausendalten Winden und Sonnenbränden, die diese Steine erlebt hatten. Nur neuzeitliche und zukünftigste Weltfestlichkeit tönte bei jedem Schritt

auf den Fließen des Parthenons in mein innerſtes Ohr. Dieſem Bauplatz fehlten nur die Gerüſte; man mußte annehmen, die Baugerüſte ſeien zu früh abgenommen worden, ehe die Bauten noch ganz fertig waren. Einen andern Eindruck empfing ich nicht. Das Wort Ruine kam nicht in meinen Gedanken auf.

Welche ſtümperhafte Bauten waren dagegen die alten römiſchen Backſteinbauwerke des Forums in Rom! Welche ſtümperhafte, geiſtesbeſchränkte, unharmoniſche Linien trugen nicht alle anderen Steinbauten Europas! Hier an der Akropolis waren nicht bloß geſchickte Menſchenhände und klug berechnende Gehirne an der Arbeit geweſen. Hier hatten weltfeſtliche Herzen die Pläne gezeichnet, weltfreudige Hände und Augen Meißel und Hammer walten laſſen. Die aus den Gehirnen eines Volkes von Dichtern geborenen menſchenherrlichen Götter hatten, ähnlich wie ſie beim Kampf um Ilion die Krieger aneiferten, ſo hier die Künſtler bei ihrer Arbeit beſeelt. Dieſe Tempel waren gedichtet, waren jahrtauſendalte Steingedichte. Und ſo wie jedes echte Gedicht kein Alter, keine Zeit, keine Vergänglichkeit kennt, ſo ſtanden auch dieſe Bauten alterlos jugendlich in ihrer unvergänglichen Selbſtverſtändlichkeit da.

Auch die Säulen, die geſtürzt waren, ſie wurden nicht zu Ruinenſtücken. Sie blieben Vollkommenheiten. Sie ſchienen in jedem Augenblick neu aufwachſen zu wollen, da jeder einzelne Stein, jede Meißellinie Unſterblichkeit ausſtrahlte und überzeugendſte Weltallfeſtlichkeit.

Wenn ich mir heute vorſtelle, daß dort auf der

Anhöhe der Akropolis, um den freien Platz bei dem Parthenontempel, Flieger mit ihren Flugmaschinen landen und wieder aufsteigen sollten und um jene sogenannten Ruinen kreisen würden, und wenn ich mir dieselben Luftfahrzeuge aufsteigend und kreisend um alte deutsche Burgen denke oder um das Schloß von Versailles, um den Londoner Tower, um das Potsdamer Lustschloß Sanssouci — nirgends in Europa würden die Flugmaschine und der Motor in ihrer edlen stählernen Gelenkigkeit und gestaltet von neuzeitlichem Erfindungsgeist sich so klar und gleichberechtigt dem Geist der Baumeister anpassen als bei der Akropolis. Hier könnte man glauben, die Ururenkel jener Bauleute haben von ihren Vätern mit den Plänen der Tempel auch die Pläne zu den neuzeitlichen Flugmaschinen, die Pläne zu den stählernen Motoren, ebenso wie die Pläne der drahtlosen Telegraphie, die Pläne zu den Markoniapparaten und die Pläne zu allen heutigen technischen und elektrischen Erfindungen erhalten.

Wenn ich an Gotik-, Renaissance- oder Rokokobauten denke, selbst wenn ich an den arabisch-maurischen Stil mit seiner weiblichen Märchenhaftigkeit denke, — bei keiner dieser an sich harmonischen Stilarten tritt das Geistige und das Körperliche in so klarer, edler und einfacher Einheit auf. Dieser Baustil ist der Brudergeist unserer sich in Arbeit und Festlichkeit und Selbstzucht übenden Zeit. Jung tritt einem dieser Neuzeitgeist entgegen aus allen alten Bauten Griechenlands und besonders aus den alterlosen athenischen Bauten der Akropolis und des Theseustempels.

Es scheint mir oft, als hätten unsere Architekten in ihren neuesten Bauten noch nicht dem aufgeklärten festlichen Zeitgeist voll Rechnung getragen. Wohl wirkt die große Vereinfachung in der heutigen Architektur befreiend. Aber es fehlt noch die Selbstverständlichkeit der Formen.

Zu viel geschultes Wissen, zu wenig innerliche Freiheit gestalten den heutigen Baustil. Es sind noch nicht alle Dumpfheiten alter Weltanschauungen vollkommen überstanden. Es herrscht noch nicht in der Architektur die selbstverständliche einfache Weltallfestlichkeit, die angeboren in uns lebt.

Den meisten unserer Bauwerke fehlt in der Linie noch die natürliche Beherrschung, mit welcher zum Beispiel ein Vogel von Baum zu Baum fliegt, mit der ein Reh aus dem Waldsaum tritt, mit der die Biene arbeitet und die Forelle gegen den Bachstrudel schwimmt, mit der das Buchenblatt sich aus seiner braunen Schutzkapsel entfaltet, mit der jede Baumart ihre verschiedenen zackigen Blätter naturgefällig hervorbringt.

Bauformen müssen so körperlich klug wie geistig klug sein und Nutzen und Schönheit in unzertrennlicher klarer Einheit vereinigen.

Aber ich will nicht damit sagen, wenn ich die alten griechischen Baudenkmale lobe, daß man, wie man es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts getan, zu Napoleon des Ersten Zeit und später, die griechische Säulenwelt nachgeahmt bei uns aufstellen soll.

Ich möchte nur darauf hinweisen, daß, wenn

wir eine befreite feſtliche Innerlichkeit, mit der der Grieche das Alltagsleben in jedem Augenblick auffaßte, auch bei uns wirken laſſen wollen, ſo werden wir dann auch zu geiſtig freieren Bauwerken, unſerem Klima angepaßt, zu einem edlen, unveränderbaren feſtſtehenden Stil kommen.

Eine feſtliche Weltanſchauung wird alle Künſtler verinnerlichter und vereinfachter arbeiten machen. Sobald das Leben von den europäiſchen Völkermaſſen nicht bloß als eine Pflicht oder gar als ſündiges Jammertal oder als ein Durchgangsaufenthalt zu einem beſſeren Leben aufgefaßt wird, wird ſich alles Menſchenleben natürlicher und künſtleriſcher geſtalten als jemals.

Wenn die Völker von der zweckmäßigen, daſeinsklugen Weltfeſtlichkeit aller Leben, alſo auch von der Feſtlichkeit der Menſchenleben, durchdrungen und überzeugt worden ſind, wird der Kunſtſinn feſtlich befreit ſein.

Ebenſo wie die Griechen, ſo hat man auch lange Zeit die Japaner nur vom Standpunkt einer ſchmachtenden Schönheitsſchwärmerei aus bewundert. Man verſtand nicht, wie herrlich nützlich in erſter Linie alle Gebilde ſind, die dieſe beiden Völker hervorbrachten, und die zuerſt den Zweck erfüllen und bei wunderbarer Zweckdienlichkeit eine ſelbſtverſtändliche Schönheit bieten.

Eine Bauernfrau im ſchlichten Arbeitskleid und jeder Arbeiter in ſeiner Arbeitstracht, die zweckdienlich erfunden wurde, wirken künſtleriſch und zeitgemäß und ſind nicht ſtimmungsſtörend für den Künſtler.

Zweck und Geiſt verhöhnend aber ſind die heutigen, zerſtückelten und zuſammengenähten, ſinnloſen Modekleider der europäiſchen Frauen. Grauenhaft verirrt iſt das europäiſche Frauenkleid von heute und iſt nicht mehr die kluge nützliche, ſchöne irdiſche Hülle für den ſchönen irdiſchen Frauenleib.

Die Japanerin, die Chineſin, die Araberin ſehen ihr Kleid noch mit geſundem und klugem Naturſinn als eine feierliche, zweckmäßige Umhüllung an.

Das europäiſche, zweckwidrige, ſchönheitswidrige, unedle, unſinnig zuſammengeſtellte Modenungeheuer, das man nicht mit dem edlen Namen Frauengewandung benennen darf, iſt ein Ergebnis dumpfer, verjährter und überwundener Weltanſchauung.

Und auch die europäiſche Männerkleidung beengt den Körper, wirkt zerſtückelt und iſt zeitraubend beim Anlegen. Sie beſteht aus viel zu viel einzelnen Teilen und Teilchen.

Der Menſchenkörper aber ſoll eingehüllt und nicht eingezwängt werden.

Wie man ein einziges Einpackpapier um einen Gegenſtand wickelt, den man einhüllen und ſo geſchützt heimbringen will, ſo wird von Chineſen und Japanern der Körper des Menſchen bei der Kleiderfrage behandelt.

Man preßt den Leib nicht ein und behängt ihn nicht mit zehnerlei Lappen und Läppchen, nicht mit drückenden Knöpfen und mit überflüſſigen Litzen, Kragen, Krawatten. Der Aſiate hüllt den Leib wie einen koſtbaren Gegenſtand weit und reichlich und doch ſorgfältig ein, ohne die Glieder herauszuſchrauben

oder ſie zu beengen. Der Aſiate läßt ſeinem Leib in der Hülle Bewegungsfreiheit, er behandelt ſeine Glieder gütig und ſelbſtverſtändlich verſtändig und liebevoll.

Man betrachte nur die Bilder der Japaner und Chineſen, die ſeit Jahrhunderten die Frauen immer im gleichen Kleide zeigen. Jene Völker ſind nicht müde geworden, dieſes ſelbe Kleid immer wieder zu ſehen.

Man nahm an dieſer Kleidung nur kleine Abwechslungen in den Stoffmuſtern vor, von Jahrhundert zu Jahrhundert kaum merkbar. Unſere Frauenwelt aber iſt von einer Kleiderkrankheit, von einer Kleiderverwandlungsſucht beſeſſen. Teils bewirkt dieſes die kaufmänniſche Gewinnſucht der Männer, teils hyſteriſche Eigenliebe der Frauen, die ſich gegenſeitig zu unſinnigſten gehetzten Formen anſpornen.

Wenn aber einmal Frau und Mann ſich nicht mehr belügen und ſich nicht mehr als den Gipfel der Schöpfung betrachten, ſondern ſich als Weltallmitglieder ſehen, dann wird die Eitelkeit edlere Wege gehen. Dieſe aufgeklärten Menſchen werden den Modeirrſinn verſchmähen, und die Körper mit natürlichen Gewändern zweckdienlich, vornehm und freudig verhüllen, ſtatt den Leib mit Stückwerk überreizt, unbequem, unſchön einzupreſſen oder zu behängen.

Das chineſiſche Kleid, das weite Beinkleid, der ärmelweite, hemdartige chineſiſche Rock, könnte auch für uns Europäer eine Zukunftskleidung werden. — Die künftige Frau wird zugleich wie der künftige Mann die Schöpferkraft des ganzen Weltalls in

ihrem Herzen als ewigen verantwortlichen Besitz und als unendlichen festlichen Widerhall fühlen. Diese dann nicht nur persönliche, sondern weltallfestlich gestimmte Zukunftsfrau, die im Garten und in der Natur, in der Gesellschaft, im Haus und bei der Arbeit, bei den Künsten und bei den Weisheiten ihres Volkes freudig und befreit aufgewachsen ist, diese wird sich ganz von selbst scheuen, sich unedler zu kleiden als die Griechinnen es taten, unedler als die Frauen der sinnenweisen Völker Asiens es tun.

Ich erlaubte mir die griechische Reise mit dieser Betrachtung zu unterbrechen, da ich, wie ich nochmals wiederholen möchte, in diesem Buch Gedankengut aus meinen Wanderjahren geben will und nicht nur Ereignisse. Ich möchte im Anschluß an die europäische Kleidungsfrage daran erinnern, welches Aufsehen in den neunziger Jahren Tolstois „Kreuzersonate" machte. Der Dichter eiferte in diesem Werk gegen die Schamlosigkeit unserer Frauenkleidung, gegen die das Fleisch ausstellenden Ballkleider und gegen das Stahlgerüst, das damals den Frauen die Rippen einpreßte und die Brüste und Hüften herausdrückte.

Wie recht hatte der große Mann! Wie werden die europäischen Frauen von allen asiatischen Völkern verachtet, weil sie der Öffentlichkeit Reize enthüllen, die nur der Liebesstunde und dem Geliebten gehören sollen.

Das ist nicht Festlichkeit des Lebens, eine scham-

loſe Ausſtellung der Reize. Das iſt hurenhafte Feſtlichkeit. Und ſie mag gut ſein auf dem Sinnenmarkt, dort wo die Frau ihren Körper verkaufen will, in den Häuſern und Stadtvierteln der Freudenmädchen. Aber nicht einmal auf den japaniſchen Mädchenmärkten wagt die Dirne Japans mehr als ihr Geſicht und ihre Hände öffentlich zur Schau zu ſtellen.

Würden wir alle nackt gehen und würden alle Sinnenverrichtungen wie die Tiere unter freiem Himmel und vor allen Menſchen ausüben, das wäre unſchuldiger und ſchamvoller als es dieſe berechnende, halbe Enthüllung auf den heutigen Bällen der Europäer iſt. Gebietet es die Sonnenhitze, das Baden im Meer, die Hitze im heißen Süden, daß die Frauen ähnlich den Indierinnen nur halb verhüllt gehen, ſo iſt dann dieſes Sichenthüllen natürlich und dort durch Zweckmäßigkeit geheiligt und unſchuldig zu nennen.

Aber in unſerem kalten, kühlen Klima, in unſerer nüchternen Winterwelt, iſt es Wahnſinn und Schamloſigkeit, wenn die Männer ſich gegenſeitig ihre Frauen in den Geſellſchaften mit entblößten Brüſten und nackten Armen zuführen.

Ich meine nicht, daß die Frau ihr Geſicht verhüllen ſoll wie die Mohammedanerin. Das Geſicht ſoll niemand verſtecken, aus dem Geiſt ſprechen ſoll und das Herz.

Die Chineſinnen und Japanerinnen gehen ſeit Jahrhunderten ſchlicht und vornehm mit offenem Geſicht und ſchön friſiertem Kopf, ohne Hutaufputz, auf ihren Straßen umher und in ihrem Hauſe. Nur

die Tänzerinnen und die öffentlichen Mädchen kleiden ſich in ſchreiende Farben.

Da dieſes Volk in ſeinen nördlichen Provinzen in ähnlichem Klima lebt wie wir, und wie wir bei Regen, Sonne und Schnee aufgewachſen iſt, ſoll man nicht glauben, daß wir uns nicht auch an jenen Kleidertrachten ein Beiſpiel nehmen dürften. Denn jene Tracht der Chineſen und Japaner eignet ſich auch für unſere europäiſchen Witterungsverhältniſſe und iſt für unſere Männer und Frauen nützlicher und zweckdienlicher, als die heutige europäiſche Tracht es iſt.

Wer es nur einmal in ſeinem Leben verſucht hat, ein japaniſches oder chineſiſches Kleid anzulegen, der wird den wunderbaren Genuß nicht vergeſſen können, den ihm dieſe ſchöne, vornehme, kleidſame, geſunde und behagliche Umhüllung bereitet hat.

Sowohl die Anzüge für die Männer als die Trachten für die Frauen ſind in jenen Ländern für beide Geſchlechter aufs Sinnvollſte ausgedacht. Kein Druck eines Hakens oder Hornknopfes, keine Beengung und Ermüdung fühlt der Körper in dieſer einfachen harmoniſchen und lebensfeſtlichen Gewandung. In dieſen Hüllen bleibt der Menſch ein unbeengter Menſch.

Dieſe Kleider treiben den, der ſie trägt, nicht an, mit ſich ſelbſt in eitlem Unfrieden, in eitler Wechſelſucht und unnützer Unbequemlichkeit zu leben. Dieſe weiten Kleider in ihrer einfachen Schönheitslinie bedeuten, weil ſie zweckmäßig ſind, beim Tragen und Anlegen eine Kraftersparnis für den Körper und für das Leben eine Zeitersparnis.

Ich bin mir in Japan und China in meiner europäiſchen Kleidung, die beengend, ermüdend und von den Schneidern unfrei ausgetüftelt iſt, mit ihren vielen Knöpfen und Knopflöchern, mit der unmännlichen Krawatte und den vielen anderen Unbequemlichkeiten, belaſtet und ungeheuerlich vorgekommen unter den ſchlicht und zweckmäßig, bequem und vornehm umhüllten Chineſen und Japanern. Ich erſchien mir unfreudig und unſinnig gekleidet.

Wir belächelten bisher nur das Fremde an der aus der Fremde kommenden Tracht der Chineſen und Japaner. Aber wir verſuchten niemals dieſe Trachten auf ihren Lebensſinn, auf ihre Bequemlichkeit, Sparſamkeit, Einfachheit und Zeiterſparnis hin genau zu prüfen. Man könnte ſehr wohl bei uns zur allgemeinen Erleichterung und zum allgemeinen Wohlbefinden ſowohl jene Trachten der aſiatiſchen Männer als die der aſiatiſchen Frauen zur Grundlage für eine neue europäiſche Tracht annehmen und einführen.

Schnelle Zeitungsſchreiber verbreiten bei uns fortgeſetzt die Nachrichten, in Japan und China kleide ſich jetzt die Bevölkerung europaähnlich. Dieſes iſt nur inſoweit wahr, als es ſich auf das Militär, auf die Beamtenwelt und die mit Europa verkehrenden Diplomaten bezieht. Das chineſiſche und japaniſche Volk aber, der chineſiſche Handwerkerſtand und der Bauernſtand, von denen Millionen in Japan und China leben, dieſe denken nie daran, ihre Kleidung, die ihre Urväter ihnen ſo bequem, gefällig, ſparſam und zweckdienlich erdacht haben, aufzugeben.

Mein japaniſcher Reiſeführer, ein gebildeter

Japaner, trug europäiſche Kleidung. Aber wenn er abends das Hotel betrat, ſo vertauſchte er gleich die ihn beläſtigende europäiſche Tracht mit ſeiner ſchönen unauffälligen, ſchlafrockartigen Gewandung.

Als ich ihn einmal fragte, warum er das tue, ſagte er höflich: zum Billardſpielen würde er auch zu Hauſe im Hotel die europäiſche Tracht anbehalten. Dazu ſei ſie ſehr bequem, da der weite japaniſche Ärmel das Billardſpielen erſchweren würde. Aber ſonſt ſei ihm die japaniſche Tracht bequemer.

Ich mußte lachen und ihm recht geben, wie ich in ſo vielem den Aſiaten recht geben mußte, ihnen, die wir Europäer in unſerem grünen Schuldünkel ſo oft mißverſtehen und ungefühlt und ungerecht und unverſtändig beurteilen. —

Eines Abends beſtiegen wir in Piräus ein Schiff, das uns in der Nacht durch die Schleuſen des Iſthmus von Korinth und durch die korinthiſche Meerenge am nächſten Morgen nach Itea bringen ſollte. Itea iſt eine Landungsſtelle am Fuße der Bergmaſſe, auf welcher die Ruinenfelder des heiligen Delphi ausgebreitet liegen.

In dieſer Nacht ſchlief ich nur wenige Stunden und träumte wachend, am Schiffsgeländer ſitzend. Griechiſche und türkiſche Kaufleute, mit ihren Familien, hockten ſchlafend, in Mäntel und Decken eingewickelt, in der warmen Frühlingsnacht auf dem Verdeck. Von der friedlich ſchlummernden Menſchenherde ſah man im Mondſchein nur Knäule, und das Schiff

glitt mit den Schlafenden wie ein großes ſchwimmendes Bett durch das mondglänzende Waſſer.

Ich ſaß am Schiffsgeländer und beobachtete unſeren Weg, der, als der Schiffskörper in die hochgemauerten Schleuſen kam, einer Fahrt durch gemauerte Kellerräume glich. Der Mond ging treu am Himmel über dem Schiffsmaſt mit, es war auch, als ſänke er mit dem Schiff von Schleuſe zu Schleuſe tiefer.

Wie wiſſen die Neuzeitmenſchen ſich die Wege zu kürzen! Wie ſind ſie unglücklich von der Endlichkeit aller Wege durchdrungen! Tauſende und tauſende Jahre lang nahmen die Menſchen das Leben breit, machten auch Umwege, weil ſie immer am Anfang und Ende der Wege zugleich waren. Wir aber ſehen heute nur das Ende aller Wege vor uns. Der Anfang iſt abhanden gekommen, der Weganfang fehlt, der ſich immer wieder dem Ende anſchließt.

Eine Eintagsfliege lebt nicht kürzer als ein Menſch, der hundert Jahre alt wird. Die Fliege erlebt ihr Leben, das für die Form des kleinen Weſens ſo unendlich viel iſt, wie es die hundert Jahre Menſchenleben für die Form Menſch ſind. Den Menſchen fehlt das Köſtlichſte heute: die Zeitloſigkeit. Das Gefühl fehlt, das uns ſagt, daß nicht bloß das Leben, nicht bloß das Vorwärtsrennen erlebt werden ſoll, ſondern daß Lebensbetrachtung ebenſo wie Tätigkeit ein Allestun bedeutet, wenn ſie im Geiſt und im Herzen gepflegt wird.

Ein Europäer von heute braucht eine Zeitung, wenn er nicht arbeitet. Und wenn er die Zeitung

fortlegt, braucht er einen Mund oder mehrere Münder, die ihn anreden. Und er braucht um sich Ohren, in die er wieder hineinredet. Und die Europäerin braucht Augen, die sie betrachten, umschwärmen, beneiden. Sie braucht auch auf dieselbe Weise ihre eigenen Augen.

Aber sich selbst brauchen wenige Europäer und wenige Europäerinnen. Und von der Allwelt sind sie überzeugt, daß mit ihr sich die Wissenschaft genügend beschäftigt; und von der Schönheit der Allwelt, von der Innigkeit des Allebens wissen sie, daß diese die Künstler beschäftigt, so wie sie wissen, daß die Schuster sich mit dem Leder und die Schreiner sich mit dem Holz beschäftigen.

Wenn die Europäer Stiefel anziehen oder Möbel hinstellen, tragen sie den Stiefel nicht an ihrer Person, sie lieben sich das Möbelstück nicht an wie ein Kind, das man adoptierte. Die neuen Stiefel sind für die anderen angezogen, die Möbel sind für die anderen hingestellt, so wie die Augen für die anderen da sind.

Sich selbst haben jene, die so tun, nie gefunden. Darum kann man nicht sagen, daß sie sich verloren haben. Nur die wenigstens von ihnen wissen heute, wer sie sind und was sie wollen. Sie wissen aber immer, was alle wollen.

Und sie verwechseln den Willen des anderen mit dem eigenen und halten die Wünsche der anderen für ihre eigenen. Sie hören nicht mehr mit ihren eigenen Ohren, sie redeten niemals mit ihrem eigenen Munde. Sie hören mit geliehenen Ohren, und mit geliehenem Mund reden sie.

Sie ſind nur Schattenleben aller jener, die wie ſie nur ein Schattenleben führen. So wie der Schatten haſtiger dem Körper vorausgleitet, ſpurlos, bald rechts, bald links, bald vor, bald zurück, am Wege hinſtreift, ohne eigentlich den Weg zu ſehen, ſo ſind die Herzen jener Europäer heute, die die Haſt und die Eile lieben, wenn ſie auf den Wegen, an den Dingen vorüberfliegend, achtlos hinflüchten.

Immer ſind ſie wie Menſchen, die, ſtatt vom Berg mit den Füßen herunterzugehen, ſtatt das Land mit den Füßen zu fühlen, ſich von den Bergen auf dem kürzeſten Weg durch die Luft herunterſtürzen. Die Eile, der kürzeſte Weg, das iſt ihr Lebenszweck. Und ſie glauben ihr Leben zu bereichern, indem ſie ſich eilig mit Endlichkeitsgefühlen anfüllen und anpeitſchen, da ſie das Größte am Leben, das Wirklichſte, das dem Menſchen angeborene Unendlichkeitsgefühl, nicht als Wirklichkeit empfinden können.

Sie halten die Ewigkeit, die in uns ebenſo wirklich liegt, wie ſie in jeder Minute draußen das Weltall unbegrenzt macht, für eine billige Einbildung. Sie bedenken dabei aber, kurzſichtig, nicht, daß ihre Endlichkeit, ihre Wirklichkeit, erſt recht eine Einbildung wird, ſobald das Menſchenleben nicht den unendlichen Widerhall in dem uns angeborenen Unendlichkeitsgefühl findet.

Aber bei der Jagd nach Eile erhält keine Gebärde, kein Erlebnis Widerhall und gibt kein Weſen dem anderen Weſen den Rahmen der Unendlichkeit. Statt einer Muſik, ſtatt einer Lebenshymne, die das Schickſal jedes Menſchen, zuſammengeſetzt aus Leid-

und Freudetönen, dem inneren Ohr, dem ewigen Ohr vorſingt; ſtatt der ewigen Bilder, die dem inneren Auge, dem ewigen Auge, des Menſchen ſich täglich hinmalen wollen, bleibt dem Eiligen nur ein Tonlärm und ein Farbenfleckengefühl im Sinn.

Die Menſchen von heute haben die Lebensruhe eingebüßt, die jedem Menſchen die Erkenntnis gibt, daß er im Innerſten zugleich Herr und Diener der Schöpfung iſt. Die Lebensruhe hat ſich in eine Lebensflucht verwandelt, und die meiſten fühlen ſich deshalb nur als Lebensknechte.

Einige glauben ihr Ich erſt nach dem Tode in einem Himmel oder in einer Hölle wiederzufinden, in einer ausgedachten Peinlichkeit oder in einer erdachten Überſchwenglichkeit, für die das Weltalleben keinen Raum hat, und die ein weiſes Weltſchöpfertum nie ausklügelt.

Oder die, die ſich aufgeklärt vorkommen, erwarten, daß ſie nach dem Tode ſpurlos verſchwinden. Und ſie werden ſpurlos verſchwinden, da ſie nie waren. Denn ihr Schattenleben iſt noch kein Leben geweſen. Und ſie waren nur fliegende, haſtige, fahrige Schatten auf Erden. Sie erkennen dieſes ſelbſt, da ſie finden, daß ſie ſpurlos verſchwinden werden.

Dieſe Leben ſind ſo verſchieden von wirklichen Menſchenleben, wie die Zuckungen eines toten elektriſierten Froſches verſchieden ſind von den Bewegungen eines lebendigen. Die haſtigen Zuckungen der Eile jener Gehirne geben jenen Menſchen kein herzliches Leben, und es gehen von ihnen auch keine herzlichen warmen Lebenswirkungen aus.

Nur durch Sichzeitnehmen, nur durch das Verweilenkönnen, durch das zeitlose Sichvertiefenkönnen, nur durch geduldiges Umwegemachenkönnen gelangt der Mensch zu seinen innersten Augen, zu seinen innersten Ohren, zu seinem innersten Mund und auch zu seinen innersten Händen.

Aufnehmen und Wirken geschieht dann im Rahmen zeitloser Ruhe, im Rahmen der dem Menschen angeborenen innersten Ewigkeit. Jede andere Art zu leben, erzeugt gekünsteltes Dasein. Warmblütiges Leben will Weile, Geduld und Vertiefung.

Ein Mensch, der zu langsam ist, der wird nicht soviel Schaden unter den Menschen anstiften als der Mensch, der zu schnell ist.

Betrachtet die Ruhe, die in jedem Kinde wohnt. Wenn der Erwachsene ein Kind nicht erschreckt durch ungeduldiges Antreiben zur Eile, und das Kind noch nicht verdorben ist durch die verderbliche Eileluſt der heutigen Menschen, so handelt jedes Kind aus der Weltunergründlichkeit heraus, ruhig vornehm, bedächtig, sich Zeit lassend.

So wie ein würdiger Greis, der zur Weisheit und zum weisen Rückblick des Lebens gelangt ist, Ruhe verbreitet, trägt jedes Kind in sich ein weises stilles Vorwärtsschauen, das sich nicht anders ausdrücken kann als durch Ruhe. Ruhe, die ergründen will und die mit vorsichtigen Tastversuchen zu den ewigen Lebensregeln kommen will, die das Kind innerlich unbewußt als richtig erkennt. Zu diesem Erkennen will jedes Kind seinen noch ungelenken Körper und das noch ungelenke Gehirn mit Ruhe hinführen; so-

bald es nicht durch Eile und Antrieb verwirrt wird, gelingt jedem in Ruhe geleiteten Kinde die Lebenserkenntnis von selbst.

Immer habe ich gefunden, daß die Schulknaben mehr innere Ruhe und dadurch mehr innere Weisheit besaßen, mehr innere Klugheit als der vom heutigen Leben ungeduldig gemachte, gepeitschte und in seinem Innenleben bereits zerrüttete Lehrer.

Darin besteht die Heiligkeit der Jugend, daß sie noch ein unzerrüttetes Innenleben kennt, das noch nicht schattenhaft geworden ist, wie das Innenleben der Erwachsenen es heute ist. Ich glaube, innerlich können die jetzigen erwachsenen Menschen, die durch den Wahlspruch: Zeit ist Geld und Geld ist Leben, innerlich kurzsichtig und innerlich schwerhörig geworden sind, von den Kindern leichter tiefer sehen und tiefer hören lernen als von ihren eigenen, bereits verdorbenen Augen und Ohren.

Und wie die Ruhe des Kindes aus des Menschen Urkraft kommt, so ist die Ruhe des echten Künstlers aller Zeiten gewesen. Und wie die Ruhe dieser beiden ist die Ruhe der Tiere, ist die Ruhe der Pflanzen, ist die Ruhe aller Weltalleben einem ewigen Weisheitszustand unergründlich angeschlossen. Diesen natürlichen Weisheitszustand verjagt sich der heutige, hastige, nach Zeit und Wegabkürzung und Endlichkeit gierige Europäer. —

Das griechische Volk, das eine so große und edle Vergangenheit hat, hat zwischen Athen und Sparta im Peloponnes, also um den Isthmus von Korinth, seinen Handel jahrhundertelang walten lassen,

und seine Schiffahrt bedurfte nicht der Schleusen und des Durchschneidens einer Landenge. Dieses Künstlervolk lebte festlich in Göttermenschenlust und nahm sich Zeit zu seiner Festlichkeit. Den Griechen war ein rascher kluger Blick eigen, ein rasches lebendiges Handeln, aber keine jämmerliche überstürzte Eile. Keine jämmerliche, nervenzerrüttende Lebensjagd störte das große Volk in seiner künstlerischen Hoheitszeit beim Weltallfest. Darum, weil es Zeit zum künstlerischen Genießen hatte, hatte es sich auch in Delphi und in Olympia große Festplätze geschaffen, dieses kleine unsterbliche Volk.

Am frühen Morgen, als das Schiff kurz vor Sonnenaufgang im schattigen Wasser an der Küste entlangglitt, stand das Parnaßgebirge, mit silbrigem Schneeglanz am Gipfel, morgengrau in der frischen Aprilluft. Auf diese Berge hatte ich die lange Nacht gewartet. Hier hatten die griechischen Dichter den Sitz des Dichtergottes Apollo und den Sitz der Freundinnen der Künstler, der neun Musen, hingeträumt. Und was die Künstler träumten, das glaubte ehemals ihr Volk, und es träumte es nicht bloß nach, sondern es lebte es nach. —

Der heilige Ort Delphi liegt auf der halben Berghöhe, den Blick gerichtet zum Musensitz, den Blick gerichtet zum Parnassos, zum Sitz des Dichtergottes.

In Itea, wo morgens das Schiff landete, fanden wir Maultiere und einen Führer. Und wir ritten durch den kleinen Ort, der, weltverloren, vergessen und unberührt, von keinem Reisenden besucht werden

würde, wenn nicht die Anziehung der großen Reste großer Künstlerträume, die Anziehung der Ruinen Delphis, einzelne Freunde Griechenlands nach Itea bringen würde.

Außer kleinen Eidechsen am Wege und Ölbaumanpflanzungen begegneten wir, im Morgen hinreitend, nichts als Steinen. Das Klettern unserer bepackten Maultiere schien kein Ende zu nehmen. Und der alte graubärtige Führer, der den Weg in allen seinen Lebensjahren hier geklettert war, hatte uns Fremden nichts zu sagen und auch nicht seinen Tieren, die er nur mit einem Zungenschnalzen manchmal aufmunterte.

So ritten wir denn in diesem Schweigen, das zwanglos und natürlich war, nicht bloß den Berg hinauf, sondern wir kamen mit den hufeklappernden Tieren und mit dem verwitterten Alten unmerklich in die Jahrhunderte zurück. In den zwei, drei Stunden, die der Ritt beanspruchte, legten wir die Wegstrecke von zwei- bis dreitausend Jahren zurück, mühelos und einfach.

Auf der breiten gepflasterten heiligen Wallfahrtsstraße, am Bergabhang, bei Felsblöcken vorbei, bei Aprilwolken, die unter uns hinschwebten, waren wir dann, als das neue Dorf Kastri oben mit unscheinbaren Hütten auftauchte, längst nicht mehr in unserem Zeitalter. Und in der dünnen Bergluft schien das Blut in uns zarter und war in den Adern mehr Lebensgeist geworden als Lebensblut.

Am Wege sahen wir einige Schachte in den Felsen. „Felsengräber," sagte der Führer. Und er zog aus seiner Tasche einen kleinen Ring aus Eisen-

bronze, der mit Plattgold vergoldet war. Es war ein Fingerring, den er in einem Grabe dort gefunden hatte.

Wer hatte ihn getragen? Ein Apollopriester? Oder eine der liedersingenden Frauen im Dienste des Gottes der Dichtung?

Ich kaufte dem Alten den Ring ab. Ein zweitausendjähriges Körperchen war in meine Hand gekommen, auf dem weiten Wege der Vergangenheit eine erste körperliche Begegnung mit der Vergangenheit. Und ich sah das alte Ringlein als einen Willkommgruß Delphis an.

Das Bergdorf Kastri, das da oben liegt, war erst kürzlich, vor einigen Jahren, aufgebaut worden. Die Leute hatten früher auf entfernteren Felsen gewohnt, auf den grün umwachsenen Schutthügeln, unter denen das von verschiedentlichen Erdbeben und Bergstürzen zerstörte und verschüttete alte Delphi gelegen, ehe man die Ausgrabungen begonnen.

Wir hatten eine Empfehlung an den griechischen Vorsteher der Ausgrabungsarbeiten. In seinem Hause bekamen wir dann gegen Bezahlung Wohnung und Beköstigung wie in einem Gasthaus. Er führte uns am Nachmittag zum neuen Dorf hinaus auf der breiten heiligen Straße hin, die früher mit Tausenden von Bildsäulen geschmückt war. Die Kunstwerke waren dann von den römischen Kaisern geraubt und nach Rom und nach Byzanz fortgeschafft worden.

Nach einem Weg von zehn Minuten kamen wir an einen gewaltigen, sanft ansteigenden Berghang, und vor uns lag auf der ansteigenden Ebene, unterhalb einer mächtigen Bergwand, das neuausgegrabene

ungeheure Trümmerfeld der vielen delphiſchen Tempelruinen. Da lagen auch aufgedeckt und gut erhalten mit ihren anſteigenden Sitzreihen die Amphitheater. Da ſtanden noch die weißen marmornen Seſſel der delphiſchen Prieſterinnen im Theater; ſie waren mit feinen weißen Löwenklauen und mit feinen kleinen Löwenköpfen geſchmückt.

Der Rundtempel, in welchem die Pythia, auf dem Dreifuß ſitzend, in tiefer Betäubung überſinnliche Geſichte hatte und Orakelworte ſprach, war eingeſtürzt wie die anderen Tempel. Aber in der Mitte des guterhaltenen Tempelrundſteines ſtarrte noch der rötliche Felſenſtein aus dem weißen Marmorrund. Und da waren noch die Erdſpalten phosphorgrün, aus welchen einſt die Schwefeldämpfe geſtiegen, die die Prieſterin in den Götterſchlaf verſetzt hatten.

Und viele Dinge, die ich längſt vergeſſen hatte, waren wie ſelbſtverſtändlich dort noch am Leben. Da war auch noch die eiſige heilige Quelle, und ihr Eishauch, aus der Felswand kommend, war noch wie vor Tauſenden von Jahren belebend, und das Quellwaſſer tropfte auf die Steine wie flüſſiger Kriſtall.

Da war, gut erhalten, das große Stadion, viele hundert Fuß lang, mit den Sitzreihen am Berg an der Felswand hingedehnt.

Wie muß es hier einſt den jungen Kämpfern hochgemut zu Sinn geweſen ſein, wenn ſie mit gepflegtem Körper und gepflegtem Geiſt, mit leiblichem und geiſtigem Mut den Lorbeer Apollos errungen haben. —

Von der Höhe des Stadions hat man bergab-

wärts einen vollständigen Überblick über das ungeheure, von silbrig weißen und bläulich grauen Steinmassen dicht bedeckte Trümmerfeld, welches vom alten Delphi einen immer noch gewaltigen Eindruck gibt.

Man stelle sich im bayerischen Gebirge, vielleicht bei Partenkirchen oder Mittenwald, auf einer mehrere Kilometer großen, hoch gelegenen Bergmatte eine eingestürzte Tempel- und Theaterwelt vor. Nirgends sind Städte oder Dörfer rund um diese Bergeinsamkeit sichtbar, nur die Wolken des Himmels steigen aus den Schluchten auf, am Rande dieser verlassenen Trümmerwelt.

So einsam, weltentrückt liegt Delphi. Nur aus einem Taleinschnitt blinkt in der Tiefe, wie eine große Silberbarre, ein Stück des Meeres aus den Abgründen herauf. Vor den fernen und vor den nahen Bergen stehen Wolken wie weiße Marmorrampen und lassen über sich neue Berghöhen im Himmel erscheinen. Höhen, die, von der Erde durch Wolkenfelder abgeschnitten, im Sonnenhimmel wie Erdinseln schweben. Aber die Stufen der Luftrampen der Wolken verschieben sich langsam, und die Nähe verschwindet, und neue, unsichtbar gewesene Berge enthüllen sich, wie herbeigetragen auf neuen Wolkenfeldern. Unmögliches und Wirkliches arbeitet in der Höhe um Delphi vor dem Menschenauge. Erdstreifen werden zu Himmeln, und Luftreiche werden Erdreiche.

Aus dem großen Bergschlund, in welchen die Delphimatte am Rande des Ruinenfeldes, zwischen Ölbaumwäldern, Kastanien, Platanen, Eichen und

Birken abstürzt, aus diesem dunkelgrünen Abgrundkessel ziehen die Wolken in Ballen wie ein gärender Urschaum weiß aus dem Talschlund.

Diesen Abgrund nannten die Griechen einst den Nabel der Erde. Hier, sagten sie, hing einst die Erde bei ihrer Geburt mit dem Mutterleib des Himmels eng zusammen, und hier am Rande des Nabels der Erde war deshalb den Menschen das Mutterweltall näher als irgendwo auf der Erde.

Ich konnte mir beim Anblick der sich immer verwandelnden, die Berge verzaubernden und die Berge erscheinen lassenden dampfenden Wolkenwelt gut vorstellen, daß hier das Volk sich einst fortgerückt fühlte, und daß es sich bei den Wolkenstufen fernen Leben, fernen Zukunftsdingen nahefühlen mußte.

Denn das auf- und niederwogende Wolkenheer, in welchem unsichtbare Hände zu arbeiten scheinen, wie Hände von tausend Künstlern, die da im Himmel Heerscharen von schimmernden Kunstwerken gestalten, dieses immer arbeitende Gewölk um Delphi entzückte die phantasievollen Griechen so sehr, daß sie weiße Massen Marmor über Marmor jahrelang herbeischleppten, und daß sie silberweiße Tempel und Schatzhäuser und silberweiße Amphitheater und die silberweiß gepflasterte, breite, heilige Straße auf dem Meilenfeld des Bergabhangs wie ein weißes Wolkenfeld entstehen ließen.

Nur die Erdbeben und die herabstürzenden Bergwände und die Raubgier fremder Eroberer konnten die ragenden, weißen Tempel und diese leuchtenden Tempelstraßen in ein Trümmerfeld verwandeln, das

jetzt hell aufgelöst vor mir lag wie ein Bergnebel, der sich verflüchten wollte.

Ich fand da Säulenreihen, die sahen von der Höhe des Stadions wie Reihen hingezählter Mühlsteine aus. Denn die Säulen jener Tempel waren nicht aus einem langen Stein gebildet, sondern aus Rundsteinen, die, ähnlich wie Münzen aufgebrochener Geldrollen, jetzt nach dem Umstürzen auseinandergerollt waren. Säulen, die zwei Männer kaum umfassen könnten, lagen zu Dutzenden auf den Treppen und auf den entblößten, noch schön geglätteten Steinfußböden der einstigen Tempelhallen.

Der Glaube an den Gott der Dichtung, an Apollo und an die neun Musen hatte hier Tausende von Händen von Geschlecht zu Geschlecht bei atemloser Arbeit rege gehalten. Der Glaube an die Notwendigkeit der Dichtungskraft, Glaube an die menschenfreundlichste Kunst und an die erhebendste Lust schuf diese Marmorbauten.

Keinem anderen Gotte als dem der Dichtkunst hatte man in dem griechischen Lande eine so mächtige Stätte bereitet, eine Stätte weltfern und himmelnah, bei den Füßen der Wolken, bei den Füßen der Sonne, bei den Wangen des Äthers und beim Nabel der Erde.

Herrlicher als alle Tempel und Theater, herrlicher als die dreißigtausend Bildsäulen, die Delphi geschmückt haben sollen, war hier in Delphi auf der Berghöhe für die Menschen die Himmelsnähe gewesen, und die Erdtiefe, die sich ins Unbegrenzte, ins innere und äußere Leben der Welt, dem Menschenherzen zu öffnen schienen.

Dieſe Bergmatte, die zweitauſend Fuß über dem Meere liegt und hinter der das Parnaßgebirge noch viele tauſend Fuß höher mit ſenkrechten Bergwänden anſteigt, ſie horcht wie eine gewaltige Muſchel zum Himmel, als horche hier ein ungeheures Ohr zu den fernen Planeten und Sonnen.

Die nahe graue Silbermaſſe des getürmten Parnaßgebirges konnte den Gebeten und den Inbrünſten der Pilger ein inneres Echo geben. Dieſe ſonnenbeleuchtete hohe Geſteinwelt führte den Blick zu überirdiſchen Feſtigkeiten und gab den Herzen der Delphiwallfahrer Vertrauen auf die jedem Leben eigenen überirdiſchen Kräfte.

Das Menſchenherz, das auf der Höhe in Delphi ſchneller ſchlug und in der klaren Luft leichter atmete, kam ſich unbebürdet vor und war, den Verwandlungen der Wolken nachträumend, eigenen Verwandlungen, Kräftigungen und Lebensſtärkungen leichter zugänglich.

Und die Augen der Menſchen, die einſt hier zwiſchen tauſend marmornen Kunſtwerken wandeln durften, und die Ohren, die die feierliche Muſik der Apollohymne — deren Text man, auf Steinen eingegraben, vor kurzem erſt wiedergefunden hatte — genießen durften, dieſe Augen und Ohren fühlten ſich unwillkürlich glücklich. Frieden und Schönheit, von Künſtlern geſchaffen, walteten einſt hier und wurden vom Landſchaftshintergrund ins Unendliche geſteigert.

Die Wanderer, die einſt auf den heiligen Tempelſtraßen von Unwirklichkeit erfüllt und erſchüttert wur-

den, ſtärkten hier beim Sitz der neun Muſen ihr Herz, das mit Sorgen der Endlichkeit gekommen war. Und von Apollo verwandelt und verwandelt von der Hoheit der neun Kunſtfreundinnen, kamen die Menſchen zurück von Delphi, als ſtiegen ſie verjüngt und bürdelos vom Himmel nieder zu ihren Menſchengeſchäften zurück.

So können Kunſt und Natur gewaltig troſtreich und lebensbeſtärkend Menſchen und ganze Völker innerlich erhöhen.

In einem Schuppen ſah ich auch den kegelförmigen Marmorblock, der den Nabel der Erde darſtellte und der in einem Tempelinnern geſtanden. Dieſer faſt mannshohe Block war ſchön geglättet und zugeſpitzt, und rundum befanden ſich in ſeinen Marmor eingemeißelt Vögel, Blumen, Trauben, die fröhlichſten Dinge, die, von der Erde erzeugt, dem Menſchenherzen Genuß bereiten.

Mein Reiſegefährte und ich, wir waren im Jahr 1898 zwei der wenigen Deutſchen, die das neuausgegrabene Delphi zu ſehen bekamen. Wir durften aber mit unſeren Taſchenapparaten noch nichts photographieren und keine Zeichnungen in unſere Skizzenbücher machen. Alles das war unterſagt. Am erſten Tag hatte uns der Leiter der noch nicht beendeten Ausgrabungen ſelbſt durch die Ruinen geführt.

An den anderen Tagen, als wir das Ruinenfeld allein beſuchten, folgten uns griechiſche Soldaten, die jeden Fremden als Wache begleiten und ſtreng darauf achten mußten, daß nicht photographiert und

nicht gezeichnet wurde. Die Franzoſen, die das Geld zu den Ausgrabungen gegeben hatten, und die das alleinige Grundrecht über die Ruinenfelder noch einige Jahre beſaßen, ließen damals Fremde nur ungern zur Beſichtigung zu. Sie wollten zuerſt die erſten Berichte über das neu ans Tageslicht zurückgekehrte Delphi herausgegeben haben. —

In der Nacht in Delphi lag ich auf meinem Kopfkiſſen mit offenen Augen faſt ununterbrochen wach und ſtarrte zu dem weit offenen Fenſter meines Zimmers hinaus, wo der Mond wie ein goldener Gott im Himmel ſaß und die Wolkenfelder, die zu ihm heraufzogen, wie weißen Ton in große Formen zu kneten ſchien, und der dann dieſe Bilder zerbrach und zerſtreute und unaufhörlich wieder neue Wolkenbilder auftürmte.

Es war heute nicht anders als in den Mondnächten vor zweitauſend Jahren, da die Prieſter und die Pilger zu dem Mond geſchaut haben mögen, der da über dem Weltſchlund, über dem Nabel der Erde ſchwebte wie ein Gedanke, der aus der Unergründlichkeit glänzend auftaucht und leuchtet.

Mein Reiſegefährte hatte mich am Abend gefragt, ob ich mir hier bei Delphi ein Bauernhaus im Dorfe Kaſtri bauen oder mieten wollte. Ich hatte nicht gewußt, was ich antworten ſollte. Innerlich war ich ergriffen von der Landſchaftsherrlichkeit, aber zugleich auch erſchüttert von der Fremdheit.

Und als ich jetzt in der Nacht ſchlaflos und überlegend in die wühlenden Wolkengebilde ſah, die draußen wie eine Wolkenvölkerwanderung über den

finſteren Bergtälern bald ſenkrecht zum Mond aufſtiegen, bald ſeitlich vom Mond fortflüchteten, da wurde ich von einem Weinkrampf geſchüttelt.

Ich grämte mich, weil ich nicht wußte, wo ich mich niederlaſſen ſollte. Ich war todunglücklich, weil ich auch hier an dem weihevollſten Ort Griechenlands, bei dem Gedanken des immer Bleibenſollens auf dieſer weltfernen Berghöhe, bei einer toten geſtürzten Säulenwelt, bei den Reſten einer toten geſtürzten Idealwelt, mir heimatlos vorkam.

Es war mir, als wenn ich mir zugemutet hätte, ich ſollte mein Haus mitten in einen fremden Friedhof zwiſchen Grabſteine hinſtellen und dort mit meiner Frau dann Liebe und Dichtung pflegen.

Hier in Delphi waren zwar keine äußeren Schrecken wie in Mexiko. Hier waren herrliche Vergangenheitsträume. Hier waren keine Räuber wie in Mexiko, keine goldgierigen. Aber die Vergangenheit war hier gegen mich räuberhaft. Gegen die Größe und die Hoheit der ungeheuren griechiſchen Traumreſte, gegen das Geſchaffene, das hier bereits aus dem Erdboden alle Kräfte gezogen hatte, hätte ich hier ſtündlich ankämpfen müſſen, dabei hätte ich aber nicht Frieden finden können für mich ſelbſt, nicht Frieden und Kräfte für neue Wege.

Es war hier, als ſollte ich in den Grüften bei den Särgen großer Ahnherren friſche Luft ſuchen. Die Erinnerungen waren hier zu ſtolz und zu ſelbſtherrlich. Der Stolz und die Herrlichkeit jener künſtleriſchen Ahnen unſerer heutigen europäiſchen Kunſtwelt beklemmten mir die Luft und die Lebensluſt meiner Gegen-

wart und meiner Zukunft. Meine Gedanken wollten auf dieſen Wegen hier nichts vom Morgen und nichts vom Werdenden und Zukünftigen wiſſen. Sie wurden immer zurückgerollt ſtatt vorwärts, und ſie weilten in verklärter tauſendjähriger Vergangenheit und befanden ſich dort wie in einem hypnotiſchen Zuſtand.

Ich war verzweifelt, da ich einſah, wenn Delphi mich nicht zum Bleiben locken könne, dann würde mich wahrſcheinlich kein anderer Platz in Griechenland zum Niederlaſſen locken.

Der künſtleriſche Lebensernſt, der einſt hier gelebt hatte, gab mir aus den delphiſchen Ruinen deutlich eine Offenbarung: nur in deiner engſten Heimat wirſt du künſtleriſche Kraft finden! Nicht im Auswandern, ſondern im Heimkehren liegt dein Heil! —

Und als der Morgen kam und meine verzweifelte Gedankenwelt in meiner Stirnhöhle ſtiller wurde, ſo wie der Wirbel von Hell und Dunkel da draußen im Wolkenhimmel ſtiller wurde, ſagte ich mir: ich will jetzt nur noch nach Arkadien auf die andere Seite des korinthiſchen Meeres hinüberreiſen. Vielleicht finde ich dort in einer ſchönen Landſchaft, wo keine Ruinen den Geiſt ablenken, ein Landhäuschen, wie ich es mir immer, in ländlicher Stille fern von der Kultur, erträumt habe.

Nach jener durchkämpften Nacht konnte ich dann zu meinem Reiſegefährten ſagen, daß ich nicht in Delphi bleiben könne, und daß ich mich nicht weiter mit der Hausfrage und Niederlaſſungsfrage hier in Delphi abgeben wolle.

Den ganzen Tag vorher hatte ich immer beim Wandern durch die Tempel meinen Reiſezweck aus dem Auge verloren, und nur als wir abends die Ruinen verlaſſen hatten und ins Dorf Kaſtri zurückgekehrt waren, hatte ich mich wieder an den eigentlichen Sinn meiner griechiſchen Wanderung von meinem Reiſekameraden erinnern laſſen müſſen. Dann erſt, durch das Erinnern, war im Abend Unruhe über mich gekommen: für welchen Erdenfleck ſoll ich mich entſcheiden? Soll ich wirklich meine Heimat hier in Delphi aufſchlagen? — Nun aber nach der gedankenſtürmiſchen wachen Nacht wußte ich, daß ich weiterreiſen und weitерſuchen wollte.

So hatte ich auch bereits in Athen mit mir viele Selbſtgeſpräche geführt. Denn jeden Schritt, den ich in Griechenland bisher getan, tat ich nicht wie ein Vergnügungsreiſender, ſondern immer wie ein Auswanderer, der heimatlos eine Heimat ſucht.

Ich beneidete oft meinen Reiſegefährten, der neben mir ſorglos und frühlingsfröhlich eine ſchöne Studien- und Vergnügungsreiſe machte, während ich, voll Enttäuſchungen von Mexiko kommend, die ernſten Gedanken um meine Lebensſorge und die Sehnſuchtsgedanken nach meiner Frau immer zwiſchen den Zähnen zerbiß, als kaute ich an einer bitteren Wurzel, die ich verſchlucken ſollte und nicht verſchlucken konnte. —

Wie wir wieder auf den Maultieren hinunterreiten ſollten nach Itea, war mir nach kurzer Strecke das Sitzen auf dem bepackten Tier, das mühſelig und vorſichtig abwärts ſtieg, zu langweilig. Ich ſprang ab und lief voraus über das vieltauſendjährige

Pflaster der heiligen Straße. Es war mir dann, als lachten meine Schritte fröhlich, weil ich nicht oben in Delphi bei dem alten Ruinenfeld geblieben war, und weil ich nicht mehr daran dachte, mich in jener Fremde niederzulassen.

Und die riesigen alten Quaderplatten der Straße, über die vielleicht einmal Homer nach Delphi gewandelt war, und die unter seinen Schritten geklungen hatten damals, wie heute unter unseren Schritten, besprachen sich mit meinem Herzen, während ich eilig bergabwärts schritt.

„Deine Füße sind nicht hier gewachsen und nicht dein Leib," sagten die Steine der heiligen Straße zu mir. „Darum wird auch das Brot des Landes deinen Hunger nicht sättigen können, und das Wasser des Landes wird deinen Durst nicht löschen können, und die Luft des Landes wird dir keine Ruhe bringen können, dir Fremden. Männer erstarken nur im Lande ihrer Väter. Sie sollen mutig wandern, aber der Weg des Mannes soll von der Heimat zur Heimat zurückführen."

„Ihr Steine habt recht," sagte mein Herz. „Ihr fühlt zart und fein wie nur warmes Blut fühlt, und ihr redet wahr und aufrichtig wie nur gutes Blut redet."

„Dann soll auch diese Reise umsonst sein?" schrie mein Verstand dazwischen. Und es war mir, als gäbe mir der Schreier einen unsichtbaren Schlag ins Gesicht, so daß ich rot und blaß vor Scham wurde. „Soll dein Geld unnütz verreist sein? Sollen dich deine Freunde für einen Narren erklären? Nein,

wir kehren nicht um! Blut und Herz ſind immer weichlich unverſtändlich. Wir müſſen hier in dieſem Lande jetzt ein Haus finden. Haben nicht Tauſende die Heimat verlaſſen? Der Verſtand eines Menſchen von heute darf nicht heimatſehnſüchtig empfindſam ſein. Ich bin härter als ihr alten Steine. Und dieſe Füße ſollen vorläufig noch nicht daran denken, zur Heimat zurückzulaufen."

„O unheiliger Verſtand von heute!" rief es aus den Pflaſterſteinen der heiligen Straße. Und mein Herz ſchwieg verſchüchtert.

So kämpfte und wogte es in mir. Kein Weg machte mich müde in meinen Gliedern, aber die Unklarheit über meine Zukunftswege machte mich müde in meinem Herzen und am ganzen Leibe.

Ein Dampfſchiff brachte uns dann am Nachmittag hinüber ans andere Ufer der Meeresenge, und von dort fuhr uns ein Zug nach Patras. Aber hier muß ich einen kleinen erlebten Scherz erzählen, der das griechiſche Volk gut kennzeichnet, das geneigt iſt, immer in der Unbegrenztheit der Phantaſie zu leben.

Am Schalter des kleinen Bahnhofs, an dem wir Fahrkarten nehmen ſollten für den Zug, der von Athen erwartet wurde und der uns nach Patras bringen ſollte, fragten wir — uns in franzöſiſcher und engliſcher Sprache verſtändigend — den Schalterbeamten, ob wir, anſtatt mit dieſem Zug zu reiſen, der erſt in einer Stunde von Athen hier erwartet wurde, nicht mit einem früheren Zug fahren könnten.

Der Beamte nickte eilfertig und höflich. „Das

ginge schon." Wir waren erstaunt und konnten nicht begreifen, warum er es uns nicht gleich gesagt hatte, daß es einen früheren Zug gab. Wir forderten natürlich nun für den früheren Zug Karten. Ungefähr nach zehn Minuten könnte der Zug abgehen, sagte der Beamte. Er würde uns dann die Karten auf den Bahnsteig bringen.

Wir fanden es etwas eigentümlich, daß man uns nicht gleich die Karten geben konnte, aber wenn man viel reist, wundert man sich nicht mehr laut, und so schwiegen wir, nickten und gingen dann plaudernd auf dem Bahnsteig auf und ab.

Nach zehn Minuten, als der Mann noch nicht kam und auch kein Zug sichtbar wurde, plagte uns Ungeduld. Wir warteten noch eine Weile und gingen dann zum Schalter. Dort nickte uns der Beamte wieder zu und sagte, er hätte die Berechnung gleich fertig.

Wir begriffen nichts. Aber da wir in fremden Sprachen redeten, glaubten wir, weiter geduldig sein zu müssen, und gingen wieder auf dem Bahnsteig auf und ab.

Kurz darauf suchte uns der Beamte auf. Er hielt ein Aktenpapier in der Hand und las davon ab, daß der Fahrpreis für den Zug nach Patras vierhundertundfünfzig Francs betragen sollte. Wir möchten das Geld hinterlegen, sagte er freundlich. Dann würde er die Wagen von der nächsten Hauptstelle telegraphisch bestellen, da hier keine Wagen für einen Extrazug vorrätig wären.

Wir sahen einander erstaunt an und mußten

natürlich hell auflachen. Der Grieche hatte geglaubt, wir wünschten einen Extrazug zu nehmen, weil wir vielleicht zu vornehm wären, um auf den athener Zug zu warten. Denn fremde Reisende wurden damals, da nur wenig Ausländer in Griechenland unterwegs waren, entweder für reisende Prinzen oder für amerikanische Milliardäre angesehen. —

Der Hausdiener unseres Hotels in Athen, der öfters Reisegesellschaften durch den Peloponnes führte, hatte uns seine Visitenkarte an den Hausdiener des Hotels in Olympia mitgegeben, denn dieser war ebenfalls Reiseführer.

Am nächsten Morgen kamen wir von Patras aus, wo wir übernachtet hatten, in Olympia an. Dort nahmen wir den empfohlenen Führer und Maultiere und ritten durch die Landschaft von Arkadien nach Süden gegen Kalamata. Eine Tagreise vor Kalamata verabschiedete sich der Führer, der uns drei Tage begleitet hatte, und an seine Stelle trat ein griechischer Bauer, der uns nach Kalamata brachte, wo ein dritter Mann ihn ablöste und uns über den Gebirgspaß, immer noch auf Maultieren, nach Sparta führte.

In Sparta ruhten wir zwei Tage aus und nahmen dann einen Wagen nach Tripolitza. Dieser Ort ist eine Stadt mit türkisch-griechischer Bevölkerung. In Tripolitza übernachteten wir und fuhren am nächsten Tag nach Nauplia und von dort nach Epidaurus, wo wir wieder übernachteten und am Tage darauf mit einem Wagen nach Nauplia zurückkehrten. Von Nauplia führte uns ein Eisenbahnzug nach Mykene, wo wir

nur einige Stunden beim Löwentor, im Palaſt des Agamemnon und am Grab der Klytämneſtra weilten. Dann fuhren wir mit der Eiſenbahn, ohne auszuſteigen, über Korinth nach Athen zurück.

Wir waren zwei Wochen auf dieſer Rundreiſe von Athen nach Delphi und durch den Peloponnes unterwegs geweſen, als wir zum Oſterfeſt am athener Bahnhof ausſtiegen.

Meine Aufmerkſamkeit hatte ſich hauptſächlich, als wir nach Olympia kamen, in Gedanken auf Arkadien gerichtet.

Die dunkelgrauen Ruinen von Olympia liegen verſteckt, von kleinen grünen Anhöhen eingeſchloſſen, und die Landſchaft umher hat nicht das Großzügige, nicht das Erſchütternde, nicht das ſich unaufhaltſam Verwandelnde wie die von kreiſenden Wolkendämpfen umwanderte hohe Gebirgsmatte von Delphi. Aber gewaltig, irdiſch trotzig und machthaberiſch lagen in Olympia, beim lieblichen Herahügel, die wuchtigen Säulen des Zeustempels. Und da ſtand auch noch der mächtige Sockel, der einſt das herrliche Laokoonbildwerk getragen, das jetzt in den Sammlungen des Vatikans in Rom ſteht.

Außer den machtvollen Gebäudereſten, die in dem kleinen Hügeltal durch die deutſchen Ausgrabungen aufgedeckt lagen, war um Olympia nichts Reizvolles zu finden. Und ich ſehnte mich, fortzureiſen von den grauen trüben Steinmaſſen, die nicht feſtlich leuchteten, und die in lieblicher Landſchaft Träumern glichen, die ſich auf grünen Raſen hingelegt haben

und gutmütig mit dem Erdboden verſchmelzen wollen und, von gütigem Grün und Sonne zugedeckt, davon träumen Erde zu werden.

In dem kleinen Hotel, das das einzige Haus in Olympia war, ſaßen an einem Ende des langen Mittagstiſches neun deutſchſprechende Profeſſorenfrauen. Sie waren auf einer Italienreiſe von Brindiſi herübergekommen und hatten zuſammen einen Abſtecher nach Griechenland gemacht.

Damit wir den neun, unaufhörlich redenden Frauenzungen nicht preisgegeben wären, unterhielten wir uns, am anderen Ende des Tiſches ſitzend, in raſchem pariſer Franzöſiſch. Ich muß aber geſtehen, auch dabei war wieder nur mein Verſtand Tyrann über mich. Mein Herz wimmerte und lechzte nach den deutſchen Heimatlauten, die vom anderen Ende des Zimmers kamen. Und ich wäre gern zu den neun alten Damen hingerückt, wenn auch ihre Zungen unausgeſetzt wie Strickſtrumpfnadeln bei der Sprecharbeit klapperten.

Ich war ſchon ganz müde von dem Suchen in der Fremde nach einem Haus. Meine Ohren horchten darum entzückt auf deutſche Frauenworte. Ich hatte deutſche Frauen ſeit der raſchen Reiſe nach Petersburg, ſeit dem kurzen Aufenthalt am Berliner Bahnhof Friedrichſtraße, ſeit dem Begräbnis meines Vaters und ſeit der Rückkehr von Mexiko, nun faſt ein Jahr lang, nicht mehr unverfälſcht ſprechen hören.

Als wir am nächſten Morgen früh um drei Uhr in Olympia vom Hotel fortritten, vom Führer begleitet, um tief in den Peloponnes hineinzuwandern,

tat es mir leid, daß die neun Professorenfrauen noch schliefen und ich nicht mehr zum Abschied die neun deutschen Frauenstimmen hören durfte, die zwar so gar nicht zu der griechischen olympischen Stimmung der Tempelruinen hingehörten, die aber meinem Herzen ein wenig den Heimathunger und den Heimatdurst besänftigt hatten.

Es war in der ersten Hälfte des April, als wir durch den Peloponnes ritten. Aber außer den unzähligen Anemonen, deren es feuerblaue, rosenrote, rosige und schneeweiße gab, fanden sich im jungen Gras der kühlen Wiesen noch keine anderen Blumen. Diese farbigen Anemonen, deren schwarze Staubfädengruppe aus der hellen Blütenkrone wie eine dunkle große Pupille in einem Auge aufsah, betrachteten uns von allen Wegen in dem Peloponnes, auf den Berghöhen und im Talgrün.

Diese jungen Anemonenblumen, die vielleicht erst eine Woche alt waren und vielleicht nach einer dritten Woche schon verblüht sein würden, hatten einen unergründlichen Festblick und beleuchteten mit ihrer kurzen Lebensfreude die mühseligsten Höhen, die unsere Bergpferde erklettern mußten. Mir schien aber, die jungen Blumen kannten alle Freuden der Welt. Sie freuten sich in ihrem dreiwochenkurzen Leben mehr, als die Menschen sich in einem hundertjährigen Dasein freuen können.

Den Blicken dieser frohen Anemonen verdanke ich es, daß ich nicht in bittere Verzweiflung über mich selbst geriet. Denn mein Auge wurde immer salzig, wenn ich an meine ferne Frau dachte, die so weit von mir

fort, in Schweden, am äußerſten Ende Europas, im Norden weilte, während ich hier am äußerſten Ende Europas, im Süden, auf einem Pferd kaum auf der Erde ritt. Denn der Boden unter den Hufen des Tieres, das mich trug, gehörte kaum noch der Gegenwart an. Er war das verſchollene Vaterland eines untergegangenen großen Volkes.

Ich ritt hier nicht im April im Jahr 1897. Ich ritt hier im April eines Jahres, das Hunderte von Jahren vor Chriſti Geburt vor mir blühte. Auf den Wegen erzählten die wochenjungen Anemonen von den Augen der jungen Griechen und Griechinnen, die einſt in jedem vierten Jahr von allen Teilen des Peloponnes, im Feſtjahr und zu den Kampfſpielen, nach Olympia gezogen waren.

Die Urmutter Erde gibt alle ihre Erinnerungen ihren Blumen am Wege mit. Und der Himmel, unter dem ſich die Blumen für ein kurzes Hochzeitsfeſt erſchloſſen haben, das ihnen Geburts-, Liebes- und Todesfeſt zugleich iſt, beſtätigt die Erinnerungen, die der Himmel mit der Erde austauſcht. Nichts iſt vergeſſen, was da, an die Erde antönend, vorübergewandelt iſt, auch nicht der Blick eines Auges, der eine Blume am Boden ſtreifte. Alles lebt ewig im All, unverſunken und erwachend, wenn es ſich gerufen fühlt.

So wie die Graswege jetzt hier unter hohen Ahornhainen, unter ſchönen hochgeſchwungenen Platanen, bei blendendweißen ſtattlichen Birkenſtämmen, mit den vielfarbigen Scharen der Anemonen bevölkert waren, ſo war auch der Weg ſelbſt nicht einſam. Uberall kamen unſerem Geiſt die Geiſter fröhlich wandernder Grie-

chen aus der Vergangenheit entgegen. Menſchenleer war die Landſchaft, aber hoheitsvoll ſeelenbevölkert.

Ein paarmal kamen wir an echt arkadiſchen Wieſen und Quellen vorüber. Da war eine Quelle, die ſprang als mannsdicker Silberſtrahl von einem kleinen haushohen Hügel in weitem Bogen und freiem Sprung von grüner Höhe auf die blumenbedeckte Wieſe. Dieſer köſtliche Waſſerſtrahl kam erquickend und lebendig in die weiche Wieſenſtille, und es würde uns nicht verwundert haben, wenn hier bei der Quelle und den Blumen Quellnymphen und Baumnymphen ſich aus dem Gras erhoben hätten und in rhythmiſchen Tanzreigen unter dem arkadiſchen Frühlingsblau vorübergezogen wären.

Am Wege trafen wir ſelten ein Haus. Aber wenn wir zu einem der kleinen weißgekalkten Bauernhäuschen kamen, herrſchte dort ideale Armut und patriarchaliſche Einfachheit. Der Hausherr, ein ſchlichtgekleideter Landmann, verbeugte ſich unter der Tür. Er konnte uns kein Mahl bieten, auch nicht für Geld, denn er ſelbſt lebte nur von Brot und Milch und getrockneten Feigen.

Ein Gläschen waſſerfarbener Maſtichabranntwein war alles, was wir kaufen konnten. Aber wir hatten Brot und Feigen, etwas Schinken und kaltes Huhn von Olympia in den Reiſetaſchen mitgenommen; wir ſaßen vor dem Hauſe nieder unter den hohen glitzernden bauſchigen Silberpappeln am graſigen Wegrand und dachten ſelbſt kaum daran, das wenige zu eſſen, das wir bei uns hatten.

Denn die kräuterduftende Luft hier, die Luft aus

den grünen Bäumen und die Luft aus der kühlen Frühlingserde und aus dem kühlen Frühlingsgras erquickte uns festlich das Herz, und wer von dieser Luft kostete, kam sich frisch genährt vor. Diese Luft ließ im Magen keinen Hunger aufkommen.

Niemals bin ich wieder tagelang so anstrengend gereist, und niemals habe ich tagelang so wenig Nahrung zu mir nehmen müssen. Und am Abend jener Tage war ich nicht müde. Es war, als würden wir hier vom Himmel unsichtbar mit Nektar und Ambrosia genährt.

Einmal ließen wir uns abends in einer Hirtenhütte, wo wir die Pferde eingestellt hatten und wo wir übernachten sollten, ein Huhn auftischen. Der Hirte briet es uns am Spieß über einem kleinen offenen Feuer, das auf einem Stein am gestampften Erdfußboden brannte. An dem mageren Huhn war aber nichts zu essen. Es hatte nur Knochenröhren und am Feuer gedörrte Stoppelhaut zu bieten. Doch war ich von den wenigen Bissen schon übersatt. Es war, als nährte einen schon der Geruch des Feuers, der an dem dürren Huhn haftete.

Auf dem ganzen Ritt durch den Peloponnes fanden wir bis Kalamata kein europäisches Gasthaus. In der ersten Nacht kamen wir in ein Bergnest, das an einem abschüssigen Gebirgshang mühsam von unseren Pferden erklettert wurde. In der Abenddämmerung, als schon die Sonne untergegangen war, erklommen wir das wilde verwahrloste Bergstädtchen, zu welchem sich selten ein Reisender verirrte. Der Ort hieß Andritzina.

Ein paar Stunden vorher hatten wir auf einer anderen kahlen Höhe, bei einem einzelnstehenden Haus, ein Glas Wein kaufen können. Und wie wir noch dort vor der Haustüre auf- und abstampften, um die im unbequemen Holzsattel taub gewordenen Beine lebendig zu machen, kam ein Reiter, ein düsterer Kerl, auf bepacktem Pferd und stieg gleichfalls vor jener einsamen Haustüre ab.

Während er mit dem Hausherrn, der unter der Türe erschien, mit griechischer Lebendigkeit laute Worte tauschte, die wir nicht verstanden, bemerkte ich, als der fremde Reiter mit der rechten Hand den Sattel seines Pferdes rückte, daß ihm an dieser Hand neben dem kleinen Finger ein sechster lebloser Finger baumelte.

Die Sonne war eben im trüben Bergdunst untergegangen. Der schwarzbärtige, etwas verwilderte Grieche, seine Sprache, die ich nicht verstand, die düstere Abendluft, die Bergeinsamkeit, die menschenleere totstille Landschaft rund um uns, alles das brachte mich auf unheimliche Erinnerungen, auf Geschichten von griechischen Räubereien, wo man europäische Reisende in die Berge verschleppt und sie erst, nachdem man großes Lösegeld gefordert, freigelassen hatte.

Ich trieb unseren Führer zur Eile an, da es mir unangenehm schien, wenn jener Mensch mit dem seltsamen sechsten Finger an der rechten Hand uns wie ein Spuk im heranbrechenden Abend folgen würde. Ich sagte meine Befürchtungen, als wir weiter geritten waren, meinem Reisegefährten, der sich ge-

wundert hatte, daß ich mein Pferd ſo eilig anſpornte. Und wir trieben dann unſere beiden Pferde lebhaft vorwärts, ſo daß wir den Führer weit hinter uns ließen.

Wir hörten bald auch ſchon die klappernden Hufe des fremden Reiters, der uns folgte, auf den Steinen des ausgetrockneten Bachbettes, das wir in der Abenddämmerung eben durchquert hatten. Da es nur einen Weg nach Andritzina gab, konnten wir das Reiſeziel nicht verfehlen. Immer aber, wenn ich mich umſah, bemerkte ich zwei, drei Reiter mehr, die über den kahlen Anhöhen im Halbdunkel aufgetaucht waren, und die zuletzt in einiger Entfernung hinter uns einen kleinen Trupp von acht bis zehn Reitern bildeten.

Mein Herz ſagte einfach: „Das ſind nur Reiſende wie wir auch; Handelsleute, heimkehrend von irgendeinem weitentfernten griechiſchen Marktflecken.“

Aber ich ſah unſeren Führer nicht mehr. Er ſchien ſpurlos verſchwunden zu ſein. Bisher war er den ganzen Tag neben unſeren Pferden mit ſeinem kleinen, gewandten Bedientenſchritt hergegangen.

Nun wurde auch mein Reiſegefährte, er, der vorher keine Angſt hatte, von meinen Räubervorſtellungen angeſteckt. Es war zu verlockend, ſich auf dieſen düſteren, abgeholzten, menſchenleeren Höhen, auf welchen ſelten ein verkümmerter Baum, ein Buſch oder eine Agavenpflanze im Abenddunkel ſtand, Räubergeſchichten hinzudenken.

Wir hörten immer in einiger Entfernung hinter uns die Steine klappern und die Reiter, die die Pferde

antrieben, ſchnalzten mit der Zunge. Sonſt war in der Weltverlorenheit des dunſtigen toten Abends auf dieſen kahlen Berghöhen kein Laut zu hören, keine Abendglocke, kein heimziehendes Gefährt. Von Fabriken oder Eiſenbahnen war hier natürlich keine Spur.

Der vorſichtige Verſtand, der Hausherr meines Körpers, erzählte mir immer lebhafter, was er über das heutige Räuberweſen Griechenlands in den Zeitungen geleſen hatte.

Mein Reiſegefährte konnte unſeren Führer ebenfalls nicht mehr entdecken, und ſein Verſchwinden gab uns die Verſicherung, daß er wahrſcheinlich an jenem letzten Berghaus abſichtlich zurückgeblieben war. Es war mir nun klar: der Führer hatte in Olympia räuberiſche Landsleute von unſerem Vorhaben, durch den Peloponnes reiten zu wollen, benachrichtigt. Meiſtens wird dieſer Ritt nur von großen Geſellſchaften ausgeführt und ſelten von einzelnen fremden Reiſenden.

Die Räuber hatten wahrſcheinlich verabredet, wenn der Abend des erſten Tages hereinbräche, uns einzuholen und abzufangen, um ein Löſegeld zu erpreſſen. Deshalb war unſer Führer, der Hoteldiener, bereits zurückgeblieben, um, im Falle die Sache mißglücken würde, nicht Zeuge der räuberiſchen Schandtaten geweſen zu ſein.

Alſo faſelte mein Verſtand ganz ernſtlich, indeſſen mein Herz, das durch ſein Gefühl immer allwiſſend, immer ruhig und gleichmütig war, beſchwichtigend vor ſich hinmurmelte: „Die friedlichen Handelsleute tun euch nichts. Achte doch auf den wunderbaren ſanften

dunkelnden Abend, an dem alle Hast der Welt eingeschlafen scheint. Nie mehr wirst du hier in Arkadien reiten. Nur selten kommt man zu einem so schönen Abendritt.

Sieh doch, der Geist der Frau, die dich liebt, geht jetzt an Stelle des Führers neben den Pferden her. Du fürchtest, ihr könntet von rückwärts von den harmlosen Reitern erschossen oder gefangen werden. Die Kraft der Geliebten wird jede Kugel von dir fernhalten, und kein Lasso wird dich einfangen können, weil dich die Liebe begleitet."

„Schweig," befahl der Verstand dem Herzen. „In einem wildfremden Land, und in einem Land wie dieses, ist es gefährlich, im Abend zu träumen. Im Dunkel soll man Augen und Ohren doppelt offen haben."

Unsere armen Pferde aber wußten nicht, ob sie hinstürzen oder fortjagen sollten, weil wir sie so unmäßig antrieben. Hinter uns wurden die Wege immer dunkler. Nur auf der Höhe, auf der die Pferde auf gewundenen Wegen hochkletterten und wo das Bergdorf liegen sollte, das wir aber noch nicht sahen, war noch mattes Dämmerlicht. Es war noch so hell, daß ich meinen Reisegefährten neben mir und die Straße vor mir erkennen konnte. Bergabwärts aber steckten die Reiter hinter uns bereits in Dunkelheit. Nur Stimmen und Pferdehufe folgten uns.

Die Fensterscheiben von steil auf den Bergwänden stehenden fernen Hütten blinkten auf. Unbehelligt kamen wir vorwärts, und bei den ersten

Fenstern warteten wir. Ich wunderte mich eigentlich, daß wir noch nicht gefangen genommen waren. Denn jetzt war es für die Räuber zu einem Überfall zu spät, da in diesem Ort, das wußten wir, sogar eine Telegraphenstation war. Also würden wohl auch Gemeindevorsteher und andere anständige Leute da sein, die uns in Schutz nehmen konnten.

Ich hatte mir unterwegs vorgenommen, von hier gleich an den deutschen Konsul nach Kalamata zu telegraphieren und das Telegramm auffällig aufzugeben, damit man wissen sollte, daß wir dort erwartet würden, und damit man uns nicht noch in der Nacht in einer der unheimlichen Herbergen verschwinden lassen könnte.

In der späten Abendstunde gaben wir dann, umgeben von einem Haufen Leute, die zusammengelaufen waren, um uns zu sehen, das Telegramm auf dem armseligen Telegraphenamt ab.

Schon beim Eintritt in das Dorf, als uns hufeklappernd die Pferde der anderen Reiter einholten, rief uns die Stimme unseres Führers an, welcher hinter dem sechsfingrigen Reiter auf dessen Sattel mit aufgesessen war, und den wir so verdeckt in der Dunkelheit nicht mehr hatten erkennen können.

Mein Herz lachte nun mein Gehirn aus, aber der Verstand erklärte immer gesetzt und altklug: „Ehe wir nicht diese Reise durch den Peloponnes beendet haben, sollst du mich nicht verlachen." —

In einem elenden Zimmer in elendesten Strohbetten übernachteten wir. Der Raum lag im ersten Stocke eines schmutzigen und düsteren Hauses. Durch

die breiten Spalten der geborſtenen Dielen konnte man in die unteren Räume hinunter auf die Köpfe der Griechen ſehen, die dort bei einer Kerze zuſammenſaßen.

Zu eſſen gab es nichts. Wir verzehrten altes Brot, das wir noch bei uns hatten, und einige Scheiben getrocknete Zervelatwurſt. Dazu tranken wir ein Glas geharzten Landwein, an deſſen bitteren Geſchmack wir uns nicht gleich gewöhnen konnten.

Die Weinkrüge, in welchen dieſer griechiſche Landwein aufbewahrt wurde, hatten noch die alte Form. Sie waren faſt menſchengroß, aus rötlicher Tonmaſſe, bauchig und unten ſpitz zulaufend, und wurden zur Hälfte in die Erde eingegraben. Wir ſahen auf der Reiſe öfters ſolche Krüge in den Hausgängen der Bauernhäuſer in einer Ecke lehnen, und dieſe geheiligten altväterlichen Krüge ſchienen jedes neuzeitliche Bauernhäuschen mit altgriechiſchem Geiſt zu weihen.

Das offene Reiſigfeuer, das auf dem Herd unter unſerem Zimmer in der Herberge im kalten Abend angezündet worden war, ſchickte uns beißenden Rauch durch die Dielenſpalten, und huſtend und mit Kopfſchmerzen ſuchten wir unſer Lager auf, wo wir bald, von Müdigkeit und Rauch betäubt, einſchliefen.

Nach jenem unheimlichen Abendritt, der zwar mehr in meiner Vorſtellung als in der Folge gefährlich geweſen, ſtiegen mir wieder neue Bedenken auf gegen ein Leben in fernen, einſamen, unbekannten Gegenden unter Volksſtämmen, deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten nicht die meinen waren.

Am Tage, als wir unter den Wieſen und Quellen, unter den Platanen und Pappeln, unter den Birken und Kaſtanien, bei den tauſend Anemonenblumen, bei Morgen- und Mittagsſonne hingeritten waren, hatten mich die altgriechiſchen Geiſter begleitet, und ihre Feſtlichkeit hatte mein Herz mutig und zuverſichtlich gemacht, ſo daß ich einige Stunden geglaubt hatte, ich würde mir gern in jener hoheitsvollen arkadiſchen Landſchaft ein einſames Bauernhaus kaufen und hier meine Lebensjahre verbringen wollen.

Aber ſeit dem Schreckanfall in der Abenddüſterheit, ſeit der Mann mit den ſechs Fingern am Wege aufgetaucht war, bebte der Grund und Boden unter mir hier von Räubervorſtellungen, die ich auch in den nächſten Tagen nicht mehr ganz überwinden konnte. Und niemals mehr kehrte in mir das tiefe Verlangen wieder, im Peloponnes bleiben zu wollen. Ich ſah ein, wenn ſchon ein Mann hier auf Schreckensgedanken kommen konnte, wie unmöglich war es dann erſt für eine europäiſche Frau, für meine Frau, mit mir hier in einem einſamen Bauernhaus zu leben und einen Haushalt zu führen.

Die arkadiſchen Landſchaften ſahen ſich verlockend an, aber die Lebensbedingungen waren zu hart und waren mir auch zu unbekannt. Und ich ſagte mir vom nächſten Morgen an: ich will jetzt als Vergnügungsreiſender, wie mein Reiſegefährte es iſt, ſorgenfrei über die Berge dieſes Landes reiten und nicht mehr dabei an meine Zukunft denken. Ich werde bei meiner Rückkunft nach Athen, vielleicht in der Nähe der griechiſchen Hauptſtadt, ein einfaches Weinberg-

haus finden, wo ich mit meiner Frau, aber doch nicht weltverlassen, leben kann.

Von diesem Entschluß an war es mir, als legte ich ein schweres Gepäck ab, das ich unsichtbar auf meinem Kopf getragen hatte. Sorgenlasten fielen von mir, mit denen ich in Delphi, in Olympia und in Arkadien bepackt, unter stetem Druck die griechischen Meilen hatte atembeklommen betrachten müssen.

Am nächsten Morgen, als wir bei Sonnenaufgang zeitig aufbrachen, war ich dem Räuberabenteuer dankbar, daß es mich wenigstens in Gedanken auf die Schatten des arkadischen Einsamkeitslebens hingewiesen hatte. Und befreit von dem Ansiedlungsplan sah ich fröhlich in die taufrische Frühhelle.

Das alte verwitterte Bergstädtchen lag rosig verklärt auf seiner wagehalsigen Höhe. Es sah aus, als bewohnten es nicht geplagte alltägliche Menschen, sondern Menschen, die fliegen könnten, wenn sie die goldglänzenden Scheiben ihrer Hütten über den Bergabhängen öffneten. Wie eilfertige Schwalben, festlich und fröhlich, schienen diese Menschen auf dieser Berghöhe zu sein, so wie es die Vögel immer im Vergleich zu erdgebundenen vierfüßigen Tieren sind.

Ferne Bergspitzen gen Süden hin, drüben über den lilablauen Abgründen des Gebirges, lagen im Morgennebel wie blaue Inseln und schienen unser Kommen in ihrer Unwirklichkeit zu erwarten.

Wenn wir auch nichts zu essen und nichts zu trinken bekamen und seit unserem Ausritt aus Olympia noch kein warmes Mahl gesehen hatten, so merkten

wir doch noch nicht, daß uns irgend etwas fehlte. Mein Reisegefährte hatte sich vom Führer einen Kranz getrockneter Feigen kaufen lassen, und diesen hängte er über den Arm. So zum Morgenimbiß Feigen kauend, ritten wir auf neuen Bergwegen weiter. Die Bäume wurden immer spärlicher, und die Steinblöcke wuchsen immer reicher in die Luft.

Wir hatten jetzt außer dem Hotelführer noch einen jungen griechischen Hirten als Führer dabei, der mit seinem langen Holzstab in der Hand — an welchen oben eine Muschel geschnitzt war — vor unseren Pferden aufrecht und wegkundig einherschritt und uns über die Bergpässe führte.

Kein Haus, kein Dorf, keine Menschenansiedelung war auf viele Meilen zu finden. Gegen Mittag trafen wir nur im Gestein an einer altgriechischen Quellenfassung, wo das Wasser aus einem weißen marmornen Löwenkopf sprudelte, zwei Hirten bei großen Hammelherden. Diese arkadischen Hirten hatten keine andere Kleider an als die Felle ihrer Hammel, die sie mit Hanfstricken um die Brust und um die Beine umbunden trugen.

Sie hatten aus Rohren selbstgefertigte griechische Panflöten in der Hand, und sie verwunderten sich so wenig über unser Erscheinen, so wenig wie die Steine und die Quelle es taten, für die sie ihre Flöten spielten. Diese jungen Hirten trugen dieselbe allwissende Geste zur Schau, so wie sie das Wild im Walde, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser zeigten, die sich nicht vom natürlichfestlichen Weltallzusammenleben getrennt haben.

Der Menſch der Städte, der da, nur mit ſeinesgleichen beſchäftigt, auch nur ſeinesgleichen als lebenswürdig betrachtet, hat dieſe Geſte verloren. Dieſe beiden in Schaffelle gewickelten Geſtalten aber lebten mit der Sonne, mit dem Regen, mit ihren Tieren auf du und du. Und unſer Erſcheinen bei ihnen, jenen reichſten Armen, die ſich Beſitzer des Weltallgebäudes nennen könnten, die mit mehr Welt leben als jeder Städter, brachte kein Überraſchtſein, keine Verwunderung hervor.

Sie machten uns, ſich ruhig erhebend, auf ihren Steinen an der Quelle Platz, und ſie ſetzten ſich, einen Gruß murmelnd, ein wenig weiter fort in die Sonne, ohne uns neugierig zu betrachten.

Nach einer Weile, während wir den alten tauſendjährigen Löwenkopf an der ſchön umfaßten Quelle bewunderten und uns am eiſigen Waſſer erquickten, waren die beiden Hirten, als wir uns wieder aufrichteten, ſpurlos aus den Steinfeldern verſchwunden. Wir hörten nur noch die Hammelherde über eine ferne Geröllböſchung fortziehen, deren Steine unter den vielen Füßen raſſelten.

Einige hundert Schritte von jener Quelle ſtand auf der ſteinigen Höhe eine einſame prächtige Tempelruine. Sie wurde der Tempel von Baſſä genannt. In der Nähe des Tempels ragte hier und da ein uralter Eichenſtumpf auf. Es waren das nur hohe Stammſtummeln ohne Äſte, und ſie bildeten wahrſcheinlich in alter Zeit, als jener Tempel noch jung war, den Eichenhain um das Heiligtum.

Hier mag auch am Steinboden einſt Raſen und

Erde gewesen sein, aber die Stürme der Jahrhunderte hatten die Felsenplatten von Erde reingewaschen, und der Berg schien wie mit nackten Knochen bedeckt. Und wie ein zerbrochenes Knochengerüst stand die Tempelruine, von der Sonne silbrig gebleicht und dachlos, auf der Gebirgshöhe.

Die Säulenreihen zeigten noch starke klare Form und waren noch jung und stolz in ihren Linien. Hinter den Säulen aber, im Tempel, lag ein wüstes Durcheinander von kantigen und brüchigen Blöcken, die einst der Giebel und die Dachplatten gewesen sind.

Von der Tempelschwelle aus hatten wir eine mächtige Fernsicht gegen Süden bis zu den letzten Ausläufern des Peloponnes und bis zum Mittelmeer hin. Da drunten in mächtigen Tälern, wo üppige Pappelgruppen, Platanenwälder und Wiesenflächen mit blaudunklem Grün und goldgelbem Grün wechselten, ging im Morgenlicht ein ferner Regen, mit herrlicher lila Bestrahlung der Bergwellen, über dem weiten Peloponnes nieder. Und wir freuten uns auf den Abstieg zu den laubreichen Tälern.

Über einem fernen Stein tauchten die Gesichter der beiden Hirten nochmals auf, und der eine blies auf seiner Panflöte. Die Morgenluft brachte uns, als wir fortzogen, kleine Stücke einer lieblichen weltvergessenen Melodie noch lange über die Höhe nach.

Von nun an änderte sich nach einigen Meilen beim Hinunterklettern der Weg. Wir verließen die Kahlheit und kamen in erdreicheres, belaubteres Gebiet. Manchmal erschien an den Abhängen, hinter

üppigen, gelbblühenden Ginſterbüſchen, der neugierige Kopf eines langbärtigen Ziegenbockes, der zum jungen Birkengrün über die Büſche hinaufſchnupperte. Es war, als ſähe uns ein behaarter Faun mit ſpitzen Ohren und ſchlauem Auge, halb von den Büſchen verdeckt, an. Dann verſchwand das neugierige zottige Bocksgeſicht wieder hinter gelben Ginſterblüten.

Zugleich trafen wir hier und da einen Hirten auf ſeinen Stab geſtützt am Wege oder eine Hütte. Und beide, Haus und Menſch, ſtanden totenſtill. Nur ihr fortrückender Schatten lag neben ihnen am Wege in der Sonne als einzige Bewegung ihres Lebens.

Der Tempel von Baſſä iſt die bedeutendſte Ruine, die zwiſchen Olympia und Kalamata den Landſchaftsweg ſchmückt. Auch die alten Stadtmauern von Meſſaene beſuchten wir von Kalamata aus, aber ſie geben nicht denſelben entzückenden Eindruck wie der in der Verſchollenheit einer kahlen ſilbrigen Gebirgshöhe unerwartet daſtehende ſilbrige Tempel von Baſſä.

Wir kamen am gleichen Abend zu einer Hirtenhütte, die auf dem Trümmerfeld einer verlaſſenen Stadt bei ein paar kümmerlichen Ölbäumen ſtand. Hier ſollten wir übernachten. Hier war es, wo man uns das dürftige Huhn briet, das nach zwei anſtrengenden Reiſetagen der erſte warme Biſſen war, den wir zu uns nahmen.

Die Hütte beſtand aus zwei höhlenartigen Räumen. In dem einen Raum kauerte die Hirtenfamilie in der Nähe des Feuers. Nur ein Stein am Fußboden war der einfache Herd. Der Rauch zog zum Fenſterloch oder zum Türloch ins Freie.

In dem hinteren fenſterloſen Raum wurden uns zum Schlafen Pferdedecken auf den geſtampften Erdboden gelegt. An einem Holzſpan, der zwiſchen die Mauerſteine geſteckt war, hing ein ölgefülltes Eiſennäpfchen. Darinnen brannte mit dünnem Rauchflämmchen ein Docht. In den Winkeln ſtanden ein paar alte Ziegenkrippen und einige Futterſäcke.

Die Einfachheit gefiel mir außerordentlich. Der harte geſtampfte Fußboden unter den Pferdedecken war zwar für die vom Ritt müden Glieder nicht verlockend. Doch lag eine Weihe, ein göttlicher Armuternſt in dem Häuschen, in dem es keinen Tiſch, keinen Stuhl und kein Gerät gab.

Der armen Hirtenfamilie war die Mutter Erde im wahrſten Sinne Mutter vom Geburtstage an bis zum Sterbetage. Die Leute hockten bei der Erde, ſie aßen bei der Erde, ſie kochten bei der Erde und ſchliefen bei der Erde. In einem Haus, in dem man nichts beſaß als das Leben und die Erde, hatte ich bisher noch nie übernachtet.

Es war Friede und leiſes Plaudern am Abend bei den Leuten, die da im Herdrauch auf ihrer Türſchwelle hockten und unſerem Führer zuhörten. Von der toten Stadt, die draußen rund um die Hütte lag, ſtand keine Säule mehr aufrecht, ſtand keine Mauer mehr, und die tauſendjährige Sonnenhitze und die kalten Nachtfröſte hatten die Stadtreſte längſt wie mit Hämmern zu Steingeröll zermürbt. Hier und da ragte am Rand eines Steinfeldes ein kümmerlicher Baum auf, oder es lag da eine andere Hirtenhütte ebenſo arm wie die, welche uns aufgenommen hatte.

Ich habe den Namen jener ſtaubgewordenen Stadt vergeſſen und will nicht in Büchern nachſchlagen. Ich will nur das, was noch von dieſer Reiſe in meiner Erinnerung lebend haftet, wiedergeben und nicht mehr.

Die Pferdedecken, in die wir uns nachts zum Schlafen eingewickelt hatten, kratzten uns. Und auch die Erdmutter, die wir immer mit unſeren Stiefelabſätzen getreten hatten, wollte uns auf dem Fußboden nicht ſo ruhig ſchlafen laſſen wie die Hirten, die die Erde zeitlebens barfuß mit weichem Schritt geſtreichelt hatten. Es war mir beim Liegen auf dem Fußboden, als teile die Erde meinen vom Ritt müden Knochen harte Püffe aus.

Vorher waren in dieſem Raum die Hühner eingeſperrt geweſen, und die zurückgebliebenen Hühnerflöhe machten ſich nun mit blutdürſtigem Vergnügen über uns Fremdlinge her.

Dazu rauchte das Öllicht ſo ſchrecklich, daß wir Kopfſchmerzen bekamen und zu erſticken meinten. Wir waren noch zu ungöttlich für dieſe göttliche Armut, in die wir ſo plötzlich aufgenommen worden waren. Und der Körper, der immer langſamer als der Geiſt iſt, wollte die Kaſteiungen dieſer Nacht nicht willig ertragen und wurde ſtörriſch.

Ich hatte meine Taſchenuhr neben dem Reiſebündel, das mein Kopfkiſſen war, auf den Fußboden gelegt, aber in dieſer Hütte ſchienen die Stunden nicht wandern zu wollen. Sie blieben hocken, und die Uhrzeiger vergaßen fortzurücken. In dieſer Armut war ein ewiger Stillſtand an Stelle der Zeit zu ſpüren.

So wie es kein Hausgerät gab, schien auch hier keine Uhr nötig zu sein. Die Nacht war eine einzige große Stunde und der Tag eine einzige große Stunde, die saß bei der Armut, auf dem leeren gestampften Erdboden, beharrlich zwischen den vier leeren Wänden der Hütte. Und deshalb war es gleich, was man in dieser Zeitlosigkeit erlebte.

Und da wir nicht schlafen konnten und einer den anderen sich in seinem Hüttenwinkel herumwälzen hörte, riefen wir uns zu, daß es vernünftiger wäre, in der Mondnacht weiterzureiten. Lieber wollten wir am Tage versuchen, ungeplagt von Rauch und Hühnerflöhen, auf einer weichen Wiese in frischer Luft zu schlafen und die Nachtruhe nachzuholen.

Die Hirten, die noch nicht ihr Lager aufgesucht hatten, staunten nicht, als wir im schönen Mondschein weiterreiten wollten. Nur unser Führer, der eben schlafen gehen wollte, brummte ein wenig.

Wir ritten um Mitternacht von der Hütte fort. Die schöne erfrischende Nacht machte uns eine Weile munter, aber das Mondlicht schläferte die Augen bald wieder ein. Und als wir das Steinfeld der untergegangenen Stadt verlassen hatten und unter Baumschatten an einem Bergabhang ritten, wußte ich bald nicht mehr, wie ich meine Augen vor Müdigkeit offen halten sollte.

Der Mond schien den Schlaf durch die Baumblätter zu schicken. Die weißen Milchflecken des Mondlichtes am Weg, durch die wir ritten, waren wie ein über uns ausgegossener Schlaftrunk. Und der Schlaf duftete aus den Büschen und sank aus den ruhenden

Bäumen herab auf uns, und zeitweise fürchtete ich, vom Pferde zu fallen, denn der wiegende Gang des Tieres erhöhte die Schlafluſt.

Wir hörten aus einer Schlucht herauf, an der wir entlang ritten, ein ununterbrochenes Rauſchen. Ich wußte nicht, kam das Geräuſch von einem Waſſer oder vom Wind im Laub. Es war da im Finſtern ein Lärm in einem Tal, der ununterbrochen neben uns lebte. Der Weg ſenkte ſich mehr und mehr, und bald ſah ich durch die Zweige ein breites Bachbett; das andere Ufer lag in Finſternis, unbeleuchtet vom Mond.

Das Waſſer vor mir ſchien endlos breit zu ſein. Das ſchnelle Waſſer ſprang über Felſenblöcke und zeigte viele buckelige Strudel, die im Mondlicht ſilberſchäumend kreiſelten.

Die Luft wurde immer friſcher und feuchter, und dann ſtand mein Pferd ſtill. Der Weg endete vor dem wilden Waſſer. Der Führer, der hinter uns zurückgeblieben und wahrſcheinlich auch im Gehen halb eingeſchlafen war, kam auf mein Rufen herabgerannt und ſagte, daß wir das Waſſer durchqueren müßten.

Dann rief er durch die hohlen Hände über das Waſſer hinüber: „Compatriot!“ Drüben ſah ich bald Feuerſchein aufleuchten, als wenn man die Türe eines im Innern brennenden Hauſes öffnete.

„Dort iſt eine Mühle,“ erklärte der Führer, „und die Müllerknechte werden uns hinüberholen.“

Es war nicht gerade behaglich, mitten in der Nacht durch ein angeſchwollenes, unbekanntes Früh-

lingswaſſer reiten zu müſſen, wenn man den Weg am Tage noch nie geſehen hatte.

Unſere Rufe waren beantwortet worden, und nachdem ſich die Stimmen eine Weile gegenſeitig, über das Waſſerbrauſen weg, zugeſchrieen hatten, erſchienen Männer im Mondſchein, bis zu den Hüften mitten im Waſſerſchaum ſtehend, und ſie winkten und ſchrieen von neuem.

Wir ritten vorwärts, den Pferden die Zügel freigebend, da die Tiere die Furt ſuchten und behutſam die unter den Schaumſtrudeln liegenden Übergangsſteine mit den Hufen fanden. Indeſſen ſchrieen die Müllerknechte, und die Felſen echoten, und die Waſſerwirbel johlten und ziſchten betäubend. Es war als ritten wir durch einen überkochenden Hexenkeſſel.

An den mondhellen Stellen ſah ich neben mir die raſende Flut vorbeiſchießen. Dann empfingen uns die Müllerknechte bei den tiefſten Strudeln und ſtemmten ſich gegen die Pferde und ſchoben dieſe und uns, die wir mit hochgezogenen Beinen im Sattel ſaßen, da das Waſſer bis an den Sattel reichte, durch die nächtige Waſſerwildnis.

Drüben empfing uns die vorweltlichſte Mühle. Die Mühlenhütte war niedrig, aus mächtigen Eichenſtämmen roh zuſammengefügt, und drinnen im einzigen Raum praſſelte ein mächtiges Feuer und brannte lichterloh. Um die Flammen ſaßen Männer, die uns zunickten.

Dieſe Mühle mit dem brüllenden Waſſer vor der Tür, am geſtampften Boden das hochwallende prunkvolle Feuer darinnen, das mit ungeheurem Leben den Raum füllte, die alten verwitterten Müllerknechte,

alles zuſammen erinnerte mich mit einem Male an Odyſſeus Abenteuer bei den Zyklopen.

Die Nacht draußen unter der offenen Tür, mit dem hochgehängten Mond, mit der johlenden Waſſerſtimme, ſchien einer der einäugigen Zyklopen zu ſein, der jeden Augenblick hereinkommen konnte, um am Feuer niederzuſitzen und einen von uns Menſchen, die wir hier als Gefährten des Odyſſeus Unterkunft nahmen, zu verzehren.

Nachdem wir unſere Kleider an der Feuerwärme getrocknet hatten, war die Nacht ſchon am Verſchwinden. Und als wir in die Morgendämmerung hinaustraten, um wieder auf den Pferden aufzuſitzen, da war alles verwandelt und alltäglich. Da war nichts Beſonderes ringsum, als ein mit gurgelndem Hochwaſſer angeſchwollenes Bachbett, ein plumpes hölzernes Mühlenhaus und ſtumme ſchattige Baumgruppen davor, die ſich vom morgengrauen Himmel abhoben.

Der Zyklopenſpuk war verſchwunden, das Feuer fortgeflogen, und wir ritten gemächlich auf einer breiteren Straße unter den Bäumen wieder weiter in die Berghöhen hinauf.

Am Spätnachmittag desſelben Tages kamen wir noch nach dem Hafenort Kalamata am Mittelmeer. Hier waren dunkle Orangengärten am Meerufer, voll reifer Früchte, reichbeladen wie Apfelbäume im Auguſt.

Nach zwei Ruhetagen ritten wir über einen hohen Gebirgspaß, an Abgründen vorbei, in das düſtere

und kühle Tal von Sparta. Den Spartanern war wenig Sonne gegönnt. Ganz nahe der neuen Stadt, die hauptsächlich aus Kasernen besteht, erhebt sich im Osten und Westen ein mächtiger Bergwall. Die Sonne kommt spät in das Tal hinunter und geht am hohen Nachmittag schon zeitig aus dem Tal fort. Sparta liegt dem heißen Wind von Süden und dem eisigen Wind von Norden offen.

Lachendes Licht und von allen Windrichtungen spielende Lüfte umgeben das Auge Hellas': Athen. Aber wie menschenunfreundlich dagegen das düstere Tal um Sparta.

Die Ritte vorher durch Arkadien und von Kalamata bis Sparta waren mir wertvoller als die anderen Wege nachher, die wir teils im zweispännigen Wagen, teils mit der Eisenbahn zurücklegen mußten.

Der Weg durch Arkadien an den Wiesentälern und dem Strahl der rauschenden Quellen vorbei, und der Aufenthalt bei weltabgeschiedenen Hirten auf den Berghöhen blieben mir so festlich in Erinnerung wie einst Jahre vorher die Frühlingstage und Segelfahrten an der Westküste Schwedens, in Bohuslän, und wie die einsamen Ritte und Wege zu den Aztekenpyramiden und Vulkantälern Mexikos.

Als wir Arkadien verlassen und später von Sparta einen Wagen genommen hatten, um die berühmten Ruinen von Thyrinx, Epidaurus und Mykene zu erreichen, fühlte ich mich wieder den gutbürgerlichen Menschen zurückgegeben, nachdem wir bisher in Arkadien von den edlen Armutgöttern der Hirten mit nur Luft und Sonnenschein genährt worden waren.

Wir wohnten von nun ab wieder in kleinen griechisch-europäischen Gasthäusern, wanderten in Tripolitza, dem gewerbetreibenden Provinzstädtchen, durch die lange Gasse der Leinwandhändler, durch die Gasse der Kupferschmiede, durch die Gasse der Töpfer und durch die Gasse der Seiler. Jede Gasse war von einem Handwerk bewohnt, und die Meister jeder Gasse, die da in ihren kleinen offenen Werkstätten arbeiteten, waren sich gute Nachbarn.

Sie saßen wie eine Gemeinde in ihrer Gasse, und jede Gasse hatte einen anderen Handwerkergott über sich, für den die Meister und Gesellen in Ehre und in Zucht arbeiteten, und der ihnen Käufer und tägliches Brot ins Haus schickte.

Hier lebten die Menschen für die Menschen, wie Würmer bei den Würmern. Ihre Arbeit adelte sie, ihre Herzen waren gut, aber sie waren lebensgeängstigter und lebensgeknechteter als die Herzen jener weltfernen Hirten in Arkadien, die sich mit der Mutter Erde begnügten ihr Leben lang und der Erde nichts gaben und ihr nichts nahmen als den menschlichen Herzschlag vom ersten Lebenstag bis zum letzten.

In bedürfnisloser Seligkeit waren die Hirten Arkadiens freie Männer in ihrer Armut, während die Handwerker in Tripolitza, die mit einem Auge nach den Käufern spähen mußten und die nur mit dem anderen bei der Arbeit blieben, in ihren Gassen nur mit halbem Herzschlag, nur mit halber Ruhe an der Erde saßen.

Mein Herz sehnte sich bald nach der feierlichen Armutsstille, nach der sorglosen Bedürfnislosigkeit Arkadiens zurück. Aber dann wurde es von großen

Ruinen getröſtet, die es auf der Weiterreiſe mit alter feſtlicher Vergangenheit unterhielten.

Bei dem Städtchen Nauplia, in deſſen Nähe einſt die alte Burg von Thyrinx gelegen, beſtiegen wir die Reſte der grimmigen Feſte, deren Mauern aus ſo ungeheuren Felsblöcken gebildet ſind, daß man heute noch nicht verſteht, wie jene Zyklopenmauern haben entſtehen können. Hier waren keine Säulen, keine ſchönbehauenen Bildwerke. Hier war nur die irdiſche Kraft, der Männer Trotz und der Männer Stärke vergangener Zeiten zu bewundern.

Und auch in Mykene, wo noch das Löwentor an der Burg des Agamemnon ſteht und die Grundmauern der Säle und Kammern auf leichter Anhöhe bei einer ſonnigen ſandigen Ebene lagen, war Trotz und Kraft in den Steinmauern, die von unendlichem Machtbewußtſein der Menſchen ſprachen, die zu allen Tagen ſich untereinander das Leben abtrotzen mußten, und die ſich immer leichter gegen die Elemente und gegen wilde Tiere wehren konnten als gegen das Raubtier Menſch.

Von Nauplia ritten wir in zwei Tagereiſen nach Epidaurus hin und zurück. In einem lieblichen Hügelwinkel lagen noch die ſchönen weißen marmornen Mauern der Hallen und Säulengänge und die Badebecken des alten Heil- und Badeortes der Griechen. Der Gott der Ärzte, der Gott Äskulap, hatte hier ſeinen Weiheort, wo einſt warme Quellen die Kranken Griechenlands herbeilockten.

Der kleine Bergwinkel war mit weißem Marmor bepflaſtert. Die Ruinen leuchteten, wie aus Schnee

gebildet, unter dem jungen Grün vieler Bäume, die den Ruinenplatz umgaben.

Da waren noch die Wandelgänge für die Genesenden; die Säulen waren zwar umgestürzt, aber die Pflasterplatten noch gut erhalten. In den Nischen standen noch die marmornen Halbrundbänke, auf denen die Kranken geruht haben. Und jeder Bank gegenüber stand ein mächtiger Marmorsockel, darauf sich einst eine Bildergruppe aus Marmor befunden hat, deren Anblick die Sterbenden und die Genesenden erquicken konnte.

Immer gingen in diesem Lande die Künstler als oberste Herren allen Lebensbetätigungen zur Seite. Dem Menschen, der in Delphi seelische Erhebung gesucht hatte und Heilung von seinen Sorgen, waren die Kunstwerke dort am Wege vom Meer zur Parnaßhöhe, so wie die Kunstwerke hier in Epidaurus, wo die Körperkranken am warmen Erdenatem Linderung der Körperschmerzen suchten, Tröster und Beglücker des Menschenherzens gewesen.

Die Festlichkeit, die jedes Künstlerherz angeboren mit auf die Welt bringt, umgab feierlich nicht bloß Athen, die Hauptstadt des Geistes, sondern auch die nationalen Wallfahrtsorte Griechenlands, Delphi, Olympia und Epidaurus.

In den Bäderanlagen in Epidaurus waren noch die Röhrenleitungen und auch die großen gemauerten Wasserbecken sichtbar und gut erhalten, in denen viele Kranke zugleich hatten baden können. Es standen da noch Steine mit Inschriften, sowie Altäre.

Aus Fürsorglichkeit für die Kranken waren da

keine Treppenstufen bei den Tempeleingängen angebracht. Damit die Bahrenträger die Schwerkranken, ohne sie zu stoßen, auf ihren Betten in den Tempel bringen konnten, waren, statt der sonst üblichen vier, fünf Tempelstufen, schräg gelegte Steinplatten aus Marmor da, die sanft zur Höhe der Tempeleingänge anstiegen.

Unter einigen Bäumen nahe der Anlage befand sich noch das herrliche, besterhaltenste Theater Griechenlands, dessen Sitzreihen, kühl und vor der Sonne geschützt, hier im Bergwinkel in lauschigem grünen Hügelversteck zu beträchtlicher Höhe anstiegen.

Dieses Theater sah wie neu aus, als hätten die Zuschauer gestern erst ihre Plätze nach einer Vorstellung verlassen. Und doch weilten zweitausend Jahre hier im Halbrund bei mir, als ich dort auf den Marmorstufen saß. Diese Sitzreihen hatten viele Menschengeschlechter in der Ferne vorüberwandern fühlen, seit das letzte Wort von dem Altar gesprochen wurde, der da unten, festlich gebildet von Künstlerhand, in der Mitte der marmornen Bühne stand.

Wo ist das Gebäude, dachte ich, das Theater, in Berlin, in London, in Petersburg, in Paris, in Neuyork, das nach zweitausend Jahren noch wie neu wirken würde? Das so edel, einfach und erhaben in seiner Einteilung, in der Vereinigung von Zuschauerwelt und Darstellerwelt ist, daß es noch ein Vorbild sein kann künftigen Theatern?

Mein Reisegefährte sprach unten auf dem Steinplatz der Bühne bei dem Altar einige Sätze, und

ich verstand oben auf der fernsten Sitzreihe in dem muschelförmigen Halbrund auch das schwach geflüsterte Wort.

Ich glaube, daß die Einheit des angewendeten Materials im griechischen Theaterrund — denn es ist zum Bau nur Stein verwendet worden — den Klang melodisch und ungestört zu einem einzigen Hall für das Menschenohr sammelt. Auch der einheitliche Holzbau in chinesischen und japanischen Theatern fördert den Schall, der nicht zerstückelt und zerstört klingt. Während unsere Theater, die eine Zusammensetzung aus Eisen, Holz, Stein, Kalkbewurf bilden, den Schall, der von der Bühne kommt, nicht einheitlich weiterschwingen können.

Ich glaube, daß diese Einheit des Materials wichtiger ist als alle akustischen Berechnungen. Man stelle sich vor, daß wir uns eine Ohrmuschel zusammensetzen würden aus Steinchen, Eisenteilen, Ton und Holzstückchen. Wie unmöglich würde der Klang in diesem Ohr einheitlich gefaßt werden können!

Als ein großes Ohr ist aber der muschelartige Zuschauerraum jedes griechischen Theaters gedacht, dessen Halbrundform ganz unerläßlich ist unter freiem Himmel, wo die Geräusche der Bäume, der Winde und des Naturlebens das Bühnengespräch noch besonders beim Auffangen des Schalls stören können. Unsere menschliche Ohrmuschel aber ist auch nichts anderes als ein amphitheaterartiges Halbrund aus einheitlichem Material, das vom Lebensdrama den Schall aufnimmt.

An dieses mußte ich immer denken, so oft ich in

Griechenland, in Delphi, in Olympia, in Epidaurus und in Athen eines der großen alten Theater beſuchte und mich die gute Schallverteilung in dem weiten ſteinernen Halbrund unter offenem Himmel immer wieder zum Staunen brachte und zum Vergleichen aufforderte mit heutigen europäiſchen Theatern. —

Wir ritten von den Bäderanlagen noch einige Stunden weiter fort in ein Fiſcherdorf am Meer, wo wir übernachteten. Als wir gegen Abend in den Ort kamen, hing an einigen Türpfoſten an einem Nagel ein friſchgeſchlachtetes Lamm. In der Hauptgaſſe an mancher Tür ſtand der ländliche Hausherr bei ſeinem Oſterlamm. Es war Karfreitag, und der Lammbraten für das Oſterfeſt wurde überall vorbereitet, und die Familie, die Kinder und die Frauen, ſtand andächtig und ſpielend und plaudernd um den Vater, der das geſchlachtete Tier abhäutete.

Unſer Reiſeführer, der neben den Pferden herlief, erklärte uns, daß die Landleute hier nur einmal im Jahr Fleiſch zu ſehen bekämen, zum Oſterfeſt. Man kann ſich leicht die Erwartung vorſtellen, mit der die Augen der Familienmitglieder das geſchlachtete Lamm am Türpfoſten betrachteten.

In Einfachheit lebten die Menſchen hier friedlich, und die unbewußte Bedürfnisloſigkeit machte ihre Gebärden ſchlicht und frei von Begierde. Das Meer vor der Türe ſpeiſte ſie täglich, ebenſo der Feigenbaum und das kleine Kornfeld hinter dem Haus.

Außer einigen Holzhockern fand ſich faſt kein Hausrat bei den meiſten Leuten. Der Herdſtein am

geſtampften Fußboden in einer Zimmerecke gab dem Haus das natürlichſte Gerät. Ruhe und Wärme kamen von dieſem edlen Stein, der in ſchlichter Nützlichkeit nur eine Aſchenhöhlung zeigte, und der ſeit Homers Zeiten keine andere Form angenommen hatte.

Wie in den japaniſchen leeren Zimmern, wo nur eine Blumenvaſe in einem Winkel oder ein Bild der einzige Schmuck ſind und nirgends ein Gerät zu finden iſt, ſo war es hier bei den griechiſchen Landleuten. Eine wohltuende Leere herrſchte in den Häuſern. Der Sinn der Frauen richtete ſich nur auf das Notwendigſte, ebenſo der Sinn der Männer. Und ihr Auftreten und ihre Rede blieben in dieſer Bedürfnisloſigkeit würdevoll und einheitlich.

Und dieſe Griechen im Peloponnes gingen auch, von alter Vergangenheit geadelt, ſo würdevoll frei und geſittet aufrecht, köſtlich harmoniſch im Geiſt und im Herzen, viel edler als das Landvolk in Italien, das erhitzter, begierdevoller und unklarer hinlebt. Unendliche unvergängliche Hoheit ſprach aus der Haltung der griechiſchen Landleute, die ich da am Wege und auf den Türſchwellen bei einſamen Bauernhäuſern antraf.

Nur einmal fand ich im Gebirge flüchtige Unbeſcheidenheit, das war auf dem Wege nach Kalamata. Es war in früher Morgendämmerung, nachdem wir die Mühle verlaſſen hatten, hoch im Gebirge, als wir auf eine Hirtengeſellſchaft ſtießen. Mehrere Hirten hauſten dort mit ihren Weibern und Kindern in Zelten. Es war noch grauer Morgen vor Sonnen-

aufgang, als wir, nach einem mühevollen Aufstieg, auf einem öden Geröllplatz jenen Menschen begegneten. Wir hätten gern ein wenig Milch getrunken und beauftragten unseren Führer, bei den Hirten zu fragen, ob sie uns Milch verkaufen wollten.

Es war aber noch nicht gemolken worden, da die Herde noch abseits zerstreut im Gestein schlief. Unser plötzliches Erscheinen machte die Hirten starr. Daß wir vor Sonnenaufgang erschienen, das hat die dürftigen Leute so verwundert, daß sie zum mindesten glaubten, der König von Griechenland wäre mit seinem Gefolge unterwegs. Sie redeten uns mit „Fürst" und „Prinz" an, und sie glaubten dabei, es würde über ihre Zelte Gold regnen.

Sie forderten für eine kleine Schale Milch, die sie endlich herbeibrachten, Gold und Gold und wieder Gold. Schließlich mußten wir die Leute durch den Führer zurechtweisen und ihnen Vernunft zureden lassen. Sie meinten aber, wenn man aus Athen käme, müsse man vom König kommen, und der König sei Besitzer von goldenen Schlössern, und wohin der König gehe oder ein Königlicher, müsse er auch Gold mitbringen.

Und die Frauen der Hirten, die nur ihre Köpfe aus den Zeltfalten herausstecken, und die Kinder, die unter dem Zeltsaum herauskrabbelten, alle begehrten Gold für den Napf Milch. Ich glaube heute, da sie eben aus dem Schlaf aufgewacht, waren sie noch nicht ganz von der Unwirklichkeit zur Wirklichkeit zurückgekehrt.

Denn so lange diese Einsamen lebten, ist sicher noch

nie jemand vor Sonnenaufgang, wie aus der Erde gewachsen, vor ihrem Zelte erschienen, geradenwegs aus Athen kommend. Sie begnügten sich jedoch endlich mit einigen Frankenstücken, die sie gern annahmen, wobei sie immer noch das Wort „Gold" murmelten und sich zurückgesetzt fühlten, weil von dem vom Himmel gefallenen Morgenbesuch nur Silber und kein Gold kam.

Aber dann, als wir weiter ritten, und je weiter wir uns von ihnen entfernten, desto fröhlicher dankten sie uns, und ehe wir ganz verschwanden, riefen sie uns lange Dankſprüche nach. So kindlich handelten diese Leute, wenn in ihnen unerwartet Begierden erweckt wurden, denen ihr Herz nicht gewachsen war, und die eigentlich nicht ernst gemeint waren. Denn nur ihre Träume schrieen nach Gold.

Wir Fremde aber sind für diese weltfremden Hirten keine richtigen Fremden aus dem königlichen Athen gewesen, da wir nicht königliches Gold auf unsere Wege regnen ließen. Jene Hirten wollten ihre Träume erleben.

Es war nur dieses eine Mal hoch im Gebirge, daß wir dem ausgesprochenen Goldverlangen begegneten. Gewöhnlich waren die Anforderungen zufriedengestellt bei landesüblicher Preiseinhaltung.

Noch heute sehe ich gern im Geist die einfachen ländlichen Häuslichkeiten, in die wir in Griechenland am Wege kurze Einblicke bekamen.

Bei Epidaurus saß an einer Landstraße auf der Hausschwelle eine Frau, die von einer mit Hanf umwickelten Kunkel, die sie auf ihre eine Hüfte stützte,

den Garnfaden drehte. Auf einer Böschung seitlich vom Hause, unter einem großen Platanenbaum, stand aufrecht eine andere Frau; sie hielt auch eine Kunkel im Arm und arbeitete wie die erste.

Und am Rande eines großen steinernen Brunnentroges, aus dem unsere Pferde getränkt wurden und in den das Wasser aus dem Felsen sickerte, saß eine dritte Frau und hielt gleichfalls eine hanfumwickelte Kunkel und arbeitete. Über den drei Frauen stand der Frühlingshimmel, und der Frühlingssonnenschein machte den Himmel hinter dem Haus und durch die Blätter des Platanenbaumes leuchten, als wäre dort ein gläsernes Fenster, das ins Weltall hinaussah.

Von dem hellen Weltraum draußen kam seligste Einfachheit, weise Lebensfreude, Lebensernst und Lebensruhe; und nicht das Licht allein, sondern diese dreifache Seligkeit beschien und bewachte die drei stillen, ihre Hanffäden drehenden Frauen.

Da war keine Hast, keine Unruhe, kein wild erwartetes Morgen, keine sinnlose Eile um den Brunnen, um den Platanenbaum und um das Haus. Und solche, von unbewußter Menschenweisheit geschmückte, natürlich festliche Landschaftsbilder, fand ich viele auf jener Reise durch den Peloponnes. Sie erquickten den Wandernden mehr als ein erfrischender Schluck Wasser aus der klarsten Quelle.

Wo die Quellen des Weltalls ungestört, fern von gepeitschter Lebensjagd und frei von sinnlosen Bedürfnissen, friedlich rinnen dürfen, dort ist immer für das künstlerische Herz das Weltallfest vollkommen. Denn der Künstler trägt in sich das ursprünglichste

Herz und sehnt sich nach harmonischer Ursprünglichkeit auf allen Lebenswegen.

Während ich reitend, von meinem Bergpferdchen herab, solche Bilder, die in Weltallruhe eingerahmt waren, in mich aufnahm, wurde mir zugleich die Sehnsucht nach der Heimat und nicht nach der Fremde von solchen Blicken gestärkt. Ich sah mit Neid, wie die einfachen Landleute alle, ebenso wie die Handwerksleute der Städte, an ihrem Stück Erde hingen, und mit Frieden an der ihnen angeborenen Erdscholle ihr Stück Brot aßen und ihre Hände still bei der Arbeit rührten.

Je mehr ich Einblick bekam in die fremden Häuslichkeiten am fremden Wege, desto mehr wurde in mir der Glaube bestärkt, daß auch mir als Künstler nur die Heimat fortgesetzt Frieden und Kraft geben konnte.

Ich erinnerte mich daran, daß ich auch auf den fränkischen Landstraßen und auch bei den bayrischen Bergen und Seen und auf deutscher Heimaterde überall dieselbe edle Einfachheit der Sitten, dieselbe Arbeitsvertiefung beim Volk, dieselbe Schlichtheit der Gebärden, die Helligkeit alter vergangener Gebräuche und auch edle Bedürfnislosigkeit finden könnte.

Es gibt bei uns auch genug künstlerische Bilder am Wege und ebenso genug unbewußtes Verschmelzen mit dem Weltall. „Du findest es daheim in den Bauernstuben, in den Handwerkerstuben, in den Studierstuben", sagte mein Herz ernst zu mir und zeigte meinen Gedanken warme runde Heimatsbilder, viele und freundliche, buntfarbig wie die ver-

ſchiedenen Anemonenblumen auf den griechiſchen Wieſen.

Aber noch ſchämte ich mich vor mir ſelbſt und vor meinem Reiſegefährten, der mich bei jedem Aufenthalt in den griechiſchen Landſchaften, in den Bergen, bei den Ruinen, in den Tälern und am Meere immer gefragt hatte, wo ich mich denn jetzt im Peloponnes niederlaſſen wollte. Und immer wieder hatte ich antworten müſſen: „Hier nicht.“

Und dann waren wir wieder weiter geritten. Ich glaubte zuletzt, da ich ſchon vorher in Mexiko keine Heimat gefunden hatte, und ich nun einmal in Griechenland war, ich müßte wenigſtens eine lange Zeit hier in dieſem Lande ausharren, um mich nicht vor mir und meinen Freunden qualvoll lächerlich zu fühlen.

Als wir im Eiſenbahnzug am Tag vor dem Oſterſonntag nach Athen fuhren, und ich erklärt hatte, nirgends im Peloponnes bleiben zu wollen, ſagte ich deshalb, noch einmal mein Herz verleugnend, ich wollte mir in der Nähe von Athen ein Weinberghaus ſuchen.

In Athen wurde uns dann bekannt, daß draußen ein einſames verlaſſenes kleines Kloſtergebäude am Fuße des Hymättos liege. Dieſes hieß Cäſaria. Jenes Haus war einmal in älteſter Zeit unter Kaiſer Hadrian ein Luſtſchlößchen geweſen. Später iſt es ein Kloſter geworden. Das Gebäude war jetzt noch Eigentum eines großen Kloſters in Athen. Wir

mußten in jenem Kloſter die Schlüſſel für Cäſaria holen. Wir wollten das Haus beſichtigen, das man mir verpachten ſollte.

Der kurze Augenblick in jenem großen griechiſchen Kloſter, in dem wir die Schlüſſel verlangten, iſt mir unvergeßlich.

Nach einem viereckigen ſonnigen Hof hin lagen die offenen Zellen der Mönche. Große ſchattige Bäume ſtanden mächtig und ruhig bei den Zellentüren. Die dicken Stämme der Bäume waren wie große Urnen anzuſehen. Aus dieſen quollen die Blätterkronen, als wüchſe der Friede hier Blatt an Blatt aus der Erde.

Die Zellentüren ſtanden offen, und ich ſah in jedem kleinen weißgetünchten viereckigen Raum einen Betpult und ein ſchmales Bett. An der Wand hing ein Holzkreuz, und in einer Niſche ſtand ein Waſſerkrug. Köſtliche heilige Einfachheit herrſchte hier.

Einige Mönche mit langen grauen Bärten ſaßen im Hof unter den Bäumen und laſen, und ein alter ſtattlicher Mönch mit weißem Haupthaar und weißem Bart gab uns vertrauensvoll die Schlüſſel.

Wie ſchade iſt es, dachte ich, daß wir Künſtler nicht in ſolcher Einfachheit mit unſeren Frauen leben wie die Mönche hier. Dieſe leben wie jene drei Frauen, die ich im Peloponnes mit ihren Flachskunkeln in der Hand, im Frühlingstag arbeitend, unter einem Ahornbaum, in der Haustür und am Brunnen fand, und die mir wie an den Quellen der Ewigkeit ſitzend ſind erſchienen.

So müßten wir Männer, in äußerer Einfachheit

den Mönchen ähnlich, und unsere Frauen, jenen drei Wockenspinnerinnen ähnlich, im herrlichsten Frieden leben können, zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, den Vorbildern aller Götterbegriffe ähnlich, wenn wir uns zur edelsten Bedürfnislosigkeit entschließen könnten.

Sauberkeit und Ordnung am Körper, in der Kleidung und im Hause müßten die Grundbedürfnisse bleiben bei täglicher Arbeit. Und die Quellen des Weltallfriedens und der künstlerischen Freuden wären dann unerschöpflich.

Welche festliche künstlerische Beobachtung des Weltalls, welch festliches Miterleben mit Pflanzen, Tieren und Menschen wäre jenen Menschenherzen möglich, jenem Mann und jener Frau, die in solch äußerster Schlichtheit ihr tägliches Leben führen wollten!

Später, auf meiner Weltreise, traf ich diese Schlichtheit in Asien bei Millionen Menschen, sowohl im warmen Indien, als in dem in gemäßigter Zone liegenden Japan. Überall fand ich diese möbelleeren, aber von künstlerischen Gedanken erfüllten, kleinen Wohnungen, in welchen als erster Schmuck die peinlichste Sauberkeit herrschte und die feinfühligste Lebensordnung.

Zwischen leeren Wänden saßen in jenen Ländern gefühlvoll fleißige und allem Weltalleben klug nachfühlende Menschen. Und die Leere der japanischen Zimmer war so reich wie die Leere des blauen Himmels es ist, die nie langweilt.

Die Japaner hatten die Maße der Höhe, Breite

und Tiefe ihres Hauſes klug und fühlend um die Menſchenfigur ausgedacht, ſo daß das Zimmer wie eine Schachtel zum Verpacken eines köſtlichen Kunſtwerkes wurde, eine Schachtel, die gerade ſo viel Raum bietet, als der Gegenſtand Schutz braucht.

Das kleine Gebäude von Cäſaria lag bei einer winzigen Kapelle. Die ſtammte noch aus den erſten Jahren des Chriſtentums. Die Kreuze und die Bilder darinnen waren ungemein liebevoll, einfältig und rührend kindlich gläubig gearbeitet. Das einſtöckige Haus neben der Kapelle wurde von einigen Hirtenfamilien bewohnt. Aber hier herrſchte Verwahrloſung überall. Die Dielen waren ſo zerriſſen, daß man durch die Stockwerke hindurchſehen konnte, und das Geſindel, das da hauſte, war nicht vertrauenerweckend. Die Hirten beim Hauſe trugen Gewehre über den Schultern, Revolver und Dolche in den Gürteln. So ſtanden ſie zwiſchen ihren Herden und ſchoſſen nach Vögeln und Feldmäuſen und benahmen ſich bei unſerem Erſcheinen, als müßten ſie uns mit ihren Büchſen das Echo vom Hymättosgebirge hören laſſen.

Hinter dem Haus zog ein ungeheuerer Bergabhang hinauf, der ſeit Jahrhunderten ſchon abgeholzt war und kahl und ſonnenverbrannt in die Lüfte ſtarrte.

Einige Schritte von der Türſchwelle fort, unter dürftigen Laubbäumen, ſickerte aus einem alten marmornen Widderkopf eine Quelle. Dort bei einem großen alten Trog knieten Weiber, alte Männer und Kinder; die wuſchen unter viel Geſchnatter und Geſchimpf ihre Wäſche.

Es führte kein eigentlicher Weg zu diesem Haus. Wir hatten von der großen Landstraße quer durch Felder einen Pfad suchen müssen. Ich hatte geglaubt, ein einsames einfaches leeres Klosterhaus zu finden, und war erstaunt über die uns mißtrauisch begrüßende, verwilderte Hirtengesellschaft, die da, büchsenknallend und freche Reden führend, das verwahrloste Haus wie eine Räuberhöhle erscheinen ließ.

Da war kein Garten, kein Wald in der Nähe, nur dürftiges Buschwerk war da und ein heißer steiner-ner Bergabhang und flache Felder davor. „Wollen Sie hier auch nicht bleiben?" fragte mich mein Reise-gefährte?" „Nein," sagte ich, „hier erst recht nicht." „Was wollen Sie dann tun?" —

Die Frage war leicht gestellt, aber ich mußte in meiner Brust einen schweren Kampf kämpfen, um die Antwort zu finden, die ich mir selbst geben sollte. Ich kam mir gedemütigt vor, weil ich so viele Pläne gemacht hatte, und weil nun alle meine Gefühle und Gedanken, wenn ich aufrichtig zu mir war, nichts mehr von jenen Plänen wissen wollten. Mein Herz drängte nur heftig nach der Vereinigung mit meiner Frau und mit meiner Heimat.

Wir gaben die Schlüssel von Cäsaria dann wieder im Kloster ab. Der weißbärtige Mönch nickte, als er hörte, daß ich nicht daran denken wollte, dort zu wohnen, und er fand es ganz in der Ordnung, daß ich wieder nach Hause reisen wollte. Herrlich fried-lich war es in mir nach diesem Entschluß. Auf dem Rückweg vom Kloster nach Athen beleuchtete die Abendsonne vor uns den fernen Akropolishügel. Der

lag goldrötlich über den blauſchattigen Feldern und verdunkelte ſich mehr und mehr, als wollte er vor meinen Augen verſchwinden und wollte ſich in einen fränkiſchen Hügel, in den Marienberg, der das Schloß über der Stadt in Würzburg trägt, verwandeln.

Von den Bergwänden des Hymättos hallten Käuzchenſchreie und Eulenrufe in der Abenddämmerung.

„Eulen nach Athen tragen", fuhr es mir durch den Sinn. Ich hatte, wie das Sprichwort ſagt, gehandelt. Die Eulen waren meine unruhig flatternden Pläne geweſen, die ich umſonſt nach Athen getragen. Ich ließ ſie jetzt für immer fortfliegen, und ſie riefen mir von Cäſaria zum letztenmal nach. Aber ich kehrte ihnen den Rücken und ging im weichen Staub der Landſtraße weiter.

Dabei machte ich in meiner Zufriedenheit die Wahrnehmung, daß jener alte Staub der atheniſchen Straßen einen wunderbar ſüßen Geruch hat. Wie Wohlgeruch aus alten Räucherurnen, ſo ſtieg ein Duft von der Erde hier auf. Ich fragte mich, ob ſich der Staub am Boden hier noch an jene Abende erinnert, da die Griechen köſtliche Rauchopfer vor den edlen Menſchengeſtalten ihrer Heimatgötter auf den Hausaltären anbrannten. Nirgends auf der Welt fand ich wieder, daß der Erdſtaub ſo ſüß, getrockneten Blumen ähnlich, duftete wie hier auf den Landſtraßen um Athen.

Befreit vom Ballaſt unmöglicher Pläne, kam ich jetzt nach Athen reicher zurück, als ich fortgegangen war. Ich nahm mir nun vor, nur noch einige Tage

die Schönheiten Athens zu sehen, und dann auf kürzestem Weg nach meiner fränkischen Heimat, nach Deutschland zurückzukehren. Dort wollte ich meine Frau erwarten, und dann würden wir endlich in der Heimat unsere Heimat finden.

Ich besuchte am nächsten Nachmittag noch Eleusis, denn dort waren alljährlich zum Osterfest alte Ostertänze auf dem Marktplatz zu sehen. Eleusis ist nach einer kurzen Bahnfahrt von Athen aus erreichbar. Die Bahn läuft am Meer entlang neben der alten heiligen Straße der Pilger.

Als wir nachmittags durch die kleine Provinzstadt wanderten, hing an verschiedenen Häusern das gebratene Osterlamm an einem Nagel am Türpfosten. Der Hausherr stand daneben mit einem Messer und schnitt Bratenstreifen ab, die er unter seiner Familie austeilte.

Aus einer Türe trat ein Hausvater freundlich lachend auch an uns Fremdlinge heran und reichte jedem von uns ein Stückchen Lammbraten zum Ostergruß. Wir mußten es aus seinen Händen annehmen und es mit den Händen zum Munde führend verzehren, wie es nach uraltem Brauch die Landbewohner in Griechenland tun, die keine Tischgeräte anwenden, ähnlich wie es bei uns einst im Mittelalter noch Sitte war.

Vor allen Türen saßen die Leute in Gruppen und aßen fröhlich das Osterfleisch. Es hatte sie alle das festliche Osterlicht auf die Straßen gelockt. Munter und unterhaltend lachten, plauderten und grüßten sich die Nachbarn vor den kleinen Häusern.

Gegen zwei Uhr verſammelten ſich auf der einen Seite des Marktplatzes die jungen Mädchen der Stadt, auf der anderen Marktſeite die jungen Männer. Die Mädchen hatten die Haare in zwei lange Zöpfe geflochten, und die bänderdurchflochtenen Zöpfe reichten ihnen bis auf die Ferſen. Viele bunte Seidenbänder waren in die Zöpfe geſchlungen, und mit eingeflochtenen ſchwarzen Roßſchweifen waren die Zöpfe auch künſtlich verlängert worden.

Jedes Mädchen faßte mit gekreuzten Händen nach den Händen ihrer beiden Nachbarinnen, und ebenſo taten die Burſchen. Und nach einer uralten Melodie, die die Mädchen und die Burſchen ſich zuſangen und beantworteten, bewegten ſich die beiden breiten Reihen von jeder Seite des Marktplatzes einander entgegen, und die vielen Füße tanzten langſam, rhythmiſch vor und zurück, je nach dem Takte des einfachen Liedes.

Das Lied war feierlich und leicht klagend, und ſeine Melodie bewegte ſich nur in ein paar Tönen. Aber die wunderbare Einförmigkeit und Einfachheit des uralten Tanzes und des Oſterliedes, das ſchon die Väter und Vorväter bei der Wiederkehr des Frühlings hier auf dem Marktplatz getanzt und geſungen hatten, war unergründlich feſtlich ſtimmend auch für die Ohren eines Fremden.

Ich nahm das Lied als Abſchiedsgruß von Griechenland in meinen Ohren mit nach Deutſchland. Und ich ſummte es noch lange gern vor mich hin auf den Feldwegen daheim, als meine Frau und ich uns wieder zuſammengefunden hatten und auf dem

Gut bei Würzburg wohnten, am Nikolausberg, wo einſt meine Mutter geſtorben iſt.

Es war im Mai 1898, als ich dann nach langen Irrfahrten in der mir angeborenen Heimat gelandet bin. Zwei Jahre waren wir, meine Frau und ich, von Hotel zu Hotel und von Land zu Land gezogen und hatten es noch nie zuſammen erlebt, auf altem Erinnerungsboden zu wohnen, in eigener Küche ein nach perſönlichem Geſchmack hergerichtetes Mahl auf dem Feuer zu haben, am häuslich gedeckten Tiſch zu eſſen und vor den Türen Wege zu gehen, die nicht ins Unbekannte, ins Unklare führten.

Hier kannte ich die Ziele eines jeden Feldwegs und jeder Landſtraße. Ich konnte meiner Frau unterwegs berichten, was uns erwartete, wenn wir vom Haus am Berg aus nach Oſten, nach Weſten, nach Norden oder Süden gingen.

Die Hähne, die im Gutshof krähten, waren Heimathähne, deren Laute ich mit mir in der Fremde herumgetragen hatte. Und immer, wo ich auf den Reiſen in den Wanderjahren einen Hahn hatte krähen hören, war das Bild jenes Gutshofes in mir aufgeſtiegen. Und Hahnenſchreie, wo ich ſie auch hörte, hatten mir immer zugerufen, heimzukommen in die Vaterſtadt, dorthin, wo ich einſt ſprechen, gehen, denken, handeln und träumen gelernt hatte. Die Häuſer kannten mich alle noch, ſie, die mit ihren Fenſterſcheiben immer am gleichen Fleck ſtanden und die Menſchen betrachteten, die in ihnen heranwuchſen und von ihnen fortgingen.

Wenige von den Fortgehenden aber waren wiedergekommen, und wenige nickten ihnen zu.

Ich fühlte bei meinen Wegen durch die Stadt, daß diese Häuser, die mir bei meinem Kinderspiel und bei meinem Schulweg zugesehen hatten, die meine Jünglingsgedanken mitgedacht hatten, und die mich nun mit meiner Frau zusammen übers Pflaster wandern sahen, daß diese Häuser mein Besitz waren. Sie waren durchdrungen und in Besitz genommen von den Gedanken meiner früher hier verlebten Jahre.

Und als ich nun so hinging, war mir, als steckten die verschiedenen Häuser an ihren Ecken, Türen, Gesimsen, Dächern, Hauswinkeln, Dachrinnen, Fähnchen heraus, beschrieben mit bunten Sätzen, alten Gesprächsresten, alten Gedankensätzen und alten Vorsätzen.

Pflichten und Erinnerungen standen dort bunt, mal rot, mal gelb, mal blau hingeschrieben auf die beweglichen Wimpeln, die da, nur für mein inneres Auge sichtbar, die ganze alte Stadt reich und lustig schmückten. Da war Kindertorheit und Jünglingsernst, Jünglingstorheit und Mannesernst, Mannestorheit und der Ernst lieber Toten für mich durch alle Gassen verbreitet.

Grundzufrieden war ich dann, wenn ich hinaus vor die Stadt zum Berg zurückkehrte und in der Ferne am Hügelabhang den Giebel des Hauses sah, unter dem meine Frau und ich jetzt lebten. Die Sonne, die wir dort oben auf- und untergehen sahen, kam nicht mehr aus dem Unbekannten, denn auch die Landschaft hier war mein Besitz, sowie es die Gassen der Stadt und die Häuser waren.

Wo überm Maintal, auf fernen Äckern, morgens die Sonne in der Frühdämmerung hergewandert kam, da war ich oft mit meinen Füßen selbst gewandert, und ich kannte die Ortschaften und die Waldstrecken und die Namen der Orte und der Berge so gut wie die Namen meiner Familienangehörigen. Die Sonne kam also nicht aus dem Grenzlosen, Atemlosen, Namenlosen jeden Morgen zu mir.

Ich kannte auch ihren Tagesweg. So weit mein Auge nach Süden und Westen sehen konnte, kannte ich von mittags und bis zum Abend, und bis zu ihrer Untergangsstunde, die Landwege, die Waldwege, die das Himmelsfeuer durchwanderte, so genau wie die Sonne selbst. Und ich wußte, was ihr Licht rundum tagsüber zu arbeiten hatte. Ich kannte die großen Kornstrecken, die verschiedenen Weinlagen, die Obstpflanzungen und die Baumschulen, wo die Sonne überall tüchtig zu tun bekam, um Frucht reifen zu lassen.

Und die arbeitende Stadt im Tal, wo gefahren und gebaut, geboren, geliebt und gestorben wurde, kannte ich innen und außen und wußte, wie die Sonne dort die verschiedenen Straßen zu den verschiedenen Tagesstunden beleuchtete und erwärmte oder mit kühlen Schatten bedeckte.

Ich sah auch über den Bergen dem Mainfluß nach, der, in Windungen fließend, die Sonne auf seinem Wasserrücken spiegelnd, weit bis nach Norden strahlte. Und ich saß stundenlang auf dem Gutshof an der Terrassenecke bei der Fahnenstange, wo ich vor vielen Jahren mit meinem Freunde gestanden, und wo wir wunderlustig gewesen, und freute mich jetzt, heimge-

kommen zu ſein aus der Unendlichkeit. Denn ich hatte damals nicht die Liebe gekannt, nur Lebenspläne und noch keinen Lebensbau. Und hier an dieſer Terraſſenecke, wo ich damals meinen Freund zum Wunderwirken an jenem Auguſtnachmittag erwartet hatte, wurde mir jetzt klar, daß ich auch körperlich und nicht bloß geiſtig in meine feſtliche Weltanſchauung hineingewachſen war.

Jeder Morgen, der über der Stadt im Tal aufging, der den Tau auf den Kleefeldern vor dieſer Terraſſe bläulich aufblitzen ließ, redete nicht mehr vom Gedanklichen des Lebens, nicht mehr von Hoffnungen und Plänen, ſondern von der innerlichſten Innigkeit jedes Tages.

Wenn die Giebelfenſter des Gutshauſes in den Morgenſtunden blitzten, wenn die Fliederbäume, die altgekrümmten, an der Terraſſenmauer blühten oder abblühten; wenn das Finkenpärchen, das in der großen Kaſtanie niſtete, ſein Neſt bauend, ab- und zuflog, wenn die Pfauenhenne oben am Berg, unter einem Buſch verſteckt, wochenlang brütete und der Pfau einſam auf der Terraſſenmauer ſtolzierte und ſchrie, da er Regen erwartete; wenn Türen im Hauſe zuſchlugen, Ketten der Pferde und der Kühe in den Ställen raſſelten; wenn nur ein Strohhalm der vom Einfahren, der letzten Ernte vom Vorjahr draußen am Weg an den wilden Roſenbüſchen hängen geblieben war, dem Vorübergehenden zuwinkte, — dann war alles das nicht ein zwiſchen Himmel und Erde geborener vorüberflatternder flüchtiger Augenblick.

Sondern: das Licht und die Schatten, die Geräuſche und die Ruhe, die Tagesfarben und die

Dunkelheit der Nacht, die Gerüche, die Kälte und die Wärme kamen mir wie Rhythmen der Zufriedenheit meines Herzens vor und kamen mir künſtleriſch zum Bewußtſein. Jeder Augenblick brachte die Anfänge von Gedichten, Liedern und Geſchichten mit.

Und wenn ich mir nur ein wenig Zeit nahm und in mich hineinhorchte, dann konnte ich ein neues Liebeslied ſingen und konnte es ihr, der geliebten Frau, bringen, die, ohne daß ſie mit den Lippen oder mit den Augen danach fragte, mit dem Herzen darauf wartete.

Ein wenig am Berg hinauf, vom Haus fort, ſteht ein großer ſtattlicher Nußbaum. Unter dieſem Baum ſaß ich jetzt oft in den Vormittagſtunden und ſchrieb mir manches Lied auf, und dann kam meine Frau vom Hauſe her mit einem Körbchen und brachte mir, wie eine Maurerfrau ihrem Maurer, Frühſtück auf meinen Arbeitsplatz und ſetzte ſich zu mir unter den Schatten des Nußbaums. Dann aber glaubte ich erſt recht nicht mehr, daß irgendein Menſch das Leben anders als feſtlich anſehen konnte.

In jenen Jahren, die ich im Sommer auf jenem Gut und im Winter in meiner Landeshauptſtadt, in München, mit meiner Frau verbrachte, ſchrieb ich zwei Liederſammlungen, die ich dann als mein erſtes reifes Gedichtbuch unter den Titeln „Die ewige Hochzeit“ und „Der brennende Kalender“ erſcheinen ließ. Mit dieſem Buch beginnt die Dichtungsarbeit meiner Mannesjahre. Die vorbereitende Zeit der ſuchenden Jahre war für meine Dichtung beendet, als man das neue Jahrhundert ſchrieb.

Wenn ich auch noch manche Reiſe im erſten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts und die Weltreiſe im Jahr 1905—1906 rund um die Erde machte, ſo iſt doch nie mehr in mir der Gedanke oder der Wunſch aufgeſtiegen, mich irgendwo für immer in der Fremde feſt niederzulaſſen. Alle weiteren Reiſen unternahm ich aus dem Bedürfnis, Länder und Völker zu ſehen. Aber die Heimat ſtand mir bei allen Reiſen immer wieder als Endziel vor Augen.

Und die Heimat gab mir die Verinnerlichung und die rechte Lebensandacht. Nur auf den Wegen, auf denen man in der Jugend gewandert, kann man im Mannesalter aus dem Chaos der Eindrücke das Hauptſächliche vom Nebenſächlichen trennen, das Wichtige vom Unwichtigen und die künſtleriſche Linie eines jeden in der Fremde erlebten Eindruckes finden. Die Heimat mit ihrer ernſten und von den beſten jugendlichen Vorſätzen durchwärmten Sonnenluft verbrennt die unnützen Stoffe, deren Wichtigkeit und Unwichtigkeit man in der Fremde nur ſchwer unterſcheiden kann.

Man baut auf dem Jugendboden, auf dem man geboren, auf dem man aus dem Unergründlichen, aus dem Unendlichen zur Endlichkeit, ſich einſt ſelbſt geſchaffen hat, am fruchtbringendſten und ſicherſten das weitere Leben auf, nachdem man ſich aus der Fremde genügend Weisheit geholt hat.

Ich erinnere mich noch eines Morgens, da ich mit meiner Frau in dem Atelier in der Rue Boiſſonade, eben jung verheiratet, in Paris wohnte, als zum erſtenmal die Heimatſehnſucht in mir ausbrach. Es

war an jenem Hochſommermorgen, an dem ich, früh aufgeſtanden, allein durch mein ſtilles Stadtviertel zum Park Montſouris ging, zu jenem Park, in dem ich die beiden vornehmen Japanerinnen eines Morgens antraf.

Auf dem Hinweg beim Bronzedenkmal des mächtigen Löwen von Belfort war an einer Straßenecke in der frühen Morgenſtunde ein Geflügelmarkt. In Holzkäfigen eingepfercht, ſteckten die Hähne und die Hennen ihre roten Kämme zwiſchen den Gitterſtäbchen durch, und einige Hähne krähten im Sonnenſchein.

Beim Anblick und bei dem Geruch der Hühner und beim gewaltigen und doch melodiſchen Krähen der Hähne tauchten die würzburger Heimatberge vor mir auf.

Und es war mir, als müßte um die Straßenecke der Weg nicht zum Park Montſouris, ſondern zu jenem Gutshof führen, wo ich in meiner Kindheit mit meiner Mutter zuſammen die erſten Hahnenſchreie gehört hatte, wo ich zum erſtenmal Korn und Klee hatte wachſen ſehen, wo meine Mutter dann geſtorben war und mir die Mutter Erde als ihre Stellvertreterin hinterlaſſen hatte.

Dort in der Ferne bei den Hecken, dort bei Steinbruch und Hügeln, am Kleeacker und am Kornfeld, wo ich als mutterloſes Kind gewandert war, fehlte mir meine geſtorbene Mutter nie.

Die warme Güte der Äcker, die immer am ſelben Fleck ſtillſtehenden alten Bäume, die nur ihren Schatten ein wenig wandern ließen, weiche taumelnde Schmetterlinge und ſummend arbeitende Bienen, gütig duftende

Kräutlein, reifende kleine Erdbeeren und reifende Brombeeren, die Lerchen im blauen Himmel, die Finken und Ammern im Gebüsch, die Schnecken am Weg und die weißen Sommerwolken über den Baumkronen am Himmel, die Ameisen, die über meine Stiefelspitzen liefen, die knallende Peitsche des pflügenden Bauers, die wiehernden Pferde im Acker — sie alle waren mir Liebkosungen der Mutter Erde. Sie waren meinem Lebenssinn erquickend und festlich. Im Sonnenschein, im Regen, im Wind, im Gewitter, in allen Stunden und in allen Wandlungen aller Jahreszeiten, war es mir auf dem Heimatberg, als hätte ich in allen Natureindrücken Hunderte von Müttern gefunden, die lieb und zutraulich mit mir plauderten, mit mir spielten, mich belehrten, mir die Zeit vertrieben und mir Lebensluſt gaben.

Und bei jenem Hahnenschrei, dem ich in Paris an jenem Morgen bei den hohen Weltstadthäusern nachhorchte, riefen jetzt alle diese hundert Mütter vom Heimatberg aus der Ferne her. Deutlich wie die Sonne in jenem Augenblick über Paris und Würzburg zugleich leuchtete, so deutlich sah ich durch jenen Hahnenschrei von Paris nach Würzburg, von meinen Mannesjahren zu meinen Jugendjahren zurück.

Und ein tiefes Heimweh wurde mir zum erstenmal bewußt. Dieses Heimweh war schon lange irgendwo in meinem Dasein wie eine offene blutende Wunde gewesen. Es war mir, als hätte ich plötzlich Blut an meinen Fingern entdeckt, und wußte jetzt erst, daß ich verwundet war. Und ich erschrak. Seit

jenem Hahnenschrei habe ich die Wunde des Heimwehs nie mehr aus den Augen gelassen.

Noch einmal später, auf der Rückreise von Mexiko, als wir bei einem vierwöchigen Orkan die ungeheuren einsamen Wasser des atlantischen Ozeans kreuzten, riefen mir, wenn der Sturm sich mittags für einige Stunden etwas legte, um am Abend mit doppelter Wildheit einzusetzen, einige Hähne, die bei der Schiffsküche in Käfigen als lebender Mundvorrat eingesperrt waren, mit heiligem Krähen die Heimathügel der Vaterstadt über die Wasserberge her.

Und es war mir, als läge mitten im Urweltgebrause des Ozeans irgendwo ganz nah das freundliche sonnenbeleuchtete Maintal mit den Türmen der Vaterstadt und mit den Weinbergen. Ich glaubte bei den Hahnenschreien, das Schiff könne mitten im Sturm jeden Augenblick friedlich zu Hause landen.

Ich vergaß immer wieder die ungeheuren Meilenstrecken, die zwischen mir und Europa lagen, und ich und die Heimat waren einander so nah, wie es mir meine Hand vor meinen Augen war, sobald mitten im Sturmtag jene Schiffshähne krähten.

Süße Zuversicht erfüllt den, für den es kein anderes Weltall gibt als das Herz. Im Herzen gibt es nicht Raum und nicht Zeit, sondern nur herznahes Gefühl. Über Raum und Zeit fort zeigt dir dein Herz deinen ewigen Besitz.

Als ich in späteren Jahren einsam um die Erde reiste und meine Frau in Europa zurücklassen mußte, da war nicht ein Tag, nicht eine Stunde in den sieben Reisemonaten und auf den sieben Meeren bei

allen Wundern der Welt, an denen mir nicht mein Herz überall das Geſicht und die Geſtalt von ihr zeigte, die ich vermißte.

Überall in der Fremde deutete das Herz zuerſt auf ſeinen Beſitz, und dann ließ es erſt meine Augen die Bilder der Fremde wie mit vier Augen genießen, mit den Augen von ihr, die in der Heimat zurückgeblieben, und mit meinen reiſenden Augen. —

Wenn ich jetzt morgens oder abends auf meinem Berg ſtehe, kann mir die Sonne keine entwurzelnde Sehnſucht mehr von Oſten herbringen, und ſie zieht meine Augen abends nicht nach Weſten über unbekannte Grenzen in die Leere fort. Ich bin zufrieden, endlich in der Heimat angekommen zu ſein.

Ich ſehe gern in mich hinein, wie in einen Brunnen, auf deſſen Spiegel ganz unten das Bild der Sonne wie eine Mondſcheibe tanzt. Und neben ihr tanzen auch am Tage alle Sterne. Und ich kann in meinem Innern nicht mehr Tag und Nacht voneinander trennen. Es ſind alle Zeiten und alle Räume in der Lebensſeligkeit des Heimgekehrten.

Die Nachtſtunde, die den Fluß unter meinen Fenſtern lauter rauſchen läßt, iſt nicht dunkler als die Mittagsſtunde, die die Glocken über der Stadt läuten läßt. Der Wintertag, der den Schnee ans Fenſter treibt, iſt dir nicht kälter als der Sommertag, der das Kornfeld gilbt, ſobald du angekommen biſt beim innerſten Weſen aller Dinge, bei der Schöpferkraft des Liebesgefühls, das die Krone aller Gefühle iſt.

Digitized by Google

Du dachteſt zum Beiſpiel, die Sonne ſcheint, und du und deine Geliebte, ihr möchtet in das Grüne unter die Bäume gehen. Aber es regnet im nächſten Augenblick, und, unter der Türe ſtehend, ſtreckſt du die Hand aus und fühlſt die Regentropfen. Du weißt aber bald nicht mehr, daß du den Wunſch hatteſt, unter die Bäume zu gehen, weil die Wolken den Wunſch hatten zu regnen, und die Sonne den Wunſch hatte auszuruhen, und weil du nichts Lieberes unter den Bäumen geſehen hätteſt als die Augen jener, die du liebſt, und die mit dir auf der Türſchwelle ſteht.

Aug' in Aug' mit ihr quält dich nichts. Und ihr laßt beide wunſchlos den Regen fallen, denn keine anderen Wege ſind von Wichtigkeit und von äußerſtem Wert als der Weg von Blut zu Blut bei Zweien, die ſich lieben.

Dieſe Wunſchloſigkeit in der Liebesluſt und in der Heimatluſt zu erkennen, zu pflegen, zu erhalten, das hat Lebensſinn.

Wenn zwei Liebende ſich befriedigen, werden ihre Sinne überall allgegenwärtig im Weltall. Auch wenn die beiden ihr Haus nicht verlaſſen, auch wenn ſie an dem kleinſten Erdfleck Seite an Seite leben. Sie ſind überall allgegenwärtig und allklug, weil ſie Beſitzer der Urkraft des Lebens ſind, der Liebeskraft, aus welcher das Weltall entſprungen und aus welcher alle Leben immer wieder entſpringen.

Seit ich dieſe ſüße Weisheit erfahren, wendete ſich mein Sinn in der Dichtung dem Beſingen und

Preiſen dieſes edelſten und ſchöpferiſchſten Gefühles aller Gefühle zu.

Die mir liebſten Gedichte, die ich von anderen Dichtern leſe, ſind die Gedichte, die das erhöhte Gefühl, das Liebesgefühl, mit ſeinen tauſend und abertauſend Stimmungen, geſteigert aus Sehnſucht, Zweifel und Erfüllung verkünden und die zugleich die Natur beſingen.

Als ich von Griechenland zurückgekehrt war, kam mir eine kleine neue Ausgabe der Geſchichten von „Tauſendundeine Nacht" in die Hände. Ich hatte einige der Geſchichten früher ſchon in Sammelbänden geleſen, aber niemals gewußt, daß in dieſe Geſchichten die ſchönſten Liebeslieder eingeſtreut ſind. Denn man hatte in den früheren Ausgaben jene kurzen Lieder nicht mitgedruckt.

Dieſe kleinen arabiſchen Lieder aus „Tauſendundeine Nacht" wurden dann meine Lehrer. Ich mußte ſie leſen und immer wieder leſen und ſie ihr, die ich liebe, immer wieder vorleſen. Und dann wurden die Verſe noch ſchöner, wenn ich ſie von Herz zu Herz hinſagte. Dann waren ſie nicht bloß geiſtvoll, rhythmiſch und innig. Dann waren ſie wie von ihr und mir geboren. Dann hatten ſie ihre und meine Augen und hatten Menſchenhände und Menſchenſtimme und waren nicht mehr kleine gedruckte Gedichte, ſondern wurden lebende Weſen.

Wie die Amſel, die auf die Fenſterbank geflogen kommt, die vorher irgendwo unſichtbar geſungen hatte, und die von der Fenſterbank ſich einſingt in die Menſchenbruſt, wo ihr Lied wohnen bleibt, ſo

zahm wurden die kleinen Gedichte, und so wunderbar verschwanden sie in uns und sangen dort fort und fort.

Aus den kleinen Reclambänden von „Tausendundeine Nacht", in welchen ich diese schönsten, nur den Liebenden verständlichen Lieder, die mit der Liebe leiden und jubeln können, gefunden hatte, schnitt ich alle diese Gedichte heraus und klebte sie in ein dauerhaftes, in Leder gebundenes Buch.

Und diese Gedichte, deren Dichter tot und verschollen sind, deren Namen ich nicht kenne, deren Lebenszeiten ich nicht kenne, waren meine Lieblingsgedichte in jenen Jahren. Jene toten Dichter und die von ihnen geliebten Frauen gingen als gute Freunde bei uns umher, und ich versuchte ihnen nachzutun und zu dichten in ihrem Sinn kurz und eindringlich. —

In Japan gilt ein gutes Gedicht als höchste nationale Leistung in Friedenszeiten. Von Japan, wo der Kaiser und die Kaiserin jährlich mit dem Volk sich um einen Preis in der Dichtung bewerben, von Japan, das unsere Maschinenkunst und unsere Kriegskunst angenommen hat, können wir Europäer diese Friedenskunst erlernen.

Kunstwerke bedeuten dort Heldentaten in Friedenszeiten. Mit möglichst wenig Worten in der Dichtung eindringlich viel sagen, mit möglichst wenig Linien und Farben viel in der Malerei ausdrücken, mit wenig Tönen in der Musik Unendliches geben — dieses hätten

wir in der nächſten Zukunft von den Künſtlern des Oſtens zu lernen.

Auch die Art, wie Kunſtwerke zu genießen ſind, und daß ſie nur in einer Art genoſſen werden können, dies wollen wir von jenen lernen, die ſeit Hunderten von Jahren die Künſte inniger pflegten als wir.

Ein Gedicht des Kaiſers wird in Japan fünfmal vorgeleſen, ein Gedicht der Kaiſerin dreimal, ein Gedicht eines Bürgerlichen zweimal.

Wenn ich dieſes berichte, ſo bin ich nicht der Meinung, daß gerade dieſe Unterſchiede nachahmenswert ſind. Sondern ich will nur darauf hinweiſen, daß ein Gedicht nicht vom einmaligen Vorleſen, wie es bei unſeren öffentlichen Vorleſungen geſchieht, verſtanden oder voll aufgenommen werden kann. Wie man den edlen Wein langſam auf der Zunge koſten muß, um ſeine Blume feſtzuſtellen, ſo iſt es mit einem edlen Gedicht, es will langſam und nachdenklich aufgenommen ſein. Und zum langſamen Kunſtgenießen muß das europäiſche Publikum erſt erzogen werden.

Zweimal und mehr muß jedes gute Gedicht geleſen werden, ehe ſein Sinn und ſeine Schönheit im Herzen des Zuhörers keimen können. Ein gutes Gedicht kann immer wieder anders und neu, innerlich und äußerlich, im Gefühlsſinn und im Wortlaut, genoſſen werden. Ein Gedicht iſt unerſchöpflich, unergründlich wie das Himmelsblau, wie das Meerblau, wie ein Menſchenauge, wie ein Sternhimmel. Bei allen dieſen Leben können wir von unendlichen Lebenswerten träumen, ſo auch bei dem Gedicht und bei

jedem Kunſtwerk, wenn wir es langſam und öfters auf uns wirken laſſen. —

Ich erinnere, daß man mir einmal, als ich Kind war, kleine Holzformen geſchenkt hatte, die, in feuchtem Sand gepreßt, hübſche Sandkuchen gaben. Dieſe Sandkuchen bereitete ich auf einem Brett und freute mich ihrer Figuren. Aber wie erſtaunt war ich, daß die Figuren, ſobald die Sonne das Brett beſchien, in kleine Sandhäufchen zerfielen.

Ich fand dieſen Zerfall unerhört, und er grämte mich jedesmal bitterlich. Wenn die Figuren noch ſo ſchön ſcharf geſchnitten in Schneckenform und Sternform vor mir lagen, nach ein paar Stunden waren ſie in formloſe Sandhäufchen zerkrümelt.

Ich ſann damals vergebens darüber nach, wie ich die Form im Sand feſthalten könnte. Meine Luſt und meine Kraft waren gründlich beleidigt von der unüberwindlichen Vergänglichkeit, die mir da beim Spiel entgegenarbeitete, ohne daß ich ſie hindern konnte.

Und ich grübelte nach und meinte, es müßte da doch etwas geben, was nie zerfallen dürfte, etwas, das ewig ſeine Form behalten müßte. Und ich ſagte mir, daß ich, wenn ich groß ſein würde, keine Arbeit tun möchte, die zerfallen könnte. Ich wollte mich nicht von der Vergänglichkeit kränken laſſen. Wenn meine Arbeit, die ich mit aller Luſt getan, ſpurlos verſchwinden ſollte, ſo würde mir das Leben keinen Spaß machen.

Derart grübelte ich als Kind betrübt vor den kleinen Sandhäufchen, aber ich wußte nicht, was ich

tun müßte und was von allem auf Erden immer unzerstört fortdauern könnte.

Als ich erwachsen war, fand ich, daß von allem das Liebesgefühl das Unvergänglichste und Ursprünglichste ist und bleibt. Das Weltall verjüngt sich immer wieder durch Liebe. Liebe ist die Schöpferkraft des Alls. Wenn du von Liebe singst, können die Menschen der kommenden Zeiten dein Lied miterleben, und das Lied wird nicht veralten, sobald du es vom tiefsten Gefühl durchdrungen dichtetest.

So wie du ein vielhundertjähriges kleines Liebeslied von Walter von der Vogelweide, das Lied „Tantaradei", heute noch beim Lesen erlebst, als dichtete es nicht ein Toter, sondern dein Herz, so werden alle Lieder, die das tiefe Liebesgefühl besingen, warm bleiben wie ein lebender Körper, auch wenn das Herz, das das Lied gesungen, längst ein Häufchen zerkrümelter Staub ist.

Solche Erkenntnisse waren in anderen Zeiten unnötig, weil sie Selbstverständlichkeiten gewesen sind. Die Menschen anderer Jahrhunderte haben sich nie über die Liebeskraft Gedanken machen müssen und nie der Liebe Schöpferkraft betonen müssen.

Aber dieses war anders im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, wo man achselzuckend von Liebesdichtern, Liebesliedern und von jeder selbstverständlichen Liebesinnigkeit sprach. Die Menschen damals und viele auch heute noch meinten, das Liebesgefühl wäre dichterisch so gründlich ausgebeutet

worden, daß man nicht mehr darüber dichten, nichts mehr darüber sagen könne.

Denn viele schlechte seichte Romane und weichliche, aber nicht leidenschaftsstarke Liebeslieder waren in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts so reichlich verbreitet worden, daß man derartige Bücher und Gedichte gut genug für schwache Frauen fand, aber nicht ausreichend zur Erquickung für den Mann.

Der Wert jener schwächlichen Liebesliteratur war aber im letzten Grunde für Männer wie für Frauen, welche vom Gedicht echte Empfindung und keine Empfindsamkeit erwarteten, gleich Null. Und so verbreitete sich die irrtümliche Ansicht, daß die Liebesdichtung sich ausgelebt habe.

Und man meinte, daß die Liebesdichter nur Sonne — Wonne und Herz — Schmerz reimen könnten. Diese Ansicht wäre wohl zutreffend gewesen, wenn die Dichter schwache, idealistisch empfindsame Naturen geblieben wären, deren es so viele vor dem Umwerten aller Werte gab, ehe in den achtziger Jahren künstlerische Selbstzucht einsetzte, die sowohl die Musiker und die Maler, wie die Dichter packte und allen europäischen Ländern neues Kunstleben gab. In Deutschland waren es Liliencron, Dehmel, Stefan George, Wedekind, die die Liebe in neuer Weise verkündeten, teils in gesteigerter Leidenschaft, teils in überraschenderer Ausdrucksweise, mit treffenderem und gewagterem neuen Bilderreichtum und mit neuen Vergleichen.

Aber erst dem neuen Jahrhundert blieb es vorbe-

halten, die neue Liebesnote dieſer Dichter und ihre künſtleriſche Schönheit anzuerkennen. In den zehn Jahren von 1890—1900, in welche Zeitſpanne meine Wanderjahre fallen, und über die ich hier meine Gedanken niederlegte, kämpften jene Dichtergeiſter noch um ihren Lorbeer. Die Kritik und die Volksmeinung ſchlug damals mit Diſteln nach denen, die das Liebesfeuer in der Dichtung nicht untergehen laſſen wollten, und die die Verkünder der herzlichen Leidenſchaft blieben.

Spätere Jahrzehnte werden ſich kaum vorſtellen können, welches Kämpfen um die ſelbſtverſtändlichſten Gefühle die Dichter und alle Künſtler der neunziger Jahre durchmachen mußten.

Denn unter den Bürgern herrſchte damals eine allgemeine Abkehr in der Kunſt von den Liebesempfindungen fort. Man wollte nur Tagesfragen bedichtet wiſſen, Soziales, Politiſches, Philoſophiſches. Und dasſelbe forderte man von Roman und Drama, in denen es ſich immer um Entwicklung von Problemen und nicht um das Aufeinanderprallen von leidenſchaftlichen Gefühlen handeln ſollte.

Jetzt neigt die Zeit wieder dem Gedichteleſen zu und dem Leidenſchaftlichen in der Dichtung. Die verſchiedenen neuen Dichter haben ihre verſchiedenen neuen Formen gefunden, und das bedichtete Liebesgefühl darf wieder ſeinen ſelbſtverſtändlichen erſten Platz einnehmen, und der bedichtete Gedanke erhält den zweiten Platz, wie es zu allen Zeiten früher ſelbſtverſtändlich war.

Wäre die Welt immer in harmoniſchem Gleichgewicht erlebt worden, hätte man nicht Götterlehren über Götterlehren ſeit Tauſenden von Jahren gegründet und eingeriſſen, dann würde das Menſchengeſchlecht in feſtlicher Selbſtverſtändlichkeit das Daſein erleben und immer wieder erlebt haben. Aber Götterfurcht und Menſchenfurcht haben das, dem Menſchen ebenſo wie allen Leben, angeborene Weltfeſtlichkeitsgefühl getrübt.

Die Menſchen haben ergründen wollen, anbeten wollen, hinein geheimniſſen wollen, da wo nichts anderes herrſcht als das geheimnisloſe, freie und in ſich ſelbſt andächtige Weltalleben, bei deſſen Feſtlichkeit wir alle zuſammen Anbeter und Angebetete, Schöpfer und Geſchöpf zugleich ſind. So wie im Liebesverhältnis zwiſchen Mann und Frau jeder Anbeter und Angebeteter zugleich iſt.

Alle Leben, die ihr um euch ſeht, die Leben der großen Sterne und der kleinſten Atome, ſie ſchreiben ihre Lebenszeile. Und die Weltallrune, an der alle Leben ſchreiben, an der wir alle leidenſchaftlich mitſchreiben, ſie zu entziffern, braucht es keiner Wiſſenſchaft — nur Liebesgefühl.

Wer das Liebesgefühl erkannt hat, wer ſich als Mann mit ſeiner Frau als Angebeteter und Anbeter zugleich fühlt, dem offenbart ſich die Weltallgeheimſchrift in ihrer unendlichen Klarheit, ohne Wiſſen und ohne Denken, im einfachen herzlichen Feſtlichkeitsgefühl.

Und die Frau wie der Mann ſind in dieſem

Gefühl gleichwertig klug, gleichwertig weiſe, und ſie gewinnen in der Liebeserkenntnis alles Wiſſen aller Unendlichkeiten ohne Grübeln.

Die Furcht vor Göttern und die Furcht vor Menſchen wird auf der Welt für alle Zeiten überwunden ſein, ſobald die Menſchheit wieder die Weisheit der Weltallfeſtlichkeit annimmt, die den Völkern im Urzuſtand bereits Eigentum war. Bei ſelbſtverſtändlichem Welternſt und ſelbſtverſtändlicher Weltfeſtlichkeit wird die im Liebesgefühl ſelbſtbewußt gewordene Menſchheit nie mehr verarmen.

Ich will in einigen Sätzen noch einen Überblick geben zum Verſtändnis jener Weltanſchauung, die ich für die kommende halte:

Die Anſchauung von der Weltfeſtlichkeit befiehlt dir nichts. Sie läßt dich als freigeborener Menſch, nur der eigenen Verantwortung unterworfen, frei handeln, nachdem ſie dir feſtgeſtellt hat, wer du biſt, und geſagt hat: du biſt der Beſitz aller, und du ſelbſt beſitzt alles.

Daraus ziehe dann jeder ernſte Menſch ſelbſt die Schlüſſe für ſeine Verpflichtungen und ſeine Anſprüche an die Lebensfeſtlichkeit.

Die lebensfeſtliche Weltanſchauung ſagt

dir: dein Lebensheil liegt in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Dein Heil erwartet dich nicht erst nach dem Tode. Denn du warst, du bist und du wirst ewiger Mitgenießer, Miterleber und Mitschöpfer des Weltalls sein. Du trägst die Ewigkeit in dir. Du bist kein schwaches Geschöpf. Du bist Schöpfer und Geschöpf immer zugleich gewesen und wirst es bleiben in Unendlichkeit.

Du brauchst nicht auf deine Erlösung zu warten. Du hast dich mit allen Leben zugleich selbst geschaffen, und du erlöst dich von Leben zu Leben selbst, von tätigem Fest zu tätigem Fest.

Dein Wesen ist Schöpferkraft; Ewigkeit ist dein Weg; und Seligkeit ist dein Urzustand.

Du nimmst Strafe und Lob von dir selbst und von allen, die mit dir leben, in Empfang. Aber deine Strafe und dein Lob, beide sind nicht ewig, so wie es deine Gestalt nicht ist, in der du Strafe und Lob erlebst.

Du verwandelst dich von Leben zu Leben, denn du willst immer schaffen, und dieses ist deine Lust und deine Seligkeit.

Sind jemals unter früheren Weltanschauungen Verbrechen, Schlechtigkeiten, Kriege und Kämpfe abgeschafft worden? Nein. — Und so wird auch diese Weltanschauung nicht die notwendigen Ver-

wandlungen, nicht den Lebenswechsel, abschaffen können oder abschaffen wollen. Begierden, gute und böse, werden mit jedem neuen Menschen, mit jedem neuen Tier, mit jedem neuen Lebewesen neu geboren.

Das Wasser, das vom Himmel regnet, verdampft wieder in den Himmel zurück. Es stirbt mit jedem Lebewesen aus dem Leben ein Herd von Begierden. Aber mit jedem Neugeborenen kommt ein neuer Begierdeherd ins Leben.

Das Leben wird nicht besser und nicht schlechter, denn es war seit Ewigkeit festlich in seinem Wechsel von Licht und Schatten, in seinem Wechsel von Schuld und Unschuld eine Festlichkeit.

Aber, wenn ihr Menschen die Verantwortlichkeit des Lebens in Zukunft auf euch selbst nehmt, wenn ihr wißt, daß ihr euch schafft, daß ihr eure Leiden wollt wie eure Freuden; daß es nichts Besseres für euch gibt als das, was ihr schon besitzt, — diese Erkenntnis von der Weltfestlichkeit wird euch das Leben aufmerksamer, inniger, teilnehmender aber auch sanfter, ruhiger und verzichtender im Wandel von Leben zu Leben genießen machen. Diese Erkenntnis wird euch aufrichten. Denn ihr wißt nun, ihr seid im tiefsten Grund allwissend und allgegenwärtig. Ihr seid der Herr eures Glückes und eures Unglücks. Ihr seid Schöpfer und Geschöpf der Weltschöpfung. Und alle, die ihr um euch seht und hört und fühlt, sind es mit euch.

Welch eine Feststimmung bringt euch dieses

Bewußtſein, daß ihr Herr und Genoſſe der Ewigkeit und aller Leben ſeid!

Keine tote Welt, keine toten Dinge, keine Einſamkeiten bedrücken euch mehr. Ihr wißt, euer Leben liegt von euch gewünſcht, erſchaffen und erhalten auf dem Weg der Tätigkeit, der Liebe und der Weisheit, von Leben zu Leben, ewig vor euch.

Wenn ihr nun in euren Zimmern und auf allen Wegen, wo ihr unterm Himmel weilt, wißt, daß ihr ſogar mit allen Gegenſtänden Gedanken, Eingebungen und Erhebungen, unbewußt und bewußt, austauſchen könnt und zugleich wißt, ihr ſeid von allen Leben, auch von den ſogenannten toten Dingen, verſtanden und gefühlt, und es wird euch von ihnen geantwortet, — ſo werdet ihr mehr von euch ſehen als je, mehr fühlen und mehr erleben als je, und ihr werdet der Welt mehr Augen, mehr Hände, mehr Ohren und mehr Herzen geben, und auch der ſogenannten toten Welt um euch, der ihr früher aus Unverſtändnis das Leben abgeſprochen habt. Und dieſes bewußte oder unbewußte Verſtehen- und Sprechenlernen mit allen Dingen bedeutet ſowohl eine nützliche als eine künſtleriſche Bereicherung eures Daſeins. Unerſchöpfliche Lebenseindrücke und Lebenserregungen ſind euch damit erſchloſſen, wenn ihr euch als den Beſitz aller fühlt und zugleich wißt, daß ihr alles beſitzt.

Jetzt sind es bald dreiundzwanzig Jahre, daß ich diese Erkenntnis mit mir trage. Aus meinen Wanderjahren wird jeder ersehen, wie schwer es mir war, mich an das neue Licht zu gewöhnen, und wie ich das Festlichkeitsgefühl noch nicht besaß, als ich es nur im Geiste aufgenommen hatte, und wie die Erkenntnis vom Fest des Lebens erst allmählich von meinem Körper Besitz ergriff. Mir war es zuerst, wie es Aladdin ergangen ist in jenem Märchen, als der Berg Sesam sich öffnete, und der junge Mann die Haufen von kopfgroßen Edelsteinen vor sich im Dunkeln leuchten sah. Ich wußte nicht, wo ich zuerst zugreifen sollte, bis die Weltanschauung selbst von mir Besitz nahm.

Die da glauben, der Mensch allein führe ein inneres Leben, nur er sei fühlend, nur er sei klug und gerecht, denen erwächst ein Stolz, der blind und unzugänglich gegen die anderen Leben im Weltall macht. Wer sich dünkt, mehr und besser zu sein, edler als die Tiere und die Pflanzen und die Erde und alle Dinge, weil er ein Mensch ist, dieser Mensch hat dadurch, daß er so denkt, den Anschluß an die Welt und an sich selbst an seinen eigenen Urzustand eingebüßt.

Als Kinder haben wir den Anschluß an die Welt unbewußt mitgebracht. Aber mit zu kurzem Weltverstehen schneiden wir später den Anschluß ab an unsere eigene angeborene Ewigkeit, den Anschluß an die angeborene Weltallfestlichkeit, den feierlichen Anschluß zum Verständnis aller Leben, die außerhalb der Menschheit liegen.

Nichts weiter als den uns angeborenen und nur zeitweise verloren gegangenen Anschluß an das Weltall, an des Weltalls festliches Leben, will ich mit meinem „Gedankengut aus meinen Wanderjahren" in den Lesern dieses Buches erwecken und ins Bewußtsein zurückrufen.

In den siebzig Tagen und Nächten, während ich das Zimmer nicht verlassen konnte und ich dieses Buch bedacht und geschrieben habe, kam täglich nach Sonnenuntergang der Venusstern, der in diesem Winter ungewöhnlich stark leuchtend war, in das dunkle Fenstervierеck meines Zimmers. Der Stern hat mit seinem begeisterten Licht treu zu meinen Gedanken gehalten und mir Kraft und Ausdauer gegeben, sie niederzuschreiben. Der Stern stand wie ein geschliffener Stein im Dunkeln, funkelnd wie das Ziel meiner Gedanken.

Ich stelle mir vor, ich hätte den blitzenden Punkt in einen Ring fassen können und hätte diesen der Frau an den Finger gesteckt, die mit ihrem Leben mein Herz in der Hand hält, dann würde sie nun ans Ende der letzten Zeile dieses Buches den Ringstein, den Venusstern, als Siegel aufdrücken, als Bestätigung der erlebten Wahrheiten meiner Worte.

Möge der Liebesgeiſt und der lebensſtärkende Glanz dieſes Sternes durch dieſe Blätter leuchten und im Namen aller Leben, aller Sterne und im Namen unſerer Erde dieſem Buch das Geleit geben.

Würzburg, Oſtern 1913

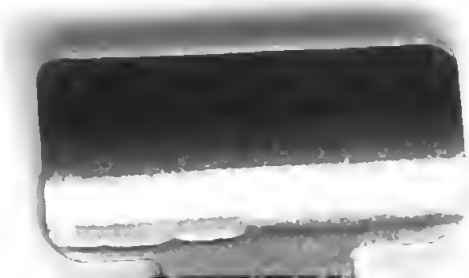
Max Dauthendey

562787

Max Dauthendey

# Gedankengut aus meinen Wanderjahren

Zweiter Band

II

Verlag Albert Langen / München